3 1761 08167680 1

Im Kampf um Süd-Afrika

A. de Wet und v. Doornik

DER KAMPF in der KAPKOLONIE

J. F. LEHMANN'S VERLAG
MÜNCHEN

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diebureninderkap00weta

Im Kampf um Südafrika.

Die Buren in der Kapkolonie im Kriege mit England.

S. G. Maritz

Die Buren in der Kapkolonie im Kriege mit England

von

Kommandant **A. de Wet**, Adjutant **H. v. Doornik** und **G. C. du Plessis**,

mit Benutzung der Aufzeichnungen von Hauptkommandant **Lategan** und anderer Kommandanten, sowie nach den amtlichen Berichten von General **Smuts.**

Mit 48 Abbildungen nach Originalphotographien und nach Vorlagen von Anton Hoffmann.

Herausgegeben und übersetzt von **A. Schowalter.**

München

J. F. Lehmanns Verlag.

LIBRARY
SEP 24 1912
UNIVERSITY OF TORONTO

DT
932
W415

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort.

Andries de Wet ist in Deutschland kein Fremder. Viele Tausende, ja mehr als Hunderttausend, haben ihn auf den großen Volksversammlungen des Jahres 1901 kennen gelernt. Sie alle werden es zu schätzen wissen, daß er nach all den Begeisterungsstürmen und Huldigungen den Weg zurückgefunden hat zu dem Schauplatz der letzten Kämpfe seines Volkes und so als Augenzeuge erzählen kann von dem Ausgange des heldenmütigen Freiheitskrieges der südafrikanischen Brüder. Seine Freundschaft mit General Maritz und Kommandant Neser hat ihm die authentische Feststellung auch von Ereignissen ermöglicht, bei denen er nicht persönlich zugegen war.

Du Plessis ist eines der Opfer des Krieges, und seine Leidensgeschichte kennen viele seiner Freunde im Rheinlande. Sie werden es begrüßen, auch seine Kriegserlebnisse aus seinem Munde hören zu können.

Van Doornik ist ein junger Holländer, der mitgekämpft hat bis ans Ende und außer seinen sorgfältigen Aufzeichnungen auch die des Hauptkommandant-Assistenten Categan und des Kommandanten Conroy zu benützen Gelegenheit hatte.

Die Berichte von General Smuts vervollständigen diese Aufzeichnungen.

So ist das vorliegende Buch die erste umfassende, zuverlässige Darstellung des Krieges in der Kapkolonie, von dessen Gang und Umfang, zumal in seinem letzten Stadium, sich bisher kaum jemand in Europa ein richtiges Bild machen konnte.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Hauptstück. Die Hereinziehung der Kapkolonie in den Krieg zwischen England und der Südafrikanischen Republik, ihre Ursachen und Folgen. Von Andries de Wet 1

II. Hauptstück. Der erste Einfall in die Kapkolonie. Von G. C. du Plessis 14

1. Das erste Gefecht des ganzen Krieges. Eroberung eines gepanzerten Zuges 14
2. Vrijburg „proklamiert" 17
3. Gefechte um Kimberley 18
4. Die Schlacht von Belmont 22
5. Die Schlacht bei Graspan 25
6. Die Schlacht am Modderflusse 27
7. Die Schlacht bei Magersfontein 33
8. Letzte Gefechte um Kimberley. Entsatz der Stadt . . 41
9. Von Kimberley bis Mafeking 48

III. Hauptstück. Die Kämpfe südlich des Oranjeflusses. Von H. van Doornik und G. C. du Plessis 57

1. Die Besetzung von Colesberg. Von H. van Doornik 57
2. Die Kämpfe um Stormberg. Von G. C. du Plessis 62

IV. Hauptstück. Eine Expedition nach dem Nordwesten der Kapkolonie. Von Andries de Wet 68

V. Hauptstück. Der neue Vorstoß der Freistaater. General Christian de Wet und Richter Hertzog. Von H. van Doornik 85

1. Der erste Einfall de Wets 85
2. Mit General Hertzog und Kommandant Brand . . . 87
3. General de Wets zweiter Einfall 95

Seite

VI. Hauptstück. Mit General Kritzinger. Von H. van Doornik 106
1. Zum ersten Male in der Kolonie 106
2. Zum zweiten Male in der Kolonie 108
3. Im Freistaate 111
4. Wieder auf dem Wege in die Kolonie 116
5. Zum dritten Male in der Kolonie 121

VII. Hauptstück. Kommandant Hendrik Lategan. Von H. van Doornik 127
1. Die Thätigkeit seines Kommandos 127
2. Das Schicksal eines Rebellen aus Lategans Kommando 152

VIII. Hauptstück. Die fliegenden Kommandos in der Kapkolonie. Von H. van Doornik 139

IX. Hauptstück. Der organisierte Widerstand im Nordwesten. General Maritz. Von Andries de Wet . . 159
1. Wie Maritz nach dem Nordwesten kam 159
2. Maritz im Verteidigungskampf 163
3. Maritz im Angriffskriege 177

X. Hauptstück. Die Neuorganisierung des ganzen Kampfes in der Kapkolonie. General Smuts. Von General Smuts und A. de Wet 182
1. Mit 200 Transvaalern nach der Kapkolonie. Von General Smuts 183
2. Wie ich zu General Smuts kam. Von Andries de Wet
3. Die organisatorische und militärische Thätigkeit von General Smuts Von Andries de Wet 203
4. Die Fortsetzung der Kriegsoperationen während der Friedensverhandlungen. Von Andries de Wet . . . 229

XI. Hauptstück. Die Frauen im nationalen Kampfe. Von Andries de Wet 234

XII. Hauptstück. Der Friede. Von Andries de Wet . . . 242

XIII. Hauptstück. Aus der Heimat vertrieben. Von Andries de Wet 258

XIV. Hauptstück. Wird dieser Friede von Dauer sein? Von Andries de Wet 272

Anmerkungen 287

Sachregister 289

Erstes Hauptstück.

Die Hereinziehung der Kapkolonie in den Krieg zwischen England und der Südafrikanischen Republik, ihre Ursachen und Folgen.

Von

Andries de Wet.

Gleich zu Beginn des Krieges — und nach den ersten raschen Erfolgen aufs neue — drangen die Heere der Buren nach dem Süden vor, teils in der Absicht, den Feind zur Ausdehnung seines Operationsfeldes zu zwingen, teils in der Überzeugung, daß die errungenen Erfolge nur ausgenützt werden könnten bei einer ausgedehnten Besetzung des englischen Gebietes, teils gerufen von den englischen Kolonisten selber, welche brannten vor heiligem Eifer, ihren Brüdern im Kampfe für Recht und Freiheit zur Seite zu stehen.

Die Verschwörung in der Kapkolonie.

In einer Zeit, wo fast alles, was von Angehörigen fremder Völker unter den Buren wohnte, für deren Sache die Waffen ergriff, war es gewiß nicht wunderbar, wenn auch in der Kapkolonie, deren Bewohner mit denen der Republiken nicht nur blutsverwandt im weiteren Sinne, sondern vielfach

Kinder derselben Eltern waren oder sonst im engsten Familienzusammenhange mit ihnen standen, sich für das Geschick der beiden kleinen Republiken interessierten und in einem Kampfe, der ausgesprochenermaßen zum Ziele hatte, die Kraft des selbständigen Afrikanertums zu brechen, auf ihre Seite traten. Es bedarf nicht der englischen Erklärung, als habe eine Verschwörung in Südafrika bestanden zur Verdrängung des englischen Einflusses, um den Anteil der Kapkolonie an dem südafrikanischen Kriege zu rechtfertigen. Das gleiche Blut, die gleichen Ideale und der allgemein menschliche Grimm über schnöde Gewaltthat und heuchlerische Politik sind genügende Erklärungsgründe. Es ist wahr, daß uns die Kapkolonisten mit offenen Armen aufnahmen, ja uns Vorhalte machten, daß wir so spät kämen, was ja in der That einer unserer größten Fehler war. Aber darum ist doch nichts unrichtiger als die Behauptung, daß die Sache in der Kolonie vorbereitet gewesen wäre. Herz und Gewissen erlaubten den Afrikanern in der Kapkolonie nicht, ihre Brüder in ihrem Todeskampfe allein zu lassen. Wenn sich diese Einmütigkeit der Gesinnung nicht schon in früheren Fällen gezeigt hatte, oder doch nicht in gleichem Maße wie diesmal, so lag das daran, daß der Kampf noch nie so schwer gewesen war wie diesmal, und daß die angeborene und anerzogene Loyalität des kapländischen Bauern ihm einen Widerstand mit Waffengewalt gegen die Obrigkeit als ein kaum zu verantwortendes Unternehmen erscheinen läßt. Dem Buren liegt nichts ferner als revolutionäre Gesinnung, und es bedarf gewaltiger, erschütternder Vorgänge — Vorgänge, wie sie zum Kriege von 1899 führten —, um sein ganzes Innere so in Erregung zu bringen, daß es überschäumt, und um ihm die Waffe der Notwehr in die Hand zu drücken. Hätte vorher irgend eine fremde Macht gewagt, Englands Besitzrechte in Südafrika anzutasten, so hätten die Buren der Kolonie im Notfalle sicher Mann für Mann die Waffe für die Königin von England ergriffen; und vor ein paar

Jahren noch hatte die Kolonie es fast stillschweigend geduldet, daß das Ministerium sich bereit erklärte, die Hälfte der englischen Kriegskosten zu tragen, wenn es infolge des Streites um die Furten zu einem Kriege zwischen England und Transvaal käme, und auch sonst England nach Kräften zu unterstützen.*)

Die Kapkolonisten vor dem Kriege.

Ich kann aus eigener Erfahrung reden und behaupte heute noch, daß England nie eine loyalere Kolonie gehabt hat, als es die Kapkolonie vor dem letzten Kriege war. Aufstand oder auch nur Widersetzlichkeit war eine unbekannte Erscheinung. Ruhig und friedlich ging man seinen Geschäften nach, die Treue gegen die Königin war mustergiltig, und auf die Bewohner der Republiken sah man zum großen Teile stolz herab. Man fühlte sich dem Engländer fast mehr verwandt als dem „Bauer" der Republiken. Vielfach war in der Kapkolonie „englisch" gleichbedeutend geworden mit „vornehm", und in der „besseren" Gesellschaft durfte burisch weder gesprochen noch geschrieben werden.

Die Kapkolonisten waren im großen und ganzen bis zum Einfall Jamesons eher geneigt, in Transvaal ein Hindernis für die wirtschaftliche Einigung Südafrikas zu erblicken als in England. Die Leidensgeschichte ihrer Väter war bei ihnen mehr oder minder in Vergessenheit geraten, oder sie zogen absichtlich einen Schleier darüber und hatten mit der Vergangenheit abgeschlossen, um ganz ihren gegenwärtigen Pflichten zu leben. Wenn ja hin und wieder eine englische Kulturthat ihr Mißtrauen wachrief oder ihr Blut in Wallung brachte, so wohnten sie einerseits nicht nahe genug bei einander, um all den Zündstoff zusammenzutragen zu einem Feuer der Empörung, und anderseits ist der Bur von Natur langsam in Entschlüssen von weittragender Bedeutung. So lange er es

*) Siehe die „Lebenserinnerungen des Präsidenten Krüger", S. 165 bis 166. D. H.

irgendwie ertragen kann, läßt er sich alles gefallen — wenigstens das ältere Geschlecht.

Der Afrikaanderbond.

Wohl bestand und besteht der „revolutionär" gescholtene „Afrikaanderbond". Ich bin Mitglied gewesen von der Zeit an, da es mir mein Alter ermöglichte, und mehrfach auch als Abgeordneter gewählt worden; ich kann aber bezeugen, daß in keiner Sitzung oder Versammlung der Gedanke einer Lostrennung von England auch nur in den Bereich der Debatten gezogen wurde. Der Bund will nichts anderes als Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen und Umgestaltung unzuträglicher bureaukratischer Verordnungen und Gesetze zu einer den afrikanischen Verhältnissen angepaßten Form. Daß in diesen Fragen der Afrikaner ein sachverständigerer Beurteiler ist als der englische Beamte, versteht sich doch von selbst, und er muß in dieser Beziehung seine Interessen selbständig wahrnehmen. Ich will ein Beispiel anführen. Da war durch Gesetz bestimmt worden, daß alle Güter eingezäunt sein müßten. Man bedenke, was das für Afrika heißen will! Daß die Einzäunung im Interesse der Verwaltung und der Besitzregelung liegt, daran zweifelt niemand. Aber sie verursacht auch unerschwingliche Kosten. Das Gut meines Vaters zum Beispiel, das nicht einmal eines der größten in der Kapkolonie ist, umfaßt 36000 englische Morgen; eine Seite abzugehen, erfordert 6—8 Stunden. Das Land ist meistenteils nur zur Weide geeignet; Bäume wachsen dort nicht ohne regelmäßig künstliche Bewässerung. Das Gut rentiert also sicherlich nicht so gut, daß eine Umzäunung der ungeheuren Fläche leichten Herzens beschlossen werden könnte. Dazu kommt, daß nirgends in der Nähe ein Stein zu gewinnen ist zum Bau einer Mauer. Die Umzäunung müßte von Draht und eisernen Pfählen hergestellt werden. Die Bezugsquelle dafür ist London. Und das gerade ärgert den Bur, daß immer die Gesetze, die Englands Industrie und Handel großen Vorteil bringen, die nötigsten sind. Dagegen wehrt sich auch der Afrikanerbund,

zumal durch ein Gesetz wie das erwähnte dem Bur sein geringes bares Betriebskapital genommen oder sein Gut mit Schulden belastet werden müßte. Ist dagegen ein Gesetz seinem Grundgedanken nach gut und nur in der Form verkehrt, so finden sich immer die nötigen Leute, um der Regierung bei der Durchführung solchen Gesetzes soweit als möglich beizustehen. Ich will ein anderes Beispiel anführen: Es war ein Gesetz erlassen worden, daß jährlich zu bestimmter Zeit jeder Bur alle seine Schafe einer Desinfektionskur unterziehen müsse. Der Gedanke, durch eine solche Maßregel der Ausbreitung der Schafekrankheit vorzubeugen, ist an und für sich ganz gut. Aber nun soll diese Kur — Waschungen der Schafe in einem desinfizierenden Bade — zu einem bestimmten Termine durchgeführt werden, damit eine Kontrolle möglich ist. Der Bur muß also alle seine Tiere — ein vermögender Bur hat deren im Durchschnitt 5000 bis 6000 — an einen Ort zusammentreiben und dort einen Badeplatz anlegen. Ganz abgesehen von der Arbeit und den Kosten: wo soll er Nahrung und Wasser finden für diese Menge und nun gar Wasser genug für diesen Zweck? Das ganze Jahr über fehlt's ihm an Wasser; brauchbares Wasser findet er in der Regel erst in der Tiefe von 100 Fuß, und da noch so wenig, daß er seine Tiere nur ein über den andern Tag tränken kann. Er „trekt" ja das ganze Jahr, um Wasser und Nahrung zu finden. Wenn das Jahr besonders trocken ist, kann er alle seine Herden in kurzer Zeit verlieren. Und gerade in einem solchen Jahre, wo die Buren durch die Trockenheit schon fast zur Verzweiflung getrieben waren, kam das Gesetz. Dagegen hat sich allerdings der Afrikanerbund aufgelehnt. Um aber doch von dem Gesetze auszuführen, was unter den gegebenen Verhältnissen auszuführen möglich war, ließ ich mir das Amt eines Inspektors zur Überwachung der hier gegebenen Vorschriften übertragen. Ich habe mir damals viel Haß von seiten der Buren zugezogen und trug ihn leichten Herzens.

Wie wir an England irre wurden.

Erst der Jameson-Raid hat den Kolonisten die Decke von den Augen genommen und ihnen die Pläne des Abenteurers Rhodes und seiner Hintermänner enthüllt. Sie hatten diesem Manne soviel Vertrauen geschenkt, oder vielmehr er hatte es sich durch seine schönen Reden von der Gemeinsamkeit der Interessen Südafrikas zu erschleichen gewußt, daß sie ihm die Führerstelle im Afrikanerbund überließen. Nun sahen sie deutlich, daß er allerdings Vereinigung wollte, aber nur unter seiner Herrschaft und für seine Aktiengesellschaft. Und da er diese Herrschaft nicht ohne England erreichen konnte, so versuchte er es vorerst unter englischer Oberherrschaft und — auf englische Kosten. Vorbedingung für dieses Einigungswerk war, daß auch der letzte Rest burischer Selbständigkeit schwände. Hierbei arbeiteten sich Rhodes und England Hand in Hand, jeder von beiden Teilen in der Hoffnung, den anderen um die Krone von Afrika betrügen zu können. England wußte, daß seine „loyalen" Unterthanen in der Kapkolonie seit 1896 seine Pläne zu durchschauen begannen. Darum hatte es vor Beginn des jetzigen Krieges alle Buren sorgfältig entwaffnet, während es Kaffern und Buschmännern Waffen und Munition überließ. Selbst die Airguns, die kleinen Windbüchsen der Kinder, mußten abgeliefert werden! So wenig rechnete es selbst nach hundertjähriger Verschwendung seiner Güte an verstockte Bauern von ihnen Dank zu ernten. Und gewiß, ohne diese Vorsichtsmaßregel und ohne die Schwierigkeit, sich unbemerkt zu sammeln, wären von Anfang an ein paar tausend Kapländer mehr im Felde gestanden. Denn Blut ist dicker als Wasser.

Als ich in meinem 20. Lebensjahre mein Heimatland verließ, um mich in Transvaal niederzulassen, nahm ich ein gut Stück englisch-loyalen Hochmutes mit, und ein Kampf „für die Kultur Südafrikas" hätte mich damals vielleicht noch für England begeistert. Aber allmählich lernte ich die Brüder in Transvaal verstehen und schätzen; es war *mein* Volk, das ich da wieder-

fand, — ein Volk der Freundschaft wert und ihrer bedürftig. Und dieses Volk war ein Kulturvolk, das im Meer des Engländertums nicht untergehen durfte. Ich sah da ein Staatswesen, das in jeder Beziehung mit dem der Kapkolonie rivalisieren kann. Ich lernte da einen Präsidenten kennen, der, weit entfernt, ein Reaktionär zu sein, wie ihn die Engländer schilderten, sein Land aus der Verwahrlosung herausgeführt hat, in die es unter englischer Verwaltung in den Jahren 1877—80 gesunken war. Giebt es denn noch einen Staat, der in 25 Jahren seines Bestehens es so weit gebracht hat wie Transvaal, das auf der Pariser Weltausstellung für sein Schulwesen die beiden ersten Preise errungen hat? Giebt es einen Präsidenten, der mehr bestrebt war als Paul Krüger, die rechte Mitte zu halten zwischen denen, welche von jeder Neuerung eine Gefahr für das Land zu fürchten gelernt, und denen, die ein Interesse daran hatten, die Einführung aller möglichen Neuerungen unnatürlich zu beschleunigen? Und in welchem Punkte war denn die Kapkolonie der Südafrikanischen Republik überlegen? Die Republik hatte verhältnismäßig ebensoviel Eisenbahnen wie die Kapkolonie (und viermal so viel als die neueren afrikanischen Besitzungen Englands!), hatte auf 630 Einwohner eine Schule, leistete freiwillig pro Schüler 130 Mk. Staatszuschuß, verwendete fast 18% seiner Gesamtausgaben auf öffentliche Werke (die Kapkolonie noch nicht 8%!) und hatte keine Einfuhrzölle auf Lebensmittel. Nur in Beziehung auf die Staatsschuld war ihr die Kapkolonie überlegen (um die Hälfte pro Kopf der Bevölkerung) und ebenso im Prozentsatz der Kriminalfälle. Dafür waren zum Beispiel die städtischen Einrichtungen in der Republik denen in der Kapkolonie weit voraus; ja außer Kapstadt verdient in der ganzen Kapkolonie höchstens noch Port Elisabeth den Namen einer Stadt. Kurz: was Kulturbedeutung anlangt, ist das burische Element dem englischen mindestens ebenbürtig. Die Buren haben in Transvaal in einem Viertel des Zeitraumes dasselbe geleistet, was

bisher England in der Kapkolonie zuwege gebracht. Und mit wieviel größeren Schwierigkeiten hatten die Buren zu kämpfen! Ja, sie wären noch viel weiter in der Entwicklung ihres Staatswesens, wenn nicht England stetig ein Hindernis für einen Kulturfortschritt gewesen wäre; wenn sie nicht um Englands willen hätten Kriegsvorbereitungen treffen und so von den ersten Tagen des gesicherten Staatsbudgets an einen großen Teil ihrer Einnahmen der kulturbringenden Verwendung hätten entziehen müssen.

England konnte mir nun nicht mehr weißmachen, daß es durch diesen Krieg der Kultur dienen wolle. Wenn es nach solcher Arbeit Lust hat, so hat es dazu ein großes Arbeitsfeld in Indien und in vielen noch völlig unkultivierten neuerworbenen Riesenbesitzungen — nicht zuletzt auch in der Kapkolonie. Wie bitterlich not thäten dort noch ein paar Eisenbahnen! Das ganze Gebiet nördlich und nordwestlich der Linie Kapstadt-Kimberley, d. h. mehr als die Hälfte der ganzen Kapkolonie bittet seit Jahren darum und kann sie nicht bekommen. Und dabei ist's ein reiches Gebiet, produziert die meiste Schafwolle in der ganzen Kolonie und hat viel fruchtbaren Boden. Aber freilich, es hat keine Gold- oder Diamantengruben! Wozu braucht es da Eisenbahnen? Ebenso wären Überschwemmungs- und Berieselungsanlagen im großen nötig, Dämme müßten gebaut und so der gewaltige Oranjestrom dem Lande nutzbar gemacht werden, da ja die übrigen Flüsse nur 2—3 Monate im Jahre Wasser haben. Durch solche Anlagen und Wassersammlungsbecken könnte aus der Kapkolonie ein zweites Ägypten werden, — wenn ein Kulturvolk dort herrschte an Stelle des englischen Ausbeutertums. Hand in Hand mit dieser Ausnützung des Flußwassers müßte, vom Oranje an ins Land fortschreitend, die Anpflanzung von Wald gehen, um so Regen ins Land zu ziehen und allmählich überall Anpflanzungen oder künstliche Bewässerung zu ermöglichen. Aber für all diese unaufschiebbaren Kulturwerke hat England

Englisches Blockhaus.

die nötigen Millionen nicht; für die Bekämpfung der Buren findet es Milliarden mit leichter Mühe.

Was mich persönlich angeht, so war ich nichts weniger als ein Englandhasser. Ich bin als geborener Kapkolonist nicht nur loyaler Unterthan, sondern auch eine Zeit lang, wie bereits erwähnt, pflichteifriger englischer Beamter gewesen, und man hat mich nicht gern aus diesem Dienste entlassen. Als ich aus politischen Interessen, aus dem Drang nach größerer Selbständigkeit und aus dem Verlangen, mir eine Existenz nach meinem Sinne zu gründen, nach Transvaal kam: wie erschrak ich da, als ich zum erstenmal unfreundlich über Ihre Majestät die Königin von England reden hörte! Und ich glaube, jedem anderen Sohne der Kapkolonie ging es wie mir. Welcher vernünftige Mensch hält es da wohl für wahrscheinlich, daß von einer solchen Bevölkerung 5000 Mann in den ersten Tagen, da die Heere der Republikaner im Lande erscheinen, zu den Waffen greifen, und zwar auch unter schwierigen Umständen zu den Waffen griffen, — wenn nicht England die Leute geradezu mit Gewalt so weit gebracht hätte!

Die Anteilnahme der Kapkolonisten an der Sache der Republiken.

Bereits ehe der Krieg ausbrach, hatte man die Afrikanerbevölkerung in Opposition gegen die Regierung getrieben. Während der Verhandlungen der Regierung der Südafrikanischen Republik mit Sir Alfred Milner hatten die englischen Jingos Versammlungen abgehalten, um die Regierung von England scharf zu machen und sie aufzufordern, die Politik Milners gutzuheißen. Dazu konnte natürlich die Afrikanerpartei nicht schweigen, zumal selbst die Regierung der Kapkolonie, die sich zum Ärger der Jingos ebenso wenig wie die gesetzgebende Körperschaft dem Einflusse der Afrikaner entziehen konnte, feierlich erklärt hatte, daß sie in dem Streit um das Wahlrecht keinen vernünftigen und berechtigten Grund sähe, einen Krieg herbeizuführen. Die Afrikaner hielten 278 Versammlungen ab, um gegen Milners Politik zu protestieren und die Regierung in London zu bitten, es nicht zum Äußersten

kommen zu lassen. Sie gaben darin deutlich zu verstehen, daß sie England treu bleiben wollten, daß sie aber im Falle eines Krieges zwischen Transvaal und England die Verantwortung für die Folgen ablehnen würden. Selbst die Frauen nahmen sich der Sache an, und eine Bittschrift mit Tausenden und Abertausenden von Unterschriften ging an die Königin von England ab, um sie zu bitten, es nicht auf einen Krieg ankommen zu lassen. Die einflußreichsten Geistlichen der Kapkolonie thaten dasselbe. Sollte da nun auf einmal, wo der Krieg doch kam, alles das vergessen und all die Erregung plötzlich wieder verschwunden sein? Oder mußte nicht vielmehr naturgemäß diese Erregung sich noch steigern, als gleich nach Beginn des Krieges verschiedene Transvaal- und Freistaat-Kommandos den Boden der Kapkolonie betraten, am 10. November 1899 mehr als 1500 Mann unter den Generälen Grobler und Schoeman und anderen Führern den Oranjefluß überschritten? Viele hielt die Furcht zurück, andere der Mangel an Waffen. Aber Hunderte schlossen sich gerade da an, wo am wenigsten Aussicht auf Erfolg war, und wo Bestrafung und Drohung am schärfsten waren, — gewiß ein Beweis, wie tiefgehend die Erregung war. Und wenn auch infolge allerlei ungünstiger Verhältnisse die Zahl der gleichzeitig unter Waffen stehenden „Rebellen" nie mehr als 5000 betrug, so ist es doch nicht zu hoch geschätzt, wenn man sagt, daß mindestens 150000 Bewohner der Kapkolonie in ihrem Herzen Rebellen waren — Rebellen gegen das Unrecht, das sie nicht schweigend mitansehen und gegen die Gewaltthat, der gegenüber sie nicht stumm bleiben konnten. Und vor allem die Kolonisten an der Westgrenze des Freistaates und Südwestgrenze der Südafrikanischen Republik, die überhaupt nur durch eine Gewaltthat von ihren Brüdern politisch getrennt worden waren,*) begeisterten sich für die Sache des Rechtes.

*) Siehe dazu die „Lebenserinnerungen des Präsidenten Krüger", Seite 127—129. D. H.

Natürlich waren nicht alle Buren in der Kapkolonie Freunde der Republiken, die Kolonie wird eben von zwei Rassen bewohnt. Während von den Freunden der Republiken nur die in den Grenzdistrikten wohnenden Gelegenheit erhielten, sich den Heeren der Republikaner anzuschließen — der Vormarsch der Buren stockte ja leider viel zu früh —, wurden im ganzen Lande die englandfreundlichen Buren aufgeboten und unter dem General Brabant zu einer stattlichen Armee vereint. Diese Truppen, lauter im Schießen und Reiten geübte Afrikaner, waren für das englische Heer eine wirksamere Hilfe als eine dreifache Zahl englischer Soldaten, und sie haben uns die meisten Verluste beigebracht. Mancher von uns hat im Gefechte aus seinem Versteck hinter einem Felsen auf dem Ladestock seinen Hut ausgesteckt, um zu sehen, was für ein Gegner ihm gegenüber stände, und ob ein Vorrücken möglich sei. Standen uns Kapkolonisten gegenüber, so war der Hut immer durchschossen, wenn er zurückgezogen wurde.

Zweifellos hätte die Begeisterung der Kapkolonie für unsere Sache ganz anders ausgenützt werden können. Wäre da die Oberleitung einem Manne anvertraut gewesen, wie de la Rey oder de Wet, so hätten sich statt 5000 sicher mehr als 100000 unserer Fahne angeschlossen und damit eine Entscheidung im Sinne der Buren mit absoluter Sicherheit herbeigeführt. Statt dessen waren die Leiter des Einfalles Männer, welche weder die Fähigkeit noch die Energie zu einem zielbewußten umfassenden und nachdrücklichen Vorgehen besaßen.

Rebellen?

Die sich den Buren anschlossen, wußten sehr gut, was sie riskierten; sie setzten nicht nur ihr Leben auf das Spiel, wie das jeder Kriegsmann thut, nein, sie wußten auch, daß sie im Falle der Gefangennahme in die Hände eines grausamen Feindes fallen würden, der an ihnen handelte, als ob es ein Verbrechen wäre, als Afrikaner geboren zu sein und als solcher zu fühlen; sie mußten darauf gefaßt sein, ihres sämtlichen Be-

sitzes beraubt zu werden und mit ihrer ganzen Familie der schwersten Verfolgung ausgesetzt zu sein, wenn auch nur ein Glied einer Familie seinem nationalen Gefühl folgte. Denn sie waren ja „Rebellen". Aber alle diese Bedenken konnten die Stimme des Blutes nicht unterdrücken, es galt einen Krieg des Afrikanertums, nicht einen Krieg eines Teiles der Afrikaner.

Es hätte eine Möglichkeit gegeben, die Kapkolonisten vor dem Schicksal von Rebellen zu bewahren. Diese Möglichkeit lag in den Händen der Kapregierung. Sie, die selbst den Krieg für ungerecht erklärt hatte, hätte auch den Mut haben müssen, diesem ungerechten Kriege jede Unterstützung zu versagen. Die Gelegenheit dazu war da, als England die Eisenbahnen der Kapkolonie für seine Truppenbeförderungen brauchte. Hätte die Kapregierung von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und diese Erlaubnis versagt oder sie sich mit Gewalt erpressen lassen, so hätten die Kolonisten selbst einen formellen Grund gehabt, der Gewalt entgegenzusetzen, und für ihre Opposition wäre ein klarer Rechtsboden geschaffen gewesen. Auch ohnedies hatten sie Grund zur Empörung über diese Verletzung der Neutralität ihrer Regierung, aber der Widerspruch brachte sie in Revolution gegen zwei Regierungen, die Regierung der Kapkolonie und die Regierung Englands. Ihre Empörung gegen England wurde infolge des Verhaltens der Minister zu einer Revolution gegen die „Selbstregierung". Und da sie ihrer Regierung den Kampf offen zu erklären sich scheuten und nur unter transvaalschem oder freistaatischem Banner fochten, so kamen sie in eine unglückliche Zwischenstellung. Bis zum Ende des Krieges wußten sie eigentlich nie, wer ihr Feind war, und mit wem sie Frieden zu machen hatten, mit ihrer Landesregierung oder mit ihrer Oberregierung, und litten unter beiden: unter den Verfügungen ihrer Regierung und unter der Gewaltherrschaft des britischen Militärs. Und als der Friede geschlossen wurde, konnten ihre transvaalischen oder freistaatischen

Führer sie im Vertrage mit England nicht direkt schützen, da sie nicht als Bürger einer der vertragschließenden Parteien anerkannt wurden, noch konnten sie ihnen Schutz verschaffen von ihrer eigenen Regierung, da diese weder mit Transvaal noch dem Freistaat im Kriege gestanden war und deshalb die Burengeneräle nicht als Vertreter ihrer eigenen Unterthanen anerkannte.

Zweites Hauptstück.

Der erste Einfall in die Kapkolonie.

Von

G. C. du Plessis,

ehemals Friedensrichter und Kommandant.

1. Das erste Gefecht des ganzen Krieges. Eroberung eines gepanzerten Zuges.

Der Einfall.

Die Kommandos der nordwestlichen Teile von Transvaal unter Befehl der Generale Cronjé und de la Rey standen vor Ausbruch des Krieges bereits an der Westgrenze ihres Landes. Am 11. Oktober erhielten die Lichtenburger, Gatsrander und Klerksdorper den Befehl, die Grenzen zu überschreiten und die Telegraphen- und Eisenbahnverbindung zwischen Mafeking und Vrijburg unbrauchbar zu machen, um so die beiden Hauptorte an der Westgrenze, Mafeking und Kimberley, von einander zu trennen und gesondert angreifen zu können. Noch in derselben Nacht rückten 200 Mann von jeder Feldkornett-

schaft mit vier Kanonen in Betschuanaland ein und kamen am Morgen des 12. Oktober in Morridsane, einer Polizeistation, an, deren Bewohner oder Bewächter geflüchtet waren. In aller Eile ging's weiter nach Kraaipan, 37 Meilen südlich von Mafeking, wo eine englische Garnison lag. Der Ort wurde kurz nach Mittag erreicht, war aber verlassen. Nur ein gewisser Wright, ein Händler, wohnte noch da, und er erzählte, daß die Garnison, etwa 90 Mann, bereits am vorigen Abend nach Mafeking abgezogen sei, weil man gedacht habe, daß die Buren geradewegs auf Mafeking losziehen würden. Ohne Verzug wurden nun Eisenbahnen und Telegraph unbrauchbar gemacht, und man begab sich zur Ruhe.

Die Eroberung eines Panzerzuges.

Kaum lagen die müden Männer im ersten Schlaf, da kamen die Wachen angejagt, die 700 oder 800 Schritte vor dem Lager patrouillierten und schrieen: „Aufsatteln, Kerls, die Engländer sind da!" Im Nu saß alles zu Pferde, aber kein „Engelschman" zeigte sich, und man begann schon auf die Wachen zu schimpfen wegen der unnötigen Ruhestörung. Aber die Engländer waren doch da. Um 6 Uhr war ein gepanzerter Zug in Vrijburg abgegangen mit Kanonen und Munition für Mafeking. Bis Maribogo, eine Station in der Mitte zwischen Mafeking und Vrijburg, war alles gut gegangen; hier aber berichtete man dem Befehlshaber, Kapitän Nesbitt, daß bei Kraaipan ein Burenkommando lagerte, und riet ihm, lieber nach Vrijburg zurückzukehren, aber er wies auf sein Nordenfeldt-Maxim und meinte, damit werde er schon die Buren in respektvoller Entfernung halten. Zur Vorsicht ließ er aber doch eine Lokomotive mit einem Kohlenwagen ungefähr 50 Schritte seinem Zuge vorausfahren und gab Befehl, so langsam wie möglich zu fahren. Die Buren hatten auf einer Strecke, wo die Eisenbahn eine Biegung macht, ein paar Schienen ausgehoben; die vorausfahrende Lokomotive entgleiste und fiel auf die Seite wie ein totes Pferd. Kapitän Nesbitt, statt sofort nach Vrijburg zurückzudampfen, ließ den

gepanzerten Zug halten und schickte alle Mann vor, um die entgleiste Lokomotive wieder in die Höhe zu bringen. Er war überzeugt, daß die Buren geflüchtet seien, denn sie ließen nicht das Geringste von sich hören. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Die Buren waren einstweilen noch damit beschäftigt, die Bahn auch hinter dem Zuge abzubrechen und ihm die Rückfahrt unmöglich zu machen. Es war kaum eine halbe Stunde vergangen — es war jetzt gegen Mitternacht —, da sausten den Engländern die Flintenkugeln um die Ohren. Rechts von der Eisenbahn liegen ein paar Hügel, sie waren besetzt worden durch die Mannschaften des Feldkornetts Isaak Claasens. Links von der Eisenbahn zogen sich tiefe Gräben hin, welche das Wasser der Regen- und Gewittergüsse gerissen hatte; hier nahm Feldkornett Johannes Coetzee Stellung und näherte sich unter dem Schutze der Dunkelheit bis auf 40 Schritte dem Feinde. Nesbitt saß fest wie die Maus in der Falle. Aber er dachte noch nicht an Übergabe. Die ganze Nacht hindurch erwiderte er heftig das Feuer der Angreifer, schoß aber nur die Bäume kahl, während kein einziger Bure verwundet wurde. Kurz vor Sonnenaufgang kam Kapitän van der Merwe mit Geschütz an und richtete seine Kanonen sofort auf die Lokomotive. Dem englischen Kapitän blieb nun nichts übrig, als schleunigst die weiße Flagge aufzuziehen, aber van der Merwe stand so fern, daß er die weißen Taschentücher nicht sofort bemerkte und noch eine Zeit lang die Beschießung fortsetzte. Endlich schwieg sein Feuer, und Kommandant Vermaas konnte nun die Übergabe der Engländer entgegennehmen: es waren 17 Freiwillige, 2 Offiziere, 11 Eisenbahnarbeiter und 9 Kaffern. Dazu wurden erbeutet 35 Le Metford-Gewehre und verschiedene Kisten Munition, worunter eine Menge Lyddit und eine Anzahl Kisten mit der Marke „Dum Dum Nr. 3". Die beiden Offiziere, 5 Freiwillige und 4 Kaffern waren verwundet. Die Buren hatten keinen Tropfen Blut verloren. Ein Feldkornett mit 200 Mann blieb zu Kraai-

pan zurück, während die übrigen Truppen nach Mafeking vorrückten, wo sie Samstag Nachmittag, den 14. Oktober, anlangten.

---

2. Vrijburg „proklamiert".

Vrijburg wird in Besitz genommen.

Die Nachricht, daß die Buren im Anzuge seien, wirkte ganz verschieden auf die Gemüter der Bewohner. Die einen jubelten, die anderen waren tief niedergeschlagen. In Vrijburg lag eine Abteilung Cape Police, 105 Mann stark, mit Major Scott an der Spitze, und ein Freiwilligenkorps, die „Vrijburg-Rifles" genannt, 33 Mann stark, unter einem Kapitän. Die Freiwilligen erhielten 7 Shilling Sold pro Tag, aber sie zogen es doch vor, an Seite der Buren zu kämpfen, und ließen einfach ihren Offizier im Stiche. Major Scott erhielt Befehl, den Platz zu halten, und ließ auch einen Wall von Sandsäcken aufwerfen, obwohl er wußte, daß es Unsinn sei, Vrijburg mit seinen 105 Mann zu verteidigen. Die Bürger, an die er sich um Unterstützung wandte, verweigerten ihm alle Hilfe; einige gingen den Kommandos entgegen, um sie zur Eile anzuspornen, andere hielten Versammlungen und erklärten hier öffentlich, kein Gewehr auf ihre Brüder richten zu wollen. Major Scott sah ein, daß er hier nicht sicher war, und zog entgegen dem Befehl, den er erhalten hatte, ab, nachdem er vorher noch alle Waffen und Munition, soweit er sie nicht mitnehmen konnte, in ein tiefes Wasserloch geworfen hatte, — wo sie später die Buren wieder herausholten. Samstag, den 21. Oktober, schoß er sich auf dem Platze, wo er mit seinen Leuten übernachtete, eine Kugel durch den Kopf, und am selben Tage zog General de la Rey unter großem Jubel der Bevölkerung in Vrijburg ein und ließ hier die transvaalische Flagge hissen. Der Magistrat und andere Beamte von Vrijburg erhielten freies Geleite nach der Kapkolonie und reisten mit aller Eile ab. Ich selbst, im Jahre 1893 zum

Kommandanten des Distriktes gewählt und im Jahre 1898 zum Friedensrichter ernannt, hätte die gleiche Möglichkeit gehabt. Aber mein Platz war an der Seite meiner Mitbürger, und als Afrikaner fühlte ich mich verpflichtet, zu meinen Brüdern zu stehen; zudem gab die Proklamierung des Landes im Namen der Südafrikanischen Republik und die Thatsache, daß England uns nicht schützen konnte, mir und den Bürgern auch das formelle Recht zu diesem Anschluß.

Als de la Rey die Transvaalflagge hißte,*) setzte er hinzu: „Diese Flagge weht nun über das ganze Gebiet nördlich des Oranjeflusses, und die Engländer werden sie nicht wieder ohne unsere Zustimmung, herabholen, außer sie müßten über unsere Leichen gehen." Damals konnten wir noch nicht wissen, daß nach 6 Monaten diese Flagge wieder sinken würde, ohne daß auf dem ganzen Gebiete zwischen Fourteen Streams und Vrijburg ein Schuß zu ihrer Verteidigung fallen sollte. Arme Rebellen, niemand von euch ahnte damals, wie bald euer Jauchzen sich in Klagelieder verwandeln würde!

3. Gefechte um Kimberley.

Weitere Eroberungen.

Die Kommandos der Kommandanten de Beer und Vermaas unter dem Oberbefehl de la Rey's zogen in aller Eile auf Kimberley, das schon von ein paar Tausend Freistaatern**) eingeschlossen war. Taungs und Warrenton wurden genommen, ohne daß man einen Engländer zu Gesicht bekam. Die Transvaaler und Freistaater bezogen Lager in Kimberley,

*) Über die Bedeutung der Proklamierung siehe Band III[1] von „Im Kampf um Südafrika", S. 46 f. D. H.

**) Zuerst unter General C. J. Wessels, später unter General S. Ferreira. D. H.

schnitten den Telegraph ab, brachen die Eisenbahn auf und hätten beinahe noch Cecil Rhodes gefangen genommen; er saß in dem letzten Zuge, der noch ungehindert nach Kimberley hineinkam.

Gefechte um Kimberley.

In Kimberley lagen etwa 500 Mann regulärer Truppen nebst 3000 Freiwilligen mit 18 Kanonen unter Oberst Kekewich, einem Manne, der „aus seinen Augen zu schauen" verstand. Er hatte die Belagerung kommen sehen und sich darauf eingerichtet; rings um die Stadt auf jedem Hügelchen waren Schanzen aufgeworfen, und die Stadt war in Verteidigungszustand versetzt. De la Rey besetzte zunächst die Wasserwerke und die Komferdam-Minen, 6 Meilen nördlich von der Stadt gelegen und von den Engländern verlassen. Glücklicherweise entdeckten die Buren kurz nach ihrer Ankunft, daß ein kleines Kopje unterminirt war und ein elektrischer Draht die hier gelegte Mine mit Kimberley verband. Die Engländer hatten abwarten wollen, bis sich eine genügende Anzahl der Buren auf dem Kopje befände, um dann die Mine springen zu lassen. Nun ließ sie General de la Rey selbst explodieren und ebenso auch eine zweite, die bald danach gefunden wurde. Im Ganzen hatten die Engländer 5 Minen gelegt, die übrigen 3 wurden vom Blitze getroffen. Aus Mangel an schwerem Geschütze konnte ein Sturm auf die Stadt nicht gewagt werden, und so konnte auch de la Rey nichts anderes thun, als sich an der langwierigen Belagerung beteiligen, welche sich in eine Reihe von Einzelgefechten auflöste.

Auf ein Kopje im Norden der Stadt wurde eine Wache von 50 Mann gesetzt, um die Bewegungen der Engländer zu beobachten. Im Verein mit einer Patrouille gelang es ihr noch am selben Mittag, 200 Engländer mit zwei Kanonen von der Stadt abzuschneiden und so in die Enge zu treiben, daß sie die weiße Flagge hißten. Sofort stellten wir das Feuer ein, aber die Engländer benutzten diese Gelegenheit, um ihre Kanonen in eine bessere Stellung zu bringen und begannen aufs

Neue zu schießen. General de la Rey, sonst ein ruhiger und sanfter Mann, konnte einen solchen Verrat nicht ungestraft lassen und gab sofort Befehl, mit allen Kanonen den Trupp zu beschießen, worauf der Feind in wilder Flucht auseinanderstob. Später beschuldigte Kekewich unseren General, er habe auf die weiße Flagge schießen lassen.

Feldkornett Musman vom Bloemhof-Kommando mit seiner Abteilung nahm den Engländern unmittelbar vor der Stadt 600 Kühe weg, und Feldkornett Bosmann von demselben Kommando nahm einen Offizier mit 5 Mann gefangen, oder besser: sie gaben sich ihm gefangen, indem sie erklärten, daß sie des Fechtens überdrüssig seien und Hunger litten. Hauptkommandant Wessels teilte Kekewich mit, daß er beabsichtige, die Stadt zu bombardieren, und ersuchte ihn darum, die Frauen und die Kinder aus der Stadt zu senden. Kekewich antwortete zurück, daß die Frauen und die Kinder unter seinem Schutze sicher wären. Nun begann die Beschießung unter Leitung des unerschrockenen Majors Albrecht und verbreitete tödlichen Schrecken in der Stadt.

Am 16. November wurde eine Patrouille von 30 Mann unter Kommandant Kolbe von mindestens 700 Engländern unter Major Turner auf einem Hügel nordöstlich von Kimberley angegriffen. Es war sehr neblig, so daß man den Feind erst entdeckte, als man nur noch 50 Schritte entfernt war. Gefangennahme dünkte damals den Buren noch schlimmer wie der Tod. Darum galt es für sie, zu siegen oder zu sterben. Kommandant Kolbe sandte sofort um Verstärkung. Der Nebel klärte etwas auf; Major Albrecht beschoß von seinem Hügel aus den Feind mit schwerem Geschütz und jagte ihn dadurch in die Flucht. Auf unserer Seite waren 9 Verwundete, von denen 2 starben. Der Feind nahm seine Verwundeten mit. Nach den Blutlachen zu urteilen, muß er ihrer viele gehabt haben.

Eine schwere Position hatte Kommandant Lubbe von Phi-

lippolis. Der Feind machte unter dem Schutze seiner Kanonen verschiedene Ausfälle auf ihn, mußte es aber schließlich auch aufgeben. Dafür machte am 25. November Major Turner einen heftigen Ausfall nach dem Lazaret-Kopje im Westen der Stadt, wo Feldkornett Musman mit 300 Leuten vom Bloemhof-Kommando lag. In der Stille der Nacht rückte der Feind heran und stellte seine Artillerie an zwei Punkten auf hohen Erd- und Schutthaufen auf, so daß er das Anrücken von Verstärkungen verhindern konnte. Bis auf eine kleine Entfernung kam er ungestört heran, dann ließ er das Bajonett aufpflanzen und seine Leute auf die Schanzgräben der Buren Sturm laufen. Unsere Leute lagen und schliefen. Sie mußten ihre Sorglosigkeit teuer bezahlen. Mancher wurde mit dem Bajonett niedergestoßen, andere wurden erschossen, ehe sie ihre Waffen ergreifen konnten, und wieder andere warfen, zum Tode erschrocken, ihre Waffen weg und ergaben sich. In Zeit von wenigen Augenblicken hatten wir 65 Mann verloren: 21 Verwundete, 11 Gefallene und 33 Gefangene. General du Toit sandte sofort Verstärkung, welche den Feind verjagte und die verlorenen Stellungen wieder eroberte. Dieser Erfolg machte Major Turner sehr zuversichtlich, und am 28. November machte er einen neuen Ausfall nach dem Lazaret-Kopje. Aber die Bloemhofer hatten sich den Vorfall vor drei Tagen zur Warnung dienen lassen und waren diesmal auf ihrer Hut. Um 3 Uhr des Morgens nahte der Feind, ein großer Teil der Besatzungstruppen nebst der Freiwilligen-Artillerie unter dem Major Chalmers nahm einen Hügel, ohne Widerstand zu finden, in Besitz und eröffnete ein schreckliches Artilleriefeuer auf eine Abteilung unserer Leute bei Cortes Farms, die dadurch stark erschüttert wurden. Wohl brachte Granatfeuer von unserer Seite die Kanonen des Feindes einen Augenblick zum Schweigen, aber Major Turner rückte mit einer Abteilung berittener Truppen vor und stürmte mit wahrer Todesverachtung drei Schanzen. Das Gefecht war so gut wie entschie-

den zu Gunsten des Feindes, als plötzlich Verstärkung für uns auftauchte.

Von beiden Seiten wurde mit Erbitterung gefochten; die feindliche Übermacht suchte vergebens uns zu werfen. Major Turner wurde tödlich getroffen durch einen Schuß in den Kopf, und ein anderer Offizier brach sterbend neben ihm zusammen; da sank der Mut der Feinde, und sie suchten ihr Heil in der Flucht. Das Gefecht hatte bis 7 Uhr des Morgens gedauert, und unsere Verluste betrugen 3 Tote und 10 Verwundete; in den Schanzen lagen 25 Engländer tot, und eine Menge von Toten und Verwundeten war weggebracht worden. Wir hatten die Scharte vom 25. November wieder ausgewetzt und waren von einem tapferen Feinde befreit; Oberst Kekewich hatte durch den Tod von Major Turner einen unersetzlichen Verlust erlitten.

4. Die Schlacht bei Belmont.

Schlacht bei Belmont.

Inzwischen hatte General Lord Methuen von General Buller den Auftrag erhalten, Kimberley zu entsetzen, und nahte mit raschen Schritten. Am 25. November stieß er bei Belmont auf die Kommandos des stellv. Generals Michael Prinsloo. Von der Annäherung des Feindes durch seine „Verkenner" genau unterrichtet, hatte Prinsloo am Abend vorher die Eisenbahn aufbrechen und eine ungefähr 2 Meilen von der Eisenbahn entfernte, gut 12 Meilen weit sich hinstreckende Hügelreihe besetzt. Die Stärke der Buren betrug ungefähr 1800 Mann, während die Engländer mindestens 10000 Mann zählten und 6 Batterien mit sich führten. Hinter der Hügelreihe, welche die Buren besetzt hatten, befanden sich noch zwei Berghöhen, welche man auch befestigt hatte, für den Fall, daß man gezwungen wäre, zu retirieren.

Es war mitten in der Nacht; alles lag in tiefer Ruhe mit Ausnahme der Vorposten, denen bei dem fahlen Schein des Mondes kein Geräusch und keine Bewegung entging. Fast geräuschlos zogen die 10000 Mann des Feindes über die Ebene längs der Bahnlinie, und als der Tag graute, konnten die Buren sehen, daß eine überwältigende Macht im Anmarsch war und in großer Schnelligkeit näher kam. Die Kommandanten gingen von Mann zu Mann, um sie zur Tapferkeit und Standhaftigkeit zu ermahnen, und die Feldkornette thaten ihr Bestes, um ihren Leuten Mut zuzureden. Der Augenblick, wo der Sturm einsetzt, wo manchem das Herz zu zerspringen droht und die Gefahr einer Panik nahe liegt, ist immer der gefürchtetste. Der Augenblick kam: das Zeichen zum Angriffe wurde gegeben, und mit dem Gewehr in beiden Händen stürmten die Grenadiere der Garde die steilen Hügel empor, wo wir lagen. Wir ließen den Feind bis auf 100 Schritte herankommen, dann drückten wir los; wie ein Blitzstrahl zuckte der Feuerschein über den Kampfplatz dahin. Die Mauserkugeln mähten die Grenadiere dutzendweis nieder. Deckung fand der Feind nicht, und so stürmte er mutig voran, mochten auch noch so viele Verwundete zurückbleiben. Unsichtbar lagen die Buren hinter ihren Felsen und begrüßten die Angreifer immer aufs neue mit einem Regen von Kugeln, die in den dichten Reihen der Garde ihr Ziel nicht verfehlen konnten. Die Soldaten fielen wie das Korn vor dem Schnitter. Aber um 7 Uhr begannen sich die Chancen zu ändern. Zwei Batterien waren in Stellung gebracht worden und bestrichen auf das wirksamste den Punkt, von dem das mörderische Feuer kam, während zugleich frische Truppen eine Umgehungsbewegung ausführten und die englische Artillerie die schwachen Geschütze von Major Albrecht bald zum Schweigen brachte. Die Buren hatten gut daran gethan, die drei hintereinander liegenden Bergeshöhen zur Verteidigung einzurichten, denn als ihre Artillerie sich zurückzog, mußten sie, wenn sie nicht eingeschlossen werden wollten, ebenfalls zurückgehen, und

fanden nun an den Befestigungen der zweiten und dann der dritten Hügelreihe einen Halt. Trotzdem das gewaltige englische Geschützfeuer jede Stellung unhaltbar machte, fochten die Buren mit Löwenmut und zogen sich nur Schritt für Schritt zurück.

Ein englischer Offizier mit einer Abteilung Grenadiere zog durch das ausgetrocknete Bett eines Flüßchens und suchte den Buren in den Rücken zu fallen; keiner von ihnen kam mit dem Leben davon. Ein Bure namens Pietersen hielt mit ein paar Kameraden die letzte Stellung und deckte den Rückzug. Von Ergebung wollte die kleine Schar nichts wissen, sie dachte nur, ihr Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen. Als der Feind stürmend bis in die Nähe des Lagers gekommen war, stellte sie plötzlich das Feuer ein. Der befehlführende Offizier, welcher fürchtete, daß das eine List sei, um ihn zu unbesonnenem Vorgehen zu verleiten, ließ Halt machen. Diese Gelegenheit benützten die Buren, sich aus dem Staube zu machen, nachdem sie noch in Brand gesetzt hatten, was sie nicht mitnehmen konnten. Als die Engländer ein paar Minuten später unter lauten Hurrarufen den Sturm wieder aufnahmen, fanden sie nichts als ein paar Ochsengespanne und ein paar halbverbrannte Wagen.

Wir mußten uns nun zurückziehen nach Graspan. In der Ferne sah der Feind von dem eroberten Lager aus noch die Staubwolken von unserem Rückzug, aber wir waren bereits außer Schuß. Die Lanciers machten wohl einen Versuch, die Verfolgung aufzunehmen, aber unsere Leute ließen sie schön bis auf Schußweite herankommen und eröffneten dann ein tödliches Feuer, das Dutzenden das Leben kostete. Als eine Abteilung berittener Infanterie zur Unterstützung anrückte, zogen die Buren ab. Unsere Verluste betrugen: 15 tot, 30 verwundet und 36 gefangen; unter den Gefangenen befand sich auch Kommandant Serfontijn, der nicht flüchten wollte, weil er sich von seinem Sohn nicht trennen konnte, der schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag. Die Verluste der Engländer beliefen sich nach ihren Angaben auf 300 Mann, darunter 1 General,

Oberst und 26 andere Offiziere. Wir schätzen ihren Verlust auf das Vierfache.

5. Die Schlacht bei Graspan.

Schlacht bei Graspan.

General de la Rey war bis Graspan vorgerückt und hatte hier die von Belmont sich zurückziehenden Scharen aufgenommen. Er zählte mit ihnen 2500 Mann. Am Tage nach der Schlacht von Belmont ließ Lord Methuen durch einen gepanzerten Zug das Gelände vor sich aufklären. Die Burenartillerie jagte den Zug bald in die Flucht. Nun rückte Lord Methuen mit seiner ganzen Macht vor und lagerte noch an diesem Abend in der Nähe on Graspan. Wir erwarteten nachts einen Angriff, aber alles blieb ruhig. Am frühen Morgen aber erscholl der Ruf: „De Engelsche trek uit.“*) Eilig wurden die Pferde zusammengebunden und die Stellungen eingenommen auf einer Hügelkette, wo man Steine aufeinanderhäufte und Schanzen machte, so gut es ging. Ruhig und bedächtig erwartete man den Feind; er kam an zu Pferd, zu Fuß, mit der Eisenbahn, die ganze Ebene wimmelte von ihm. Die Brandwache bemerkte, daß die Maultiere eingespannt blieben; Lord Methuen dachte die Buren zu umzingeln und rasch eine Entscheidung herbeizuführen.

Die Lanciers eröffneten den Kampf, aber vor den Mauserkugeln stoben sie bald feige auseinander. Jetzt griff die englische Artillerie ein, und mit ohrenbetäubenden Donnern warfen die Kanonen ihre Geschosse in unsere Stellung. Das Geschützfeuer von Belmont war ein Kinderspiel gegen das von Graspan; aber Major Albrecht hielt Stand, bis er sich zurückziehen mußte, um nicht abgeschnitten zu werden. Aber auch so noch hielt er den Feind in beträchtlicher Entfernung. Unter dem Schutze eines ununterbrochenen Granat- und Kartätschen-

*) „Die Engländer rücken aus.“ D. H.

feuers rückten die Engländer vor: das Marine-Detachement in der Mitte, die Infanterie an beiden Flanken. Um 9 Uhr begann die Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett den Sturm den steilen Hügel hinauf. Die Buren ließen zunächst nichts von sich merken, aber gerade als der Feind die Stellungen schon verlassen wähnte, regte sich's auf einmal allerorten auf dem Abhang, ein höllisches Gewehrfeuer empfing die Stürmenden, und vor allem die Offiziere, die an ihren Degen leicht zu kennen waren, wurden auf das Korn genommen. In dichten Massen stürmten die Mannschaften weiter, aber ihre Verluste wurden jetzt schrecklich, und bald fluteten sie zurück, um Deckung zu suchen. Die Artillerie griff nun wieder ein und überschüttete den Bergabhang mit Kartätschen, während die Infanterie an den Flanken energische Vorstöße machte, um den Marine-Truppen zu helfen, die jetzt aufs neue mit bewundernswertem Mute vorstürmten und auch endlich die Höhe erreichten. Aber — Buren fanden sie keine mehr, diese waren bereits in nordwestlicher Richtung abmarschiert. Langsam und bedächtig ritten sie über das flache Feld dahin, und eine Abteilung Lanciers und berittener Infanterie glaubte darum den Versuch machen zu können, sie abzuschneiden. Gedacht, gethan. Wie eine Windsbraut stoben sie dahin, aber als sie zwischen zwei Anhöhen durchkamen, die auf ihrem Wege lagen, wurden diese Anhöhen plötzlich lebendig, und die stolzen Reiter wurden mit einem vernichtenden Kreuzfeuer begrüßt, das ihre Glieder auseinanderriß und sie schließlich in kopfloser Flucht davonjagen ließ.

Es war an diesem Tage alle Umsicht und Kaltblütigkeit nötig gewesen, um die Umgehungsversuche Methuens, der sich darauf versteift hatte, das ganze Burenheer gefangen zu nehmen, zunichte zu machen. Als das Feuer auf dem Schlachtfelde schwieg, bedeckten 155 tote und 170 verwundete Engländer den Boden, gut die Hälfte des Marine-Detachements war gefallen; wir hatten 19 Tote, 41 Verwundete und 43 Kriegsgefangene.

6. Die Schlacht am Modderflusse.

Wir zogen zurück nach Tweerivier,*) einer Eisenbahnstation am Zusammenflusse des Modder und des Riet, 24 Meilen südlich von Kimberley. Um Ufer des Flusses hatten die Buren bereits unter General Piet Cronjé**) — dieser war von Mafeking, wo er zuerst lag, nach Kimberley geeilt, weil diese Stadt von Mafeking von dem englischen Vorstoße bedroht war, und hatte den Oberbefehl über Freistaater und Transvaaler übernommen — Schützengräben ausgehoben und eine feste Stellung eingenommen. Beide Ufer waren bewachsen, und stellenweise war das Buschwerk sehr dicht. Das Gelände fällt vom Flusse her beträchtlich ab, so daß von dem Ufer aus ein großes Feld beherrscht werden konnte. Eine Stellung hier hatte den Nachteil, daß keine Steine dalagen, die natürliche Deckung bieten konnten, aber den Vorteil, daß die feindlichen Granaten nicht leicht explodierten. Die Brücke über den Modderfluß hatten wir mit Dynamit in die Luft gesprengt, und die Eisenbahn am Südufer meilenweit zerstört, um so die Herbeiführung von Verstärkungen auf Panzerzügen unmöglich zu machen. Unsere Stellungen waren durch das dichte Buschwerk ganz verdeckt. Auf dem rechten Flügel hatte sich General de la Rey mit 1000 Freistaatern, auf dem linken Cronjé mit 800 Transvaalern eingegraben. Die Engländer hatten ihre durch die Verluste bei Belmont und Graspan gelichteten Reihen durch Zuzug aus de Aar wieder ergänzt. Lebensmittel waren rar, und mancher von uns lag mit hungrigem Magen in seinem Graben, um den Feind zu erwarten. Aber seine Truppen waren auch nicht besser daran als wir; ihre Märsche durch dürres

Am Modderflusse.

*) Auch Modderrivier genannt. D. H.

**) Unter ihm hatte den Befehl über die Transvaaler General de la Rey, bis dieser nach Colesberg gesandt wurde und seine Truppen dem neuernannten General Christian de Wet — aber immer unter Cronjés Oberbefehl — unterstellt wurden. D. H.

Land hatte sie gelehrt, was es heißt, Durst zu haben. Aber vor ihnen lag ja der Fluß, der Labung bringen sollte. . . .

Um 5 Uhr des Morgens rückte das englische Heer von Witkop aus nach der Furt vor. Lord Methuen hatte selbst am Tage zuvor mit seinen Offizieren die Gegend erkundet und war bis nahe an den Fluß herangekommen, hatte aber keinen Bur gesehen. Seine Leute, die schon das Ende aller Not vor Augen sahen und höchstens auf ein kleines Scharmützel rechneten, gingen mit großem Mute vor. Mit einem Male erhält der General Bericht, daß sich die Buren am Flusse verschanzt hätten, aber er beunruhigt sich darüber nicht weiter und machte nicht einmal seinen Offizieren Meldung von dieser Entdeckung. Was konnten diese paar Buren seinen 10000 Mann anhaben! Er gab Befehl, ein gutes Frühstück herzurichten, das nach Vertreibung der Buren eingenommen werden sollte. Die Garde ging auf dem rechten Flügel, die 9. Brigade auf dem linken vor, während die Geschütze auf beide Flügel verteilt waren. Es war ein prächtiges Schauspiel, wie die Tausende von Säbeln und Bajonetten in der herrlichen Morgensonne glitzerten und blinkten, und ich dachte einen Augenblick daran, wie unbegreiflich es doch ist, daß in so prachtvoll schöner Natur ein Mensch den anderen mitleidslos ums Leben bringt.

Der Kampf.

Das erste, was der Feind von uns wahrnahm, war eine Abteilung von ungefähr 500 berittenen Bürgern, die ausgesandt waren, um ihn in die Falle zu locken. Sie begaben sich bald auf wilde Flucht und ritten in östlicher Richtung davon, als sie auf gut 5000 Schritt Entfernung von den Marinegeschützen beschossen wurden. Major Albrecht erwiderte das Feuer, wurde aber mit einem solchen Eisenhagel überschüttet, daß er eine Zeitlang schwieg. Der Feind sah das als ein gutes Zeichen an und glaubte unsere Geschütze durch seine Lyddit-bomben vernichtet. Die Garde erhielt nun Befehl anzugreifen und erreichte, etwa 1000 Schritt von unseren Stellungen entfernt, eine niedrige Anhöhe, die sich langsam nach dem Flusse zu senkt, bis das Ge-

lände kurz vor dem Flusse wieder ansteigt. Im Westen sahen wir die 9. Brigade in langen, dünnen Gliedern näherkommen. Wir hatten Befehl, erst auf 300 Schritt zu schießen, aber leider schossen ein paar Leute auf unserem rechten Flügel schon auf 700 Schritt, und nun war mit einem Schlage das ganze Terrain in ein Meer von Feuer und Rauch verwandelt. Auf dem Delta zwischen den beiden Flüssen standen unsere Bombenmaxims, die eine furchtbare Verheerung unter den Engländern anrichteten und von ihnen die Höllenmaschinen*) genannt wurden. Die feindlichen Maxims wurden in kurzer Zeit zusammen- und alle Kanoniere weggeschossen. Wäre die Ordre, erst auf 300 Schritt zu schießen, streng ausgeführt worden, so wären die Folgen für Lord Methuen unabsehbar verhängnisvoll geworden, es ging ihm ohnehin schlecht. Die Garden warfen sich platt zur Erde, um dem möderischen Blei zu entgehen, sprangen dann wieder auf und liefen vorwärts, was sie laufen konnten. Das Artilleriefeuer wütete ununterbrochen, und es schien, als ob die Hölle losgelassen wäre und Satan mit all seiner Macht in der Luft herumtobte. Unsere Stellungen wurden mit Granatkartätschen fast zugedeckt, aber auch Major Albrechts Geschütze begannen zur Verwunderung des Feindes aufs neue zu spielen und schleuderten Tod und Verderben in die Reihen der Stürmenden, und die Kugeln unserer Schützen brachten jedem den Tod, der sich einen Augenblick bloßstellte. Die 9. Brigade kam nicht besser weg.

*) Auch „Totenglocken". D. H.

Lord Methuen hatte sich durch seinen Leichtsinn und seine Starrköpfigkeit in eine Lage gebracht, in der er weder vorwärts, noch zurück konnte. Er konnte nicht einmal daran denken, die Front durch einen Flankenangriff zu entlasten, denn seine gesamte Truppenmacht war in der Front festgehalten. Methuen sah das jetzt wohl selbst ein und ließ sofort 12 Feldkanonen bis in die Feuerlinie vorrücken und den Mittelpunkt unserer Stellung und die Station bombardieren, während er zugleich nach Belmont telegraphierte um die dort zurückgebliebene Feldbatterie. Das Schlachtfeld bot einen merkwürdigen Anblick. Von unseren Leuten war nichts zu sehen; die englische Infanterie lag platt auf der Erde, von der sich die Farbe der Khakiuniformen in nichts unterschied; über uns hin donnerten die Kanonen und heulten die Maxims. Der Ansturm der Engländer war längst zum Stillstand gekommen; hinter Ameisenhaufen lag verborgen, was nicht einem sicheren Tod in den Rachen laufen wollte, und rührte sich nicht. Einige sprangen wohl auf, büßten aber die tollkühne That sofort mit ihrem Leben. Es war allmählich 11 Uhr geworden, und die Hitze konnte einen wahnsinnig machen. Wir hatten den Vorzug, daß wir von unseren Schanzen aus, ohne uns dem feindlichen Feuer auszusetzen, den Fluß erreichen konnten und darum von den Qualen des Durstes verschont blieben. Aber der Feind litt schrecklich unter dem Wassermangel, und die Gewißheit, daß in nächster Nähe der Strom floß, der Sättigung verschaffen konnte, vermehrte nur ihre Qual. Manche konnten es einfach nicht mehr aushalten und krochen zur Nachhut zurück, wo die Wasserfässer standen, selbst auf die Gefahr hin, beim ersten Trunk von mehreren Kugeln durchbohrt niederzusinken. Und dann die armen Verwundeten, von denen sich so mancher verbluten mußte, ohne einmal seine Zunge kühlen zu können! Ach, daß wir ihnen nicht helfen konnten! Die Ambulanzen konnten aber unter dem fürchterlichen Gewehrfeuer ihre Pflicht nicht ausüben, und ihre Kameraden durften sich nicht rühren. Hier und da versuchte noch ein Offizier, seine

Leute mit sich fortzureißen zu einem kühnen Sturm, aber ehe er fest stand, war er auch schon weggemäht.

So blieb's bis etwa 2 Uhr des Mittags. Da kam die ängstlich erwartete Feldbatterie aus Belmont an, die 24 englische Meilen im Galopp zurückgelegt hatte. Alle Batterien begannen nun zugleich zu feuern, und unsere Artillerie unter Major Albrecht, die vom frühen Morgen an bis jetzt sich so tapfer gewehrt hatte, wurde zum Schweigen gebracht. Die frisch angekommene Batterie fuhr auf 1000 Schritt Entfernung auf und spie ihre Granatkartätschen auf die Freistaater. Es dauerte denn auch nicht lange, da ließ das Gewehrfeuer der Freistaater nach, und die Batterie kehrte um und eilte nun der Garde zu Hilfe, die furchtbar gelitten hatte. Bis auf 800 Schritte kam sie diesmal heran, Pferde und Artilleristen wurden niedergemäht, und es kostete dem Feind furchtbare Opfer, auszuhalten, aber mit bewundernswerter Todesverachtung hielt die Geschützbedeckung stand. Man stritt ja unter den Augen des Oberbefehlshabers. Eine kleine Abteilung sprang in den Rietfluß und suchte das Nordufer zu gewinnen; sie erreichte es auch, kam aber unter ein Kreuzfeuer und mußte zurück. Ein paar Leute ertranken noch beim Rückzuge. Methuen sah zu spät ein, daß er seine Truppen nutzlos hinopferte; um wenigstens zu zeigen, daß er auch sein eigenes Leben nicht schone, gab er seinem Pferde die Sporen und jagte in vollem Galopp auf seinen linken Flügel bis an das Ufer des Rietflusses, stellte sich an die Spitze einer Abteilung von Hochländern und sprang mit ihnen in den Fluß, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Vergeblich. Er hatte noch nicht 5 Schritte auf dem jenseitigen Ufer zurückgelegt, als er einen Schuß durch die Hüfte erhielt und den Oberbefehl abgeben mußte. Auch ein Oberst fiel hier, und die Mannschaften zogen sich zurück.

General Pole Carew, der nun den Oberbefehl führte, gab den Kampf noch nicht auf. Er sah, wie das Gewehrfeuer auf unserem rechten Flügel erlahmte, und es glückte ihm durch einen

neuen Vorstoß, jenseits der Eisenbahnbrücke das andere Ufer zu erreichen. Das war der gefährlichste Augenblick der ganzen Schlacht. Viele Freistaater flüchteten und ließen ihre Kameraden im Stich.*) Hätte der Feind diese Gelegenheit benützt, so hätte er uns eine vernichtende Niederlage beibringen und die ganze Artillerie wegnehmen können, die völlig unbedeckt stand. Glücklicherweise gerieten aber die Engländer selbst in Verwirrung. Statt die vorgedrungene Abteilung zu verstärken, hielt man sie auf englischer Seite für Buren und beschoß sie mit Kartätschen, während zugleich eine andere Abteilung Freistaater, die sich hervorragend tapfer hielt, ein wütendes Gewehrfeuer auf die Angreifer eröffnete. Diesem Doppelfeuer konnte der Feind nicht länger widerstehen, er mußte wieder zurück. Major Albrecht fand Zeit, seine Geschütze in Sicherheit zu bringen. Durch den Rückzug der Fauresmith-Bürger war aber unser rechter Flügel so geschwächt, daß es den übrigen Freistaatern unmöglich war, ihre Stellungen zu halten. Als es dunkel geworden war, zogen wir durch den Modderfluß ostwärts zurück dem Freistaate zu und überließen dem Feinde das Schlachtfeld. Zur Verfolgung war er zu schwach.

Die blutige Schlacht am Modderflusse hatte also mit einem furchtbaren Verluste für den Feind geendigt. Auf dem Schlachtfeld lagen nach den Angaben der englischen Ärzte 1500 Tote und Verwundete. Wir hatten 37 Tote und 45 Verwundete. Auch der älteste Sohn von General de la Rey war verwundet und starb voll frommer Zuversicht am folgenden Morgen in der Nähe des Modderflusses. Wäre alles gegangen, wie es hätte gehen sollen, so wäre Lord Methuen hier völlig vernichtet worden. Aber von den 4000 Mann, über die Cronjé verfügte, hatten nur 1800 ins Gefecht eingegriffen; dadurch und durch die Flucht der Fauresmither hatten wir die Gelegenheit verloren,

*) Wegen dieses Mangels an Ausdauer sandte Präsident Krüger ein ernstes Schreiben an Präsident Steijn, der daraufhin einen entsprechenden Armeebefehl erließ. D. H.

Andries de Wet.

Methuens Heer den Weg zu verlegen und es auf der dürren Ebene durch Durst zur Übergabe zu zwingen.

Die Station Tweerivier (Modderrevier) hatten die Engländer in Trümmer geschossen; hierhin hatten wir unsere Verwundeten gebracht und in zwei alleinstehenden Häusern zurückgelassen. Telegraphisch waren unsere Ambulanzen herbeigeordert worden und auch rechtzeitig angekommen. Sie wurden aber von den Engländern gefangen genommen und nach Kapstadt geschickt, trotz aller Proteste. Die Verwundeten konnten sehen, wie sie zurecht kamen. In Kapstadt entdeckte man, daß ein „Mißverständnis" vorlag, und die Ambulanzen durften zurückkehren, erhielten aber weder Wagen noch Pferde zur Rückkehr und mußten, jeder mit seinem Gepäck auf dem Rücken, den Anschluß an die Bürger neu suchen.*) So raubte man uns die ärztliche Hilfe, um uns vom Kampfe abzuschrecken. Der Schutz des „Roten Kreuzes".

7. Die Schlacht von Magersfontein.

Lord Methuen hatte ein Ziel, und das war, Kimberley zu entsetzen, wo sich der Liebling Englands, Cecil Rhodes, befand und Oberst Kekewich um Hilfe rief. Er befahl also, trotzdem er viel Schmerzen von seiner Wunde hatte, am folgenden Morgen den Vormarsch fortzusetzen. Aber die Ingenieure erklärten die Wiederherstellung der zerstörten Eisenbahnbrücke für unmöglich, und es mußte eine Kettenbrücke über den Fluß geschlagen werden. Das gab einen Aufenthalt von 10 Tagen. In der Zwischenzeit wurde dort Methuen überrascht von einer Abteilung von Buren, die von Jacobsdal aus eine Expedition nach Graspan unternahmen und durch die Sprengung einer Lord Methuen drängt vorwärts.

*) Siehe den amtlichen Bericht des Vertreters des Freistaates im Haag, Dr. Hendrik Müller, in den Monatsberichten des „Comité international de la Croix-Rouge", Genf 1900, S. 111—114. D. H.

Eisenbahnbrücke Methuens Verbindungslinie nach Süden unangenehm störten. Sie vergaßen aber den Telegraph zu zerstören, und so erfuhr Methuen rechtzeitig davon und konnte für schleunigste Wiederherstellung Sorge tragen.

Wir lagerten nun in Magersfontein mit einem Kommando von 4500 Mann, 3 Kanonen und 1 Maximgeschütz. General Cronjé hatte die Schlacht lieber am Scholtznek abwarten wollen, aber auf de la Reys Drängen wurde Magersfontein gewählt. Die Stellungen waren hier durch Schützengräben und Stacheldrahtversperrungen gut geschützt. Sonntag, den 10. Dezember, glaubten wir noch unbelästigt zu bleiben. Aber Lord Methuen hatte Kekewich wissen lassen, daß er die Entsatztruppen jeden Augenblick erwarten dürfe, und Kekewich seinerseits hatte bereits das Festessen zum Empfang bestellt. So durfte denn auch am Sonntag keine Ruhepause eintreten. Mit den Feldstechern sahen wir am Sonntag Morgen die Bewegung im englischen Lager.

Eine blutige Überraschung.

Die schweren Schiffsgeschütze, mit den langen Gespannen voraus, rückten an und wurden nach einem Wartehäuschen an der Eisenbahn, 5 Meilen weit voraus, gebracht, von wo aus sie die Kopjes von Magersfontein völlig beherrschten. Auf gut 7000 Schritt warfen sie ihre Lyddit-bomben. Unsere Schützengräben waren auf Befehl der Generäle etwa 100 Meter vor den Kopjes angelegt, weil die englische Artillerie immer die Höhen mit Vorliebe bombardierte; und so wurden auch diesmal die Kopjes von Magersfontein mit einem Eisenhagel überschüttet, während wir ruhig und sicher davor in unseren Schanzen lagen. Vier Stunden lang dauerte das gewaltige Feuer. Die Felsen wurden zerschmettert, der Boden war wie gepflügt, mancher vierfüßige Höhlenbewohner hatte sicher sein Leben gelassen, aber — kein einziger Bur war getroffen. Der Abend sank; Lord Methuen war überzeugt, daß es nur noch eines Sturmes bedürfe, um die gesamten Stellungen in Besitz zu nehmen. Wir waren auf das Kommende vorbereitet; die Offiziere gingen herum, um die Bürger zur Wachsamkeit zu er-

mahnen, die Pferde standen die ganze Nacht gesattelt, und wir schliefen mit den geladenen Gewehren im Arme. General Cronjé versicherte, daß der Feind in der Nacht einen Überfall machen werde, und er behielt recht. Um 2 Uhr des Nachts nahmen wir unsere Stellungen ein, die Offiziere waren über die Ankunft des Feindes gut unterrichtet und gaben Befehl, keinen Schuß abzufeuern, bevor der Feind nicht auf 200 Schritte herangekommen sei. Dieser Befehl wurde auch pünktlich ausgeführt. Die Engländer, welche uns auf den Kopjes vermuteten, empfingen auf 200 Meter Entfernung ein Feuer, das Tod und Verderben in ihren Reihen verbreitete. Sie versuchten vorwärts zu stürmen, aber ein Drahtzaun hielt sie auf. Es blieb ihnen nichts übrig als der Rückzug, und aus dem Rückzug wurde bald eine tolle Flucht. Die Verluste der Hochländer waren schrecklich. Auf einer Fläche von 36 Schritt im Geviert lagen 80 Leichen. Auf 1000 Schritt Entfernung kam die „schwarze Wache" (ein Teil der Hochländerbrigade) wieder zum Stehen und eröffnete von da ein heftiges Feuer auf unsere Position. Der erste Angriff war abgeschlagen.

Aber es kam schlimmer. Die Hochländer stürmten aufs neue vor, warfen sich dann platt auf die Erde und nahmen jeden, der die geringste Bewegung machte, scharf aufs Korn. Sie hatten kleine Spaten bei sich und konnten sich damit notdürftig Deckung schaffen. Das Feuer von 36 Kanonen deckte ihren Angriff, aber sie kamen doch nicht vorwärts. Etwa um 7 Uhr des Morgens sahen wir einen Panzerzug andampfen, geleitet von einem Kavallerie-Detachement; er wurde aber durch eine Abteilung Buren, die an der Bahnlinie postiert war, und durch unser Maxim zurückgejagt. Wir hatten bisher wenig Verluste gehabt, aber von dem Panzerzug aus wurden 73 unserer angebundenen Pferde erschossen.

Der Hauptangriff.

Lord Methuen schritt zum zweiten Angriff. Er ließ 2 Bataillone Hochländer und 2 Bataillone Garde vorrücken, während gleichzeitig zwei Eskadronen Lanciers zusammen mit der berittenen

Infanterie und der reitenden Artillerie den Versuch machten, unseren linken Flügel zu umgehen. Es war eine schwere Stunde. Die Hochländer, denen noch der Schreck von der Nacht her in den Gliedern saß, hatten unter dem gewaltigen Feuer ihrer Kanonen ihre Zuversicht wiedergewonnen und rückten mutig vor. Die Garde kam sogar auf 100 Schritte heran, litt aber hier schwer unter den Granaten der eigenen Geschütze, welche aus einer Entfernung von 2500 Schritt den Platz zwischen den Stürmenden und unseren Laufgräben bombardierten. General Cronjé hatte die Absicht des Feindes, unseren linken Flügel zu umgehen, früh genug erkannt, um von dem rechten Flügel Verstärkung senden zu können. Er selbst that sein Bestes, um die Männer zu ermahnen, auf Gott zu vertrauen und auszuhalten, und seine Worte wirkten, als wären sie elektrisch. Die Hemdärmel aufgerollt, mit zusammengebissenen Lippen lagen unsere Leute oft zu 5 oder 6 hinter einem Ameisenhaufen und feuerten erst, wenn sie ein gutes Ziel hatten. Die Gefahr der Umgehung wurde abgewendet, aber der Angriff in der Mitte dauerte weiter. Lord Methuen hatte den Hochländern befohlen, einen Bajonettangriff zu machen. Sie mußten über eine Senkung eine Anhöhe hinauf, wo sie an dem Pulverdampfe deutlich die Stellungen erkannten, welche die Buren inne hatten. Aber was sie sahen, waren Schützengräben, durch ein paar Buren mit Martini-Henry-Gewehren besetzt; eine Strecke vor ihnen dagegen hatte sich die Hauptmacht, bewaffnet mit Mauser-gewehren und rauchlosem Pulver eingegraben. Von ihr sollte man nichts sehen und sahen die „Gordons" auch nichts. Mit übermenschlicher Tapferkeit rückten sie heran bis auf 150 Schritt. Da spieen die verborgenen Schützengräben Feuer, und es war auch für den Tapfersten unmöglich, weiterzukommen. Den Führer, der in Tapferkeit seinen Leuten ein Beispiel gab, warf eine Kugel nieder, und zum Bajonettkampf kam es nicht. Das Bajonett war nur ein Hindernis, denn es erschwerte das Zielen, als die Stürmenden gezwungen waren, sich niederzuwerfen und

die einzelnen Buren in den Laufgräben aufs Korn zu nehmen. Wir fanden am folgenden Tag 100 Schritt von unserer Stellung entfernt Lee Metford-Gewehre, deren Visier noch auf 500 Schritt eingestellt war, — ein Beweis, daß der englische Soldat einem gegebenen Befehle blindlings gehorcht, ohne ihn neuen Verhältnissen anpassen zu können und kein selbständiger, denkender „Fechtsmann" ist. Bald war auch dieser Angriff völlig gebrochen. Es gab eine Linie, über die trotz allen Heldenmutes von Offizieren und Mannschaften keiner hinauskam. Hier häuften sich die Toten in entsetzlicher Weise. Der befehlführende Offizier fürchtete schließlich, daß seine Leute bis zum letzten Mann aufgerieben würden. Er gab den Befehl zum Rückzug, der bald in panikartige Flucht ausartete. Zum zweiten Mal an diesem Tage bot uns die Elite der englischen Truppen dieses Schauspiel, und eine Wolke von Staub verhüllte ihre Reste.

Diese Flucht riß auch die Bedeckung von 3 Feldbatterien mit sich, und die 18 Kanonen blieben zwischen Toten und Verwundeten einsam und verlassen zurück. Es war eine zu schöne Gelegenheit zu einem Handstreich, und Offiziere sowohl wie Bürger baten Cronjé, den Versuch zu machen, die Geschütze zu erobern. Aber er weigerte sich aufs entschiedenste, „unnötig" Menschenleben zu wagen, und so blieben die Kanonen stehen, bis sie der Feind wieder in Besitz bekam — was kaum eine Stunde später geschah, als die schottische Garde zu ihrem Schutze anrückte.

Die Rettung der drei Batterien gab Lord Methuen Mut zu einem letzten Vorstoße. Er sandte Pole Carew mit einer Abteilung längs der Eisenbahn vor, um unseren rechten Flügel zu umgehen. Aber General de la Rey hatte diesen Plan vorausgesehen und darum bis weit über die Eisenbahn hinüber — die Bahn läuft von Süden nach Norden, und der ganze bisherige Kampf hatte sich östlich von ihr abgespielt — Schanzgräben ausgehoben. Er bereitete dem englischen General einen so warmen Empfang, daß dieser sich sehr bald bewogen fühlte,

umzukehren. Die Hochländer hatten sich unterdessen hinter ihrer Artillerie wieder gesammelt. Lord Methuen hatte die Absicht, sie nochmals zum Sturme zu führen; aber wie sie dastanden, schlugen unerwartet die Geschosse der Freistaatartillerie in ihre dichten Glieder, und nun waren die tapferen Schotten nicht mehr zu erkennen. In rasender Flucht retirierten sie bis zu ihrem Feldhospital, und die Niederlage Methuens war vollständig.

Der Kampf war zu Ende. Unter dem Schutze der Nacht zogen sich die halbvernichteten englischen Regimenter langsam zurück, und wir, selbst halbtot vor Müdigkeit und Hunger, waren ihnen dankbar für ihren Abzug. Lord Methuen gab seine Verluste auf 960 Mann, darunter 70 Offiziere, an. Seine Angabe ist aber unmöglich richtig. Es waren sicher 2500 Mann, abgesehen von den Verwundeten und Gefangenen. Die „schwarze Wache" war geradezu vernichtet: nur 50 Mann erschienen am folgenden Morgen zum Appell. Wir selbst beklagten einen Verlust von 64 Toten und 118 Verwundeten.

Nach der Schlacht.

Lord Methuen wollte am folgenden Morgen einen neuen Angriff wagen, und einige seiner Offiziere bestärkten ihn in diesem Wunsche. Aber andere rieten ihm sehr dringend ab. Und in der That zog er sich nach einigen Kanonenschüssen in sein Kamp am Modderflusse zurück. Cecil Rhodes mußte noch monatelang in Kimberley auf seine Befreiung warten. Wir aber stiegen mit Dank gegen Gott aus unseren Schanzgräben, in denen manche von uns, von Hunger und Durst gequält, 40 Stunden ununterbrochen gelegen waren; bei dem Gedanken an den herrlichen Sieg vergaßen wir die Schrecken des vorigen Tages. Aber wir hatten auch manchen Helden begraben, den wir nicht so leicht vergessen konnten. So den Kommandanten Adriaan Diderich von Ladybrand und Feldkornett Johannes Coetzee von Lichtenburg.

Einen Augenblick später wanderten wir über das Schlachtfeld. Große Scharen von Geiern hielten gerade ihre schaurige

Mahlzeit und flogen auf, als wir kamen. Dichter als die Garben auf einem Kornfeld lagen hier die Leichen, an manchen Stellen übereinander; das Blut stand in großen Lachen. Aber das schrecklichste war das Jammern und Stöhnen der Verwundeten: der eine betete, der andere verfluchte Englands Königin und Chamberlain, wieder ein anderer rief nach seiner Mutter, während man von anderwärts den Ruf nach Wasser hörte. Mancher hatte in seinen Qualen Grasbüschel abgerissen und in den Mund gesteckt. Es war ein fürchterliches Schauspiel. Die Sonne begann höher zu steigen, und die armen Schlucker lagen unversorgt bereits seit der vorigen Nacht. Wir reichten ihnen Labung aus unseren Feldflaschen, und manchen Mann, der am Tage vorher wie ein Löwe gefochten hatte, sah man jetzt mit den Thränen des Mitleids in den Augen.

Was man sich in England für Vorstellungen von den Buren machte.

Die Leichen einiger Offiziere wurden nach Jacobsdal gebracht und da begraben. Einige von uns erwiesen den tapferen Feinden die letzte Ehre. Als sie von dem Gang zum Grabe zurückkehrten, waren auf dem Marktplatz von Jacobsdal die englischen Gefangenen angekommen, und Männer und Frauen strömten von allen Seiten herbei, um die wunderlich gekleideten Geschöpfe (d. h. die Schotten) zu sehen, welche einige unserer jungen Leute bei Magersfontein für Straußvögel angesehen hatten. Auch der Pfarrer von Jacobsdal war da und frug einen von der „schwarzen Wache", wie lange er schon in Afrika sei, woher er käme, was für eine Religion er habe u. s. w. Der Soldat antwortete, er komme aus den Bergen von Schottland,

sei vorgestern vor 6 Wochen in Southampton eingeschifft worden und sei reformierten Glaubens. Der Pfarrer frug: „Aber macht Ihr Euch denn kein Gewissen daraus, Krieg zu führen gegen eine andere weiße Nation, noch dazu eine Nation desselben Glaubens?" „Was?" sprach da der Schotte, „desselben Glaubens? Die Buren sind doch Wilde, bei denen von Glaube keine Rede sein kann." Wir hörten dann noch von ihm, daß er mit seinen Kameraden erst Freitags vor dem Schlachttage angekommen war. Von den übrigen Soldaten hatte man sie ferngehalten und ihnen einen besonderen Ort für ihre Lagerstelle angewiesen. (Damit sie nicht von den anderen entmutigt werden sollten!) Sonntag Nacht seien die Offiziere gekommen, hätten jedem ein Quantum Rum gegeben und gesagt: „Wenn ihr tapfer fechtet, so können wir am Mittag bereits in Kimberley sein; ihr werdet zwar da auf den Kopjes auf die Buren stoßen, aber diese werden bald die Flucht ergreifen, wenn ihr nur energisch draufgeht." Besonders Angst hatte man ihnen vor der Gefangennahme gemacht, indem man ihnen sagte, die Buren seien eine grausame, schwarze Nation mit großen Ohren und langen Haaren (warum nicht auch mit langen Schwänzen?), und wenn sie einen Weißen in die Hand bekämen, so würden sie ihn auf die grausamste Weise martern. Der Sohn der schottischen Berge frug dann den Pfarrer, wo denn nun eigentlich die Buren seien, und dieser antwortete, indem er auf die Zuschauer deutete: „Das hier sind Burenfrauen und Burenkinder, und die Männer, die euch hierhergebracht haben, das sind die Buren selbst." Da schaute der Soldat seine Kameraden an und sprach: „He dont mean what he say." Aber er wußte doch noch nicht recht, wer ihm nun eigentlich Lügen erzählt habe; die gute Behandlung, die er, wie er bezeugte, von den Buren erfahren hatte, erschütterte indes den Glauben an das Wort seiner Offiziere.

Ich darf hier vielleicht eine Anekdote einfügen, welche beweist, wie thatsächlich viele Engländer von uns dachten. Eine englische Patrouille, die in der Nähe von Griquastad einen Er-

H. van Doornik.

kundungsritt machte, sattelte gegen Mittag bei einem Maisfeld ab. Die Pferde wurden „gekniehaltert", Wachen ausgestellt, und dann begann man das Essen herzustellen: Bisquits und Büchsenfleisch (Bully beef). In den Maisfeldern thaten sich Paviane an dem jungen Mais gütlich, ohne etwas von der Anwesenheit der Engländer zu ahnen. Gerade als sie weggehen wollten, sahen sie die Engländer, richteten sich hoch auf ihren Hinterbeinen auf, streckten die langen Schwänze in die Luft und begannen zu schreien. Da sprangen die Engländer rasch auf, griffen nach ihren Gewehren, ließen ihr Essen im Stich und rannten auf ihre Pferde zu mit dem Rufe: „The boers, the boers!"

---

8. Letzte Gefechte um Kimberley. Entsatz der Stadt.

Die Häuslichkeit vor Kimberley.

Von Mitte Dezember 1899 bis Mitte Februar 1900 hatten wir wenig Abwechslung. Jeden Tag wurden wir beschossen und beschossen wir den Feind, ohne daß es zu irgend welchem entscheidenden Schlag kam. Der Kanonendonner wurde uns nach und nach eine alltägliche Gewohnheit. Das Abfangen von Kafferspionen, welche englische Berichte aus der belagerten Stadt oder hinein zu bringen suchten, war noch die interessanteste Thätigkeit. Unsere Lager glichen mehr und mehr Dörfern, denn Frauen und Kinder kamen heraus und wohnten bei uns. General Cronjé hatte zuerst seine Frau kommen lassen, obwohl das Kriegsgesetz ausdrücklich den Aufenthalt von Frauen im Lager verbietet. Diese gemütliche Häuslichkeit aufzugeben und zu stürmen, war natürlich nicht sehr verlockend. Oberst Villebois Mareuil hatte einen Plan gemacht, Kimberley einzunehmen, aber General Cronjé lehnte jeden Angriff ab, weil er so viel Menschenleben koste. So hatte Lord Methuen Zeit übrig, sich von seiner schweren Niederlage zu erholen und Verstärkungen heranzuziehen. Unsere Führer versäumten aus lauter Vorsicht

die Ausnützung unserer großen Siege. Es wurde wiederholt, sowohl von General de la Rey als General de Wet,*) vorgeschlagen, ein starkes Kommando in den Rücken von Methuen zu senden und die schwachbewachte Brücke über den Oranjefluß in die Luft zu sprengen. Methuen, so von seiner Basis abgeschnitten, wäre gezwungen gewesen, einen Angriff zu machen oder sich zurückzuziehen. Cronjé erklärte aber, durch die Absendung eines solchen Kommandos würden seine Linien zu sehr geschwächt, und Lord Methuen bekäme die Gelegenheit, sie zu durchbrechen und Kimberley zu befreien. Es kostete viel Überredung, bis endlich nur die Expedition zu stande kam, die wir im IV. Hauptstück schildern. Cronjé war überzeugt, daß die Engländer nur über Norvalspont von Süden her in den Freistaat einbrechen würden, um mit der Bahn nach Bloemfontein zu kommen. Sie daran zu verhindern, war die Aufgabe der Kommandos bei Colesberg, zu denen jetzt auch General de la Rey gesandt wurde.

Infolge des langweiligen Stilliegens brach die „Urlaubspest" aus; man sagte sich: „An Kämpfen denkt doch niemand", und entschuldigte sich damit, daß die meisten Offiziere ihre Frauen im Lager hätten und zu Hause die Güter ohne die nötige Aufsicht wären. Mit oder ohne Erlaubnis ging man scharenweise nach Hause. Von unseren Stellungen aus konnten wir auf das englische Lager sehen und mit Hilfe der Ferngläser feststellen, wie dort die Zahl der Zelte täglich anwuchs und zahllose Züge ankamen; ja, wir konnten selbst sehen, wie die englischen Soldaten, 50 Mann von jedem Kommando, zu Pferde jeden Abend auszogen, um auf dem Platz zwischen unserem und ihrem Lager zu exerzieren. Ein Tag glich dem andern: man ging, man kam, man suchte Freunde auf, man unterhielt sich, aber man that nichts. Ein fremder Offizier wies einmal Cronjé auf die Gefahr hin, aber er bekam zur Antwort: „Ich bin Soldat ge-

*) Christian de Wet, bisher Kommandant vor Kimberley, war nach der Schlacht von Magersfontein als General nach Kimberley gesandt worden. D. H.

wesen, ehe Sie geboren wurden.“ Major Albrecht fürchtete, daß der Feind uns in der Flanke fassen werde, aber General Cronjé blieb dabei, daß die Engländer die Eisenbahn nicht verlassen würden.

Ein Umgehungsversuch im Westen.

Sonntag, den 4. Februar, wurde der erste Versuch gemacht, an uns vorbei nach Kimberley zu kommen. General Macdonald mit 12 Kanonen an der Spitze der Hochländer zog den Rietfluß entlang in der Richtung auf den Koedoesberg zu, der 12 Meilen westlich von Modderriver liegt. Dort ist eine gute Furt, durch welche ein Weg nach Kimberley führt. Die Furt wurde besetzt und der Berg zum Teile auch. Von unserer Seite wurden zunächst 400 Mann, meist Kapländer, dem Feinde entgegengesandt, um ihn zurückzuwerfen; aber die Übermacht war zu groß, und seine Feldgeschütze arbeiteten so sicher, daß wir uns bald zum Rückzuge gezwungen sahen. Nachdem Verstärkung eingetroffen war, machten wir unter dem Regen der feindlichen Granaten und Kugeln einen Angriff auf den befestigten Berg, und es glückte uns, den Fuß zu erreichen. Hier banden wir unsere Pferde aneinander und kletterten den Berg empor. Wir erreichten auch bald einen Punkt, von wo aus wir die englischen Stellungen unter Feuer nehmen konnten; auch unsere Kanonen hatten wir hierher gebracht. Den ganzen Tag dauerte das Gefecht. Unsere Wasserwagen fielen jedoch in die Hände des Feindes und wurden sofort verbrannt; von unerträglichem Durst gequält zogen wir zurück bis zu der Farm von Paal, um Wasser zu bekommen. Feldkornett Pietersen war so heftig beschossen worden, daß er die beiden Kanonen und das Bombenmaxim im Stiche ließ; es gelang ihm aber doch, die Geschütze zu retten, da die Engländer die günstige Gelegenheit nicht benützten. Am folgenden Tage wurde das Gefecht erneuert, und wir besetzten Stellungen, welche dem Feind den Weitermarsch nach Kimberley unmöglich machten. Es gelang ihm aber Kommandant Breidenbach mit seinen Bürgern zu vertreiben, und etwa 250 Hochländer brachen zwischen dem Koedoesberg und dem Zwartrand durch

und vertrieben auch 50 Transvaaler unter Feldkornett Hendrik Meyer, die sich ihm entgegenstellten; dann gingen sie auf eine Höhe los, von der alle unsere Stellungen beherrscht wurden. Ich sah, daß der Feind, wenn er diese Höhe in Besitz habe und seine Kanonen hinaufbringe, den Schlüssel zu Kimberley in Händen haben und durch nichts mehr in der Welt gehindert werden könne, gerades Weges dahin zu ziehen. Mit 87 anderen Kapländern stürmte ich deshalb an der anderen Seite des Berges unter heftigem Granatfeuer empor und erreichte mit 34 Mann den Gipfel unmittelbar vor dem Feinde, der über ein mit Steinen über und über besätes Terrain mußte. Auf 100 Schritt Entfernung eröffneten wir ein todsicheres Feuer, das den Feind bald zurückwarf und die Gefahr für diesen Augenblick beseitigte. Etwas später langte auch Kommandant Breidenbach mit 100 Griqualandern hier an, und wir verfolgten gemeinschaftlich den Feind.

2 Stunden später wurden wir durch eine Abteilung Lanciers in der Stärke von etwa 800 Mann abgeschnitten; nur ein Drahtzaun rettete uns. Während ihn die englischen Reiter durchschnitten, fanden wir Gelegenheit, nach einem nahen Kopje zu eilen, um dort Stellung zu nehmen. Auf dem Wege dahin trat mein Pferd plötzlich in ein Loch — die Erdschweine haben dort vielfach den Boden unterwühlt — und stürzte; unglücklicherweise kam es auf mich zu liegen, und ich gab mich verloren, aber ein paar meiner Leute sprangen sofort aus dem Sattel, zogen das Pferd weg, das sich unverletzt erhob, und ich war für diesmal noch mit dem Schrecken weggekommen. In unserer neuen Stellung konnte uns der Feind nichts anhaben und zog sich bald zurück; todmüde und ausgehungert blieben wir diese Nacht in unseren Schanzen. Am folgenden Tage ließ uns der Feind in Ruhe, wofür wir ihm besonders dankbar waren. Wir sandten nun einen Korporal mit 10 Mann nach unserem Lager, das 18 Meilen entfernt war, um da Lebensmittel zu holen. Während wir auf seine Rückkehr warteten,

entdeckte eine Wache eine Kuh und zwei Kälber, die in unserer Nähe weideten. Wir schossen die Tiere sofort tot, und während die einen noch am Schlachten waren, bereiteten die anderen bereits den Braten; wir glaubten nie ein herrlicheres Stück Fleisch gegessen zu haben, trotzdem wir kein Körnchen Salz hatten.

Der Feind hatte nach den Erfahrungen des vorhergehenden Tages keine rechte Lust zu neuen Angriffen; nach einem kurzen Gefecht zog er sich in sein Lager am Modderflusse zurück, wo General Macdonald am 9. Februar mißmutig und niedergeschlagen mit seinen Verwundeten anlangte. Wir hatten 9 Tote und 14 Verwundete. Die Engländer, soviel wir erfahren konnten, allein 83 Tote. Nachmittags um 2 Uhr waren wir bei der Furt am Rietflusse, durch welche Macdonald gekommen war, und wo ein von den Engländern halb geplünderter Laden eines Engländers stand. Der Besitzer hatte bei unserem Herankommen die Flucht ergriffen; einige von unseren Leuten nahmen da, was sie brauchen konnten; Bezahlung konnten sie dem Manne, dessen Aufenthaltsort unbekannt war, „zu ihrem größten Bedauern" nicht anbieten. In dem kühlen Wasser des Flusses fanden wir ein erquickendes Bad, und unsere ermatteten Pferde konnten nach Herzenslust trinken.

Der große Aufbruch. Kimberley wird entsetzt.

Lord Roberts hatte nun, da ihm ein Durchbruchsversuch bei Norvalspont zu gewagt erschien, im Lager am Modderflusse gut 60000 Mann angesammelt; er war entschlossen, einen großen Schlag zu führen. Cronjé zu vernichten und dadurch Kimberley zu entsetzen, und den Weg nach Bloemfontein frei zu bekommen, war sein nächstes Ziel. Am 10. Februar um 5 Uhr geriet sein Lager in Bewegung. Zug auf Zug mit Truppen und Geschützen beladen, ging nach dem Süden ab; am 11. zog auch General French mit 6000 Mann Kavallerie und 40 Kanonen ab. Seine Zelte ließ er stehen, um Cronjé zu täuschen. Auch seine Wagen ließ er zurück, und die Mannschaften hatten nur für einige Tage Mundvorrat bei sich. Um seinen Plan zu verdecken, ging er nach Süden, folgte der Eisenbahn bis Graspan, wandte sich

da aber ostwärts und erreichte mit seinen halbverschmachteten Leuten gegen 2 Uhr des Nachmittags Ramdam, wo sich Mannschaften und Pferde an der großen „Pan", eigentlich einem schmutzigen Wassertümpel, erquickten. Hier stieß Oberst Hannay zu ihm, der von Colesberg kam und, durch Kommandant Jacobs den ganzen Tag verfolgt, beträchtliche Verluste erlitten hatte. Auch andere Kavallerieabteilungen vereinigten sich hier mit French, und mit dieser starken Macht rückte er am 12. Februar, des Morgens um 3 Uhr nach der Waterval-Furt ab, um sie vor Tagesanbruch zu besetzen. Aber im Dunkel der Nacht fanden sich auch die Führer nicht zurecht, und er mußte ein paar Stunden Halt machen. Als er bei Tageslicht an die Furt kam, begrüßte ihn dort eine unserer Schnellfeuerkanonen. Unsere Leute waren jedoch nicht stark genug, um ihn hier festzuhalten; er ließ eine Kavallerieabteilung zurück, um sie zu vertreiben, während er mit der Hauptmacht mit einer Schwenkung nach rechts nach der De Kiels-Furt zog. Eine Abteilung Buren war ihm hierher vorangeeilt, aber viel zu schwach, um ihn aufzuhalten. French blieb bis zum anderen Morgen an der De Kiels-Furt und nahm hier noch verschiedene Abteilungen auf; am folgenden Tage (13. Februar) rückte er in glühender Sonnenhitze 25 Meilen weiter vor, durchschnitt den Telegraph zwischen Jacobsdal und Bloemfontein und besetzte die Rondewal- und Klip-Furt. Ein Feldtelegraph, den er gleichzeitig legte, und der ihn in Verbindung mit seinem Hauptquartier hielt, wurde gleich wieder durch einen Grasbrand vernichtet, der auch seinen Truppen stark zusetzte. Am 14. blieb er bei der Klipfurt, weil ein großer Teil der Pferde zu erschöpft war, um weiterzuziehen. Eine kleine Abteilung Buren mit einer Kanone beschoß ihn hier den ganzen Tag, konnte aber gegen seine vierzig Geschütze nichts ausrichten. Als er am nächsten Tage vom Modderflusse aus östlich an Cronjés Stellungen vorbei geradewegs nach Kimberley aufbrach — er hatte jetzt 10000 Mann —, konnte ihn nichts mehr auf seinem Wege aufhalten. Eine Reihe

der Kopjes zu beiden Seiten war zwar durch kleine Abteilungen, welche Cronjé eiligst abgesandt hatte, besetzt. Aber der Feind störte sich kaum an ihr Feuer; es war unmöglich, die sich fortwälzende Masse aufzuhalten. Hunderte fielen, aber wie ein reißender Strom brausten die Reitergeschwader weiter. Ein Stacheldrahtzaun gebot einen Augenblick Halt, und die Buren brachten ihre paar Kanonen in Sicherheit. Dann ging's wieder weiter wie vorher, bis die Diamantenstadt erreicht war.

Cronjé verloren.

Unterdessen war Lord Roberts mit seiner gesamten Macht nach Koffiefontein aufgebrochen, während Lord Methuen am Modderflusse mit ein paar tausend Mann Cronjé gegenüber stehen blieb, um ihn in dem Glauben zu erhalten, daß hier der Hauptangriff der Engländer erfolgen werde. Als Cronjé hörte, daß Truppen in der Richtung auf Koffiefontein anrückten, dachte er, daß sie dahin wollten, um ihn in großem Bogen im Westen zu umgehen und ihm diese Bewegung zu verbergen. Der Meldung, daß die Truppen dem Rietflusse entlang nordwärts gegen ihn selbst zu zögen, schenkte er keinen Glauben. Er war überzeugt, daß die Engländer die Eisenbahn nicht verlassen würden und sich mit großen Abteilungen nicht durch das flache Land wagen würden. Und als die Kavallerie von Lord Roberts, die inzwischen French gefolgt war und näher der Bahnlinie über Jacobsdal nach Norden zog, vor ihm auftauchte, da hielt er das für einen Scheinangriff, der ihn von seinen Hauptstellungen von Magersfontein weglocken sollte. So schickte er nur die Generäle de Wet und Andries Cronjé mit kleinen Kommandos ab, um die englischen Truppen zurückzuwerfen. Die paar Kommandos, die er im letzten Augenblicke wegsandte, um French von Kimberley aufzuhalten, konnten nichts mehr ausrichten.

Jetzt, wo der Feind an seiner Flanke vorbeigezogen war und Methuens Geschütze ihn von vorn angriffen, wurde ein Kriegsrat gehalten, dem einige zufällig anwesende Kommandanten und Feldkornetts beiwohnten. De Wet und Andries

Cronjé mit ihren schwachen Kommandos schlugen sich unterdessen mit dem Feinde herum, ohne daß man bei dem Oberbefehlshaber wußte, wo sie waren. Wie nun die Freistaater in der Besorgnis um Haus und Hof zum sofortigen Abzug in die Heimat drängten, wie Piet Cronjé nach stürmischen Sitzungen des Kriegsrates ostwärts in den Freistaat marschierte, wie ihn hier Lord Roberts mit seiner 15fachen Macht umzingelte und auch French von Kimberley aus seine Verfolgung aufnahm, und wie schließlich Cronjé nach verzweifelt heldenmütigem Kampfe am 27. Februar sich ergeben mußte, nachdem Roberts in den 10tägigen Kämpfen mehr Leute verloren hat, als Cronjé überhaupt zählte: das alles gehört nicht hierher. Der Abzug Cronjés hatte dem Aufstand der Kolonisten südlich vom Modder- und Vaalfluß seine Kraft genommen.

---

9. Von Kimberley bis Mafeking.

Die Sammelpunkte der Aufständigen im Westen der Republiken waren nun nur noch Mafeking und Vrijburg, oder besser die um Mafeking und Vrijburg lagernden Burenkommandos. Nach der Gefangennahme Cronjés und dem Abzuge Frenchs hatte Lord Methuen Kimberley besetzt und suchte von dort aus Mafeking Hilfe zu bringen. Aber das sollte ihm monatelang noch nicht gelingen, denn zwischen beiden Städten standen die Truppen, die vorher schon Kimberley im Norden belagert hatten, nebst der Besatzung von Vrijburg, und das ganze Land westlich und nördlich von ihm war noch in Aufruhr. Dazu hatten die Belagerungstruppen von Mafeking so treffliche Verteidigungsstellen, daß sie bisher alle Entsatzversuche glänzend zurückgeschlagen hatten.

Der Long Tom von Kimberley.

Gleich nach der Eroberung von Kimberley hatten die Engländer den Versuch gemacht, den Long Tom zu erbeuten, den die Buren nördlich von Kimberley bei der Kamfersdam-Mine auf-

Postbote in Deutsch-Südwestafrika.

gestellt hatten. Aber schon am Tage des Entsatzes waren die Buren darauf bedacht gewesen, dieses Geschütz zu retten, und da keine Ochsengespanne vorrätig waren, so spannten sich 150 Mann vor die Kanone und führten sie nach Riverton, 18 Meilen nördlich von Kimberley, zu weg, wohin die Kommandos von General du Toit am nächsten Tage folgten. Kommandant Kolbe, der auch im Norden von Kimberley stand, hatte auf den Bericht hin, daß der Feind bei der Rondewal-Furt durchgebrochen sei, seine Stellungen verstärkt und bombensichere Gräben graben lassen. 700 Mann ließ er hier zurück, mit den übrigen 800 zog er dem Feinde entgegen, der 4000 Mann zählte. Auf einem Stück Lande, das der De Beers-Kompagnie gehörte, kam es zum Zusammenstoß. Alle Angriffe des Feindes wurden abgeschlagen und besonders die Lanciers, die durch Stacheldrahtverzäunungen der Grundstücke auf Schritt und Tritt gehindert wurden, sehr in die Enge gebracht.

Eine Heldenthat.

Eine Abteilung von 50 Transvaalern wurde hier auf der Verfolgung der Lanzenreiter durch einen anderen Trupp von der Hauptmacht abgeschnitten und gegen einen Stacheldrahtzaun gedrängt. Sie wären sicher hier niedergestochen worden, wenn ihnen nicht ein 16jähriger Junge, Jan Cornelissen, das Leben gerettet hätte. Dieser Junge befand sich jenseits des Zaunes und sah die Not seiner Brüder. Er wußte, daß an verschiedenen Stellen die Drahtpfähle herausgezogen waren, so daß man sie mitsamt dem Draht auf die Erde drücken und so den Durchgang ermöglichen konnte. Wenn man den Pfahl losließ, sprang der Draht wieder auf. Auf seinem müden Pferde, das er kaum mehr vorwärts brachte, ritt der Junge nach einer solchen Stelle, drückte den Pfahl nieder und hielt ihn fest, bis der letzte Mann drüber war. Aber nun kam der arme Junge selbst in Not. Ein Offizier der Lanzenreiter ließ sein Pferd über den Zaun springen und jagte auf den Jungen, der nur mühsam weiter kam, mit gezogenem Degen los, um sich an ihm für das Entkommen der übrigen zu rächen. Der Junge sah keine Möglichkeit zu

entkommen und sprang vom Pferde, als der Offizier noch 20 Schritte entfernt war. Der Offizier schlug nach ihm, aber der Junge deckte sich durch sein Pferd und schoß seinem Verfolger, der sein Pferd nicht gleich parieren konnte, von hinten her eine Kugel durch die Hüfte. Der Offizier fiel zu Boden, war aber noch stark genug, um wieder aufzuspringen und in rasender Wut mit gezücktem Degen auf den Jungen zuzulaufen. Der Junge erwartete ihn stehenden Fußes, schoß ihm im Laufe eine Kugel durch den Kopf, ergriff schnell wie der Blitz den Säbel, sprang auf das Pferd des Getöteten und entkam im letzten Augenblick.

Eine wunderbare Rettung.

Eine Abteilung von Griqualandern unter dem tapferen Kommandanten B. van Aswegen wurde von ungefähr 2000 Engländern umzingelt. Sie hatten ein Kopje in der Nähe einer verlassenen Diamantmine besetzt und flüchteten, als die Kanonade zu heftig wurde, in diese Mine. Hier waren sie wohlgeborgen, aber eine sichere Gefangennahme wartete ihrer, und das war für sie kein angenehmer Gedanke, denn sie waren alle Rebellen. Der Feind überschüttete sie mit Granaten und zog den Ring immer enger. Sie schienen verloren. Da mit einem Male brauste von Westen her eine dicke, undurchdringliche Staubwolke, die auf Minuten dem Feinde jede Aufsicht versperrte, daß er auf 10 Schritte nichts sehen konnte. Das rettete die Griqualander. Vorher, während sie noch umzingelt waren, wurde General du Toit gebeten, ihnen Hilfe zu bringen, aber er antwortete, er könne nicht das Leben des einen Bürgers für das des anderen wagen.

Eine sträfliche Unterlassung.

Lord Methuen sandte Verstärkungen, und so zog sich du Toit nach verschiedenen schweren Gefechten bei Veertienstromen (Fourteen Streams) über den Vaal zurück, während die Engländer etwa 6 Meilen südlich von dem Strom, der sich hoch geschwollen zwischen beiden Heeren dahinwälzte, befanden. Bei diesem Rückzug wurde ein Kommando von Transvaalern, Kapländern und Griqualandern unter General Breidenbach abgeschnitten und

mußte westwärts ziehen bis zur Smitsfurt, wo es ihm gelang, ebenfalls den Vaal zu überschreiten. Alle Brücken wurden mit Dynamit gesprengt, sobald die Buren hinüber waren. Die einzige Brücke, welche die Engländer in dieser Gegend nun benutzen konnten, um über den Vaal zu kommen, war weit im Südwesten bei Barkly-West. Als wir Barkly-West verließen, wies ich General Breidenbach auf die Gefahr hin, welche diese Brücke uns bringen könne, und drang darauf, daß sie gesprengt werde. Aber der alte „Takhaar"*) war noch immer nicht von seiner Einbildung und seiner Energielosigkeit geheilt und meinte, so weit werde der Feind nicht kommen, und außerdem sei die Brücke viel zu kostbar, um vernichtet zu werden. Dazu kommt, daß Morgendal, der stellvertretende Landdrost von Barkly-West erklärte, es sei kein Dynamit vorhanden, was sich später als unwahr herausstellte. Der General versprach aber, eine starke Besatzung aus dem Kommando van Aswegens bei der Brücke zurückzulassen, und so zogen wir beruhigt weiter.

Zu gutherzig.

Unser Marsch hielt Tag und Nacht an, und viele unserer Leute waren ohne Pferde. Wir hätten Gelegenheit genug gehabt, uns alle mit frischen Pferden zu versehen, aber es war wiederum die Lahrheit des Generals, die uns um diesen Vorteil brachte und den Engländern Hunderte von Pferden in die Hände spielte. Er wollte niemand seiner Pferde berauben und verschuldete es durch diese Rücksicht, daß viele von seinen eigenen Leuten gefangen wurden, weil sie keine Pferde hatten. So kamen wir z. B. in Witrand auf die Farm eines Engländers namens Honey, der ein großes Kamp mit mehr als 400 Pferden besaß; sie gehörten Honey und seinem Bruder, welch letzterer bereits zu den Engländern geflüchtet war. Wir gaben nun unseren Mannschaften, soweit sie keine Pferde hatten, Erlaubnis, sich je ein Pferd herauszusuchen, was sie auch thaten. Aber

*) „Takhaar" ist das Spottwort für die altväterlichen Bauern; es bedeutet Bauern mit ungekämmtem Haar. Die alten Bauern rächten sich an den jungen durch den Spottnamen „Penkoppe", d. h. „Federfuchser". D. H.

darnach kam Honey nach unserem Lager und sprach mit dem General; die Folge war ein Befehl, daß alle Pferde wieder freizugeben seien. Ein paar Wochen später konnte Honey Lord Methuen mit frischen Pferden versehen.

Der Kampf um den Vaalübergang.

In Veertienstromen wurden die Mannschaften, die ohne Pferde waren, in Schützengräben gelegt, um die Furt zu verteidigen, während ein Reiterkommando einige Meilen weiter westwärts kampierte, um den Weg zwischen dem Witrand und dem Kaapschen Berge zu verteidigen, und ein anderes Reiterkommando den großen Weg von Hebron nach Warrenton zu bewachen hatte. Unser und des Feindes Lager, durch den Fluß voneinander getrennt, waren höchstens 12 Meilen auseinander. In der Nähe der zerstörten Eisenbahnbrücke macht der Fluß eine Biegung nach Südosten und läuft in einer Entfernung von 2 Meilen an dem englischen Lager vorbei. In einer dunklen Nacht brachten wir, gedeckt durch einen Scheinangriff, unsere Kanonen bis zur Brücke vor und machten Stellungen für sie, die auch nicht weiter als ungefähr 2 Meilen von dem englischen Lager entfernt waren. Am folgenden Morgen eröffnete unsere Artillerie ein heftiges Feuer auf das englische Lager, das völlig schutzlos dalag; Wagen wurden in Brand geschossen, Zelte flogen in die Luft, Pferde und Ochsen wurden totgeschossen oder rissen sich los, und alles war in schrecklichster Verwirrung. Noch in derselben Nacht brach der Feind sein Lager ab und zog, wenigstens für eine beträchtliche Zeit, nach Doornfontein.

Lange Zeit lag man sich nun wieder unthätig gegenüber, und aufs neue brach die Urlaubspest aus. Dutzendweise gingen die Leute nach Hause: bei dem einen war die Frau, beim andern das Kind krank, und der General hatte nicht lange den Mut, die Bitten um Urlaub abzuschlagen. Dazu kam, daß das Malariafieber die Mannschaften heimsuchte und wiederum Dutzende weggesandt werden mußten, weil das Feldhospital nicht Platz für alle hatte. Die Hälfte der Mannschaften war schließlich krank. Von meinem Kommando lagen allein 342 Mann

krank zu Hause oder im Spital. Und dabei bekam der Feind täglich Verstärkungen.

Die Schlacht bei Witrand.

Endlich machte Lord Methuen einen neuen Versuch, Vrijburg in die Hand zu bekommen. Er ließ die Artillerie in Barkly über den Fluß setzen, während 4000 Mann seiner Truppen bei dem niedrigen Wasserstand bei Hebron den Vaal überschreiten konnten. Bei Witrand kam es zum Gefecht. Sonntag, den 5. Mai, in der Frühe meldete uns die Brandwache, daß in der Richtung von Spionkop her englische Patrouillen gesehen worden seien. Sofort wurden auch unsererseits Patrouillen ausgesandt, welche bald auf die Vorposten des Feindes stießen. Des Mittags gegen 1 Uhr griff eine Abteilung der Imperial-Yeomanry an, wurde aber mit einem schweren Verlust zurückgeschlagen, ohne daß wir Verluste gehabt hätten. Die Hauptmacht des Feindes kampierte diese Nacht bei Kolmberg, einer Missionsstation. Am folgenden Morgen griff eine Abteilung Infanterie mit einer Feldbatterie wiederholt an, wurde aber jedesmal zurückgeschlagen. Mit 700 Mann hatten wir eine Stellung von 8 Meilen Länge zu verteidigen. Zwischen der großen Fahrstraße und dem Vaalflusse liegt ein Hügel, der von dem Feldkornett van der Merwe mit 100 Kapländern besetzt war. Hier stürmte der Feind zuerst, wurde aber durch das Feuer der Verteidiger und ein Bombenmaxim, das am Wege aufgestellt war, unter Kreuzfeuer genommen und mußte zurück. Inzwischen brachte er eine Feldbatterie und 4 Bombenmaxims auf einen Hügel zwischen unseren Stellungen und Kolmberg, und 2000 Schritt südlich von unserem

rechten Flügel, wo Kommandant Oosthuyzen von Krügersdorp mit 100 Mann stand, hatten sie ebenfalls eine Feldbatterie in Stellung gebracht. Unter Deckung von 12 Geschützen gingen nun zwei Abteilungen Infanterie von je 1000 Mann gegen unsere Stellungen vor, während zugleich 2000 Mann Kavallerie und berittene Infanterie unseren rechten Flügel zu umgehen suchten. Wir ließen den Feind bis auf 300 Schritte herankommen, und das Gefecht blieb noch lange unentschieden hin und her, trotzdem unsere Armstrong-Kanone durch das überwältigende Artilleriefeuer des Feindes rasch zum Schweigen gebracht wurde. Ein Kopje vor meinem Kommando hatte van Aswegen mit 150 Griqualandern besetzt, die mit wahrer Todesverachtung fochten und verschiedene Stürme abschlugen. Die Engländer mußten durch eine Kaffernniederlassung kommen, und hier wurden sie haufenweise niedergemäht.

Ein politischer General.

Eine Abteilung Transvaaler hatten einen Kraal in Besitz genommen, und es glückte ihnen, die Kavallerie verschiedene Male zurückzuschlagen. Van Aswegen sandte an General du Toit, der in Veertienstromen lag, Bericht und ersuchte ihn dringend um Verstärkung. Der General telegraphierte nach Asmanspont und ließ Kommandant de Beer mit 600 Mann nachrücken, aber als de Beer in Veertienstromen ankam, befahl er, vorerst noch nicht weiterzugehen; unterdessen ließ van Aswegen fragen, wie stark denn eigentlich der Feind sei, und bis der Bericht zurückkam, daß es eine zehnfache Übermacht sei, war Kommandant de Beer bereits wieder zurückgesandt. Hier zeigte sich wieder, wie verkehrt es war, irgend ein beliebiges Mitglied des Ersten Volksrates zum General zu machen. Du Toit war ein tapferer Kriegsmann, und er mag auch ein ausgezeichneter Abgeordneter und wahrer Patriot gewesen sein, aber von Kriegsführung verstand er nichts, und das war zum großen Teil die Ursache, daß die Schlacht bei Witrand so unglücklich für uns ablief.

Van Aswegen konnte, da er keine Verstärkung bekam,

seine Stellung unmöglich länger halten. Er selbst wurde tödlich verwundet, und zwei seiner Söhne, die den sterbenden Vater nicht verlassen wollten, fielen in des Feindes Hand. Auch die Transvaaler, so tapfer sie sich in dem Viehkraal wehrten, mußten sich infolge des schrecklichen Geschützfeuers zurückziehen, und nun konnte der Feind uns mit leichter Mühe umgehen und in den Rücken fallen. Um 4 Uhr des Nachmittags mußten wir unter lautem Hurra des Feindes unsere gesamten Stellungen aufgeben und uns über ein offenes Terrain $1^1/_2$ Meile weit nach einer anderen Hügelreihe zurückziehen.

Die Engländer hatten nach ihren eigenen Angaben 723 Tote und Verwundete, wir 11 Tote, 17 Verwundete und 3 Gefangene. Auch unser Arzt und 8 Krankenpfleger wurden zusammen mit unserem Ambulanzwagen gefangen genommen, aber ein paar Tage später wieder freigegeben. Leider wurde auch unser Munitionswagen von dem Feinde erbeutet; es ging uns diesmal, wie den Engländern so oft, daß nämlich die Maultiergespanne zum Feinde überliefen. Ich habe bei dieser Gelegenheit gesehen, daß die Engländer doch nicht ganz ohne Grund die Schuld für diesen oder jenen Unfall auf die Maultiere geschoben haben, denn ein Maultier, wenn ihm der Schreck im Leibe sitzt, ist unberechenbar.

Allgemeiner Rückzug. Mafeking entsetzt.

Unser Rückzug ging nach Zwartrug, wo am folgenden Tage auch General du Toit von Driepan, wo sein Lager stand, mit unserer Artillerie ankam — wie der Senf nach der Mahlzeit. An demselben Tage zog Oberst Mahon an der Spitze eines aus den Truppen Methuens und des ebenfalls in Kimberley angekommenen General Hunters gebildeten Entsatzkorps den Hartsfluß aufwärts gegen Taungs, um von da aus nach Mafeking zu gelangen; er hatte 8000 Mann Kavallerie und berittene Infanterie nebst 3 Batterien 12-Pfünder, 3 Batterien Feldgeschützen und 2 schweren Geschützen. Feldkornett van der Merwe mit 6 Mann wurde ihm entgegengesandt, um Erkundung einzuziehen; unterdessen fand ein Kriegsrat statt, welcher be-

schloß, sofort nach der Rückkehr der Späher nach Taungs zu ziehen und Position zu fassen. Als van der Merwe aber zurückkam, war General du Toit bereits nach Driepan abgezogen und hatte Ordre hinterlassen, in der Richtung auf den Vaalfluß östlich von Veertienstromen zurückzugehen. Er war wahrscheinlich um den Rückzug besorgt geworden, da es während des Kampfes bei Witrand General Macdonald geglückt war, nach Veertienstromen vorzurücken und sich an der zerstörten Eisenbahnbrücke festzusetzen, worauf unsere Leute ihre Schützengräben hatten aufgeben müssen. Aber natürlich waren wir Betschuanländer über diese Änderung des Kriegsratsbeschlusses sehr unzufrieden, denn wir mußten sehen, wie der Feind in unser Gebiet eindrang, ohne daß ein Versuch gemacht wurde, es zu verteidigen, obgleich doch Taungs bei seiner Lage zwischen den Bergen zum Kampfplatze wie geschaffen war. Aber die Transvaaler wollten nach ihrem Lande und ihre Grenzen und ihr Eigentum schützen, uns Kapkolonisten überließen sie ihrem Schicksal.

Infolge dieses Aufgebens unserer Stellungen konnte Oberst Mahon ungehindert, ohne einen Buren zu sehen, durch die Berge ziehen, nahm zuerst Taungs, dann Vrijburg und entsetzte schließlich am 17. Mai Mafeking. Die Belagerer von Mafeking hatten auf die Kunde von seiner Annäherung einen energischen Versuch zur Eroberung der Stadt gemacht, dessen Erfolge aber durch den Mangel von Zusammenwirken wieder vernichtet wurden, und der bekanntlich zur Gefangennahme des Kommandanten Eloff in der Vorstadt von Mafeking führte. Mit Bitterkeit erinnerte sich mancher Kapländer der Versicherung, daß nur über die Leichen ihrer Verteidiger der Weg zur Transvaalflagge führen werde, welche über Vrijburg gehißt war. Und sie hatten viel Zeit zum Nachdenken in langjähriger Gefängnishaft oder bei lebenslänglicher Zwangsarbeit; nur die, welche wegen Revolution hingerichtet wurden, waren des Nachdenkens überhoben. Die englische Flagge wehte nun wieder über Vrijburg.

Präſident Steijn mit ſeinem Stab im Felde.

Drittes Hauptstück.

Die Kämpfe südlich des Oranjeflusses.

I. Die Besetzung von Colesberg.

Von

H. van Doornik.

General Schoemans Proklamation.

Während all dieser Kämpfe an der Westgrenze des Freistaates im Griqua- und Betschuanenlande war es auch weiter südlich im alten Kapländischen Besitz der Engländer nicht ruhig geblieben. Am 10. November hatten die Kommandos von Grobler und Schoeman teils bei Norvalspont, teils westlich davon bei der Colesberg-Brücke den Oranjefluß überschritten und zogen auf Colesberg zu. Widerstand fanden sie so gut wie keinen; die 9 Mann Polizei, welche die Besatzung von Norvalspont bildeten, wurden gefangen genommen, entwaffnet und nach Pretoria gesandt. Die Eisenbahnbrücke bei Colesberg wurde gesprengt. Eine Proklamation General Schoemans forderte alle Buren des Distriktes auf, sich den Heeren der Republikaner anzuschließen; im Weigerungsfalle wurden sie ihres Viehes und alles Besitzes verlustig erklärt.

Guter Rat war für die Kapburen teuer. Trotz aller Sympathie mit den Brüdern aus Norden war doch auch die Furcht vor Englands Rache groß genug, um jedermann sich zweimal

bedenken zu lassen, ehe er dem Aufrufe Folge leistete. Wäre England im stande gewesen, seine Unterthanen zu beschützen, so wäre es für sehr viele gar keine Frage gewesen, was sie zu thun hatten. Aber dieser Schutz fehlte und die nächste Gefahr, die Aussicht auf Konfiskation des Besitzes durch die Freistaater und Transvaaler wog schwerer als die Besorgnis vor Englands Rache, die in weiter Ferne lag, und so schloß sich mancher an, der lieber gern nur den unbeteiligten Zuschauer gemacht hätte. Andere wieder waren über Schoemans Proklamation besonders erfreut, denn sie befreite sie von allen praktischen und religiösen Bedenken und stellte sie unter Zwang, und gab ihnen einen erwünschten Entschuldigungsgrund. Zu dem Zwecke war sie übrigens auch erlassen, denn die Drohungen wurden nirgends ausgeführt.

Magistrat und Beamte in Colesberg erhielten die Erlaubnis, ungehindert abzureisen und benutzten diese Gelegenheit so eilig, daß die Buren des Distriktes, die nach Colesberg kamen, um den Magistrat um Rat zu fragen, wie sie sich verhalten sollten, niemand mehr antrafen und sich selbst helfen und raten mußten. Aus dem kleinen Distrikte schlossen sich ca. 400 Mann unter Kommandant Lategan nach einer Besprechung Lategans mit Schoeman an.

Mangel an Initiative.

Die Grenze der englischen Besatzungslinien lief südlich von Colesberg der Eisenbahn entlang von de Aaar nach Naauwpoort und Stormberg-Junction, ungefähr 50 Meilen südlich vom Oranjefluß. Einmal im Besitze von Colesberg, war es für die Buren natürlich notwendig, die Höhen um Colesberg zu befestigen, um so einen Einmarsch der Engländer in den Freistaat von Süden her zu verhindern. Wachsamkeit war nun die erste Forderung, und täglich ritt man Patrouillen nach Rietfontein und selbst nach Naauwpoort. Aber sonst geschah leider nichts, und man ließ General French Zeit, die nötigen Truppen zu sammeln, um einem weiteren Eindringen in die Kapkolonie Widerstand entgegenzusetzen und zugleich die eingedrungenen

Streitkräfte zu verhindern, den Vormarsch Methuens nach Norden durch Zerstörung der Eisenbahnverbindungen in seinem Rücken zu gefährden. Die Buren ließen sich dauernd bei Colesberg festhalten durch kleine Scharmützel, und die Menge der Generäle, die da war, förderte ein einheitliches, energisches Vorgehen auch nicht.

Der erste Kampf um Colesberg.

Endlich ließ sich das Verlangen, sich mit dem Feinde zu messen, nicht mehr meistern und die Unsrigen rückten vor nach Rietfontein, dem Vaalkop und Jasfontein. Die Kommandanten Grevet und Lategan gingen auf Erkundung aus und meldeten, daß es möglich sei, den Feind zu überraschen, wenn man bei Tagesanbruch bei Rietfontein sei. Aber die Lässigkeit, die so oft im Laufe dieses Krieges bei den Buren Pate stand, war auch diesmal die Ursache, daß eine gute Gelegenheit verloren ging. Schoemans Truppen kamen glücklich so gegen 10 Uhr an! Daß die Engländer so lange schlafen sollten, kann man mit dem besten Willen doch nicht erwarten; und Schoeman überzeugte sich auch davon, als die englischen Kanonengrüße herüberdonnerten. Mit einem Verlust von 2 Leichtverwundeten zog er sich bald wieder zurück. Aber die Engländer zogen sich ebenfalls zurück. Auf wessen Seite der „Sieg" war, konnte gar nicht festgestellt werden, da niemand zurückblieb, um diese Feststellung vorzunehmen. Aber da die Buren infolge Wassermangels in ihre Stellungen bei den Colesberg-Randen zurückkehrten, so nahm French Veranlassung, von einem großen Erfolge nach Europa zu telegraphieren. Der Erfolg bestand in der nachträglichen Besetzung eines von den Buren verlassenen Kopjes, des Koelkop.

Ein glücklicher Zufall.

Wenn von irgend einem Erfolge die Rede sein kann, so war er auf Seite der Buren, wenn auch nicht durch ihr eigenes Verdienst. Bei Station Plewman, zwischen Rensburg-Siding und Colesberg, stand ein Zug von 26 Wagen, beladen mit Munition, Lebensmitteln und Kleidern und für Frenchs Truppen bestimmt. Dieser Zug geriet durch einen unerklärlichen Zufall

in Bewegung und glitt feierlich nach den tiefer gelegenen Lagern der Buren hinab. Wäre er nicht an der Brücke, welche die Buren sprengten, als sie Colesberg besetzten, entgleist, so wäre er mitten in das Lager gerollt. Die englischen Kanonen erschwerten zwar die Plünderung seiner reichen Vorräte außerordentlich, aber die Hauptsache wurde doch geborgen.

Am 3. Januar versuchten die Engländer die Befestigungen von Colesberg auf der Nordostseite zu erstürmen. Vier Kompagnien des Suffolk-Regimentes schoben sich am Abend gegen einen niedrigen Hügel, etwa 1 Meile dem Lager voraus, vor und fielen bei Tagesanbruch die Buren an. Das Ziel des Angriffes war, ein Kopje zu besetzen, das 2 Meilen nordwestlich von Colesberg lag, den Weg nördlich und nordwestlich von dem Dorfe ebenso wie einen Teil des Dorfes selbst und damit die Rückzugslinie der Buren beherrschte. Oberst Watson leitete den Angriff. Die Buren ließen die Suffolkers ruhig bis dicht an sich herankommen und eröffneten dann ein schreckliches Feuer, das die Truppen geradezu wegblies. Oberst Watson fiel, wie er gerade den Befehl zum Bajonettangriff erteilte. Ein Unbekannter rief in diesem Augenblick den Hochländern zu: „Zurückziehen!" und Hals über Kopf stoben die Reste der Angreifer mit Zurücklassung von etwa 100 Gefangenen den Berg hinab. Die englische Artillerie beschoß nun 5 Stunden lang die Stellungen der Buren, mußten aber um $^1/_2$10 Uhr Waffenstillstand erbitten, um ihre Toten begraben zu können, und zogen sich dann zurück. Wir hatten 2 Tote und 8 Verwundete.

Schritt für Schritt gewannen aber die Engländer Boden, und die Höhen der ganzen Umgebung wimmelten bald von Khakis. Sie hatten Stellungen bei Portfontein, Springfontein, Waterkloof, Vergelegen, Coleskop, Bastardsnek u. s. w. Inzwischen waren auch die Generäle Lemmer und de la Rey angekommen und hatten die Führung der Transvaaler übernommen, da beständig Beschwerden über Schoeman bei der Regierung einliefen; die Freistaater waren Piet de Wet, dem Bruder

Christians, unterstellt worden. De la Rey machte nun einen Plan, wie man den Feind umgehen könne, während die übrigen Generäle von vorn angreifen sollten. So gelang es thatsächlich, den Coleskop, Vergelegen, Bastardsnek ꝛc. wieder zu erobern. Die Engländer hatten es mit dem Abzuge so eilig, daß sie alle Toten und Verwundeten zurückließen und ihre Kanonen vom Coleskop herabstürzten, um sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu sehen. Etwa 100 Buren thaten sich zusammen, um den Versuch zu machen, eine Kanone auf den Kop Vergelegen zu ziehen, und der kühne Plan glückte und wurde jubelnd begrüßt. Hier schuf man eine sehr feste Stellung und beschoß von da aus die nach Rietfontein und Naauwpoort zurückgeflüchteten Engländer, die wenig Widerstand leisten konnten, da French mit einem großen Teil der Truppen zur Unterstützung Lord Roberts' bei der Verfolgung Cronjés nach dem Freistaate gezogen war. General de la Rey wurde nun ebenfalls nach dem Freistaate gerufen, um seinerseits den Versuch zu machen, Cronjé zu befreien. Mit seinem Weggang entstanden zwischen den Freistaatern und Transvaalern, die sich nie allzu viel in die Hände gearbeitet hatten, Reibereien, unter deren Einwirkung man sich nach der Übergabe Cronjés zu raschem Rückzuge nach dem Freistaate entschloß. Der Rückzug.

Die Norvalspont- und die Colesberg-Brücke wurden gesprengt, und am 6. März befanden sich die Kommandos wieder auf republikanischem Boden und zogen nach wenigen Tagen tiefer in den Freistaat, die einen über Bethulie, wo man noch die Brücke zerstörte, die anderen über Philippolis. Der Basutogrenze entlang zogen sie sich nach Thabanchu zurück, wo der Sammelpunkt für alle Kommandos des Freistaates war. Die unter den Generälen Clements, Gatacre und Brabant nachdrängenden englischen Truppen hatten ihnen nichts anhaben können, aber die Kraft des Aufstandes war nun auch in diesem Teile der Kapkolonie gebrochen.

2. Die Kämpfe um Stormberg.

Von

G. C. du Plessis.

Außer den Freistaatkommandos, die nach Colesberg gezogen waren, hatten andere unter General J. H. Olivier sich mehr ostwärts gewendet und waren bis Stormberg vorgedrungen, und viele Kapländer aus Venterstad und Burgersdorp hatten sich ihnen unter Kommandant Piet Steenkamp, bisher Beamter im englischen Polizeidienst in Burgersdorp, angeschlossen. Die englischen Besatzungen dieser Gegend hatten sich vor den eindringenden Burenscharen auf Bullers Befehl hin zurückgezogen, um einem Zusammenstoß zunächst auszuweichen. Unterdessen sammelte General Gatacre ein Korps, um die östlichen Teile der Kapkolonie zu säubern. Am 18. November kam er mit seinem Stabe von Kapstadt nach Queenstown; er war seiner Sache sehr sicher und erklärte seinen Leuten, sobald er einmal vorzudringen begonnen habe, gäbe es für sie nur einen Marschbefehl, und der heiße: „Vorwärts!" Er hat zwar später einsehen müssen, daß es manchmal nicht nur nötig ist, Halt zu machen, sondern auch, sich zurückzuziehen. Aber in der That war sein Korps nicht zu verachten; er hatte alle die Kolonialtruppen unter sich, an deren Spitze General Brabant stand, lauter berittene Infanterie.

Gegenseitige Überraschungen.

Am 6. Dezember wurde in einem Kriegsrat der Buren bei Stormberg beschlossen, durch die Kommandos von Steenkamp und du Plooy auch Steynsburg (westlich von Stormberg) besetzen und „proklamieren" zu lassen. Am 9. Dezember zogen die bezeichneten Kommandos mit ungefähr 200 Mann und 2 Kanonen unter Führung des Kommandanten P. Grobler von Bethulie nach dem angegebenen Orte. 9 Meilen von Stormberg hatten sie einen Unfall, die Speichen am Hinterrad des Ambulanzwagens brachen. Es war ein unbegreiflicher Unfall, aber ein Glück für uns und ein Beweis, wie wahr es ist, daß der Mensch

denkt und Gott lenkt. Ohne diesen Unfall wären wahrscheinlich die Kommandos von Swanepoel und Olivier in die Pfanne gehackt worden. Der Aufenthalt, der durch die Reparatur des Wagenrades entstand, hielt die Kommandos von Steenkamp und du Plooy so lange auf, daß sie noch rechtzeitig von der Not Kenntnis erhielten, in welche die anderen Kommandos an diesem Tage gerieten, und umkehren und Hilfe bringen konnten.

Des Mittags um 1 Uhr — es war ein Samstag —, waren die Bürger, die Steynsburg besetzen sollten, in Stormberg aufgebrochen. Ein paar Stunden später brach General Gatacre mit 25 Mann und 12 Geschützen in seinem Lager zu Rutterskraal nach Molteno auf, nahm unterwegs bei Boesmanshoek noch 500 Mann auf und kam abends zu Molteno an, wo seine Truppen auf dem Platze bei der Station kampierten. Gatacre wollte aber hier nicht bleiben, sondern einen nächtlichen Überfall auf die Besatzung des nahen Stormberg unternehmen. Er telegraphierte deshalb an General Brabant, der mit 500 Mann und 8 Kanonen zu Penhoek stand, daß er unmittelbar kommen und ihn bei Stormberg unterstützen müsse. General Brabant hat dieses Telegramm nie empfangen, sei es, daß es der Telegraphist nicht absandte, oder was auch sonst die Ursache gewesen sein mag, kurz, er kam bei Stormberg nicht zu Hilfe. General Gatacre war also auf sich allein angewiesen, ohne das zu wissen.

Im Wartesaal der Station wurde Kriegsrat gehalten, und um 9 Uhr das Zeichen zum Aufbruch gegeben. In tiefem Schweigen wurde der Marsch begonnen; die Räder der Kanonen und Wagen waren mit Säcken und Lumpen umwickelt, um jedes Geräusch, das auf dem harten Boden sonst meilenweit zu hören gewesen wäre, zu vermeiden; die Soldaten führten ihre Pferde am Zügel; jede laute Unterhaltung war verboten, kein Zündhölzchen durfte angesteckt werden. Eine halbe Stunde von Molteno teilt sich der Weg, rechts führt er nach Stormberg, links nach Steynsburg. Der General gab Befehl, den Weg nach links, also nach Steynsburg einzuschlagen, während er dem

Kommandanten der in Molteno zurückgebliebenen Besatzung gesagt hatte, er werde direkt auf Stormberg, also rechts, marschieren. Dadurch entstand natürlich ein Durcheinander. Die Nachhut, bestehend aus einer Infanterieabteilung mit einem Maxim und den Ambulanzen, schlug infolge der erwähnten Anweisung den Weg rechts ein, konnte aber trotz aller Eile von der vorausgezogenen Kolonne nichts entdecken, und der Führer glaubte, sich verhört zu haben und auf einem falschen Wege zu sein; das beste, was er thun konnte, war also, nach Molteno zurückzukehren, um sich dort zu vergewissern. Der Offizier der Besatzung erklärte ihm aber auch, daß der General gesagt habe, er werde den nächsten Weg, also den zur Rechten, wählen. Infolgedessen kehrte die Nachhut wieder um und zog noch einmal denselben Weg, den sie vorher schon gegangen war. Um 3 Uhr des Morgens bekam sie Stormberg zu Gesicht, aber von der Hauptkolonne fand sie keine Spur. Diese war unterdessen auf ihrem Wege stetig fortgezogen, ohne ihr Ziel zu erreichen. General Gatacre fürchtete schon Verrat und ließ seine 4 Führer herbeikommen; aber sie erklärten ihm einmütig, sie hätten den Umweg gemacht, weil der direkte Weg durch die Berge sehr schwer zu begehen sei. Endlich erreichten die Truppen ihren Bestimmungsort, aber es war später geworden als beabsichtigt. 100 Schritte von der Brandwache der Buren entfernt, die gewöhnlich auf 600 Schritte ausgestellt wird, merkte der General immer noch nicht das mindeste von dem Feinde. Er war überzeugt, daß er das ganze Burenkommando im Schlafe überraschen werde, und befahl, die Bajonette aufzupflanzen und still vorzurücken. Aber die Brandwache war auf ihrem Posten gewesen und hatte sich rechtzeitig zurückgezogen, um Meldung zu erstatten. Die Kommandos von Swanepoel und Olivier, 600 Kapländer und Freistaater (aus Smithfield und Rouxville), lagen in der Nähe von Stormberg auf dem Rooikop, als sie plötzlich von der Brandwache alarmiert wurden; sofort sattelten sie auf, ergriffen ihre Gewehre und jagten, so schnell

H. Latégan

sie konnten, nach den angrenzenden Kopjes. Es war keinen Augenblick zu früh, denn die Engländer waren bereits auf 100 Schritte herangekommen und wären, wenn sie hier nicht aufgehalten worden wären, innerhalb weniger Minuten im Besitze einer Reihe von Kopjes gewesen, welche die Stellungen der Buren vollständig beherrschten.

Der Kampf.

Die Buren eröffneten sofort ein gewaltiges Feuer und schlugen den ersten Bajonettangriff tapfer zurück. Der Feind erlitt schwere Verluste; aber damit war noch nichts entschieden, denn er war in zehnfacher Übermacht und besaß eine gewaltige Artillerie. Die südlichste Stellung der Buren, welche die Eisenbahn nach Molteno beherrschte, wurde von den Smithfieldern unter dem tapferen Kommandanten Johannes Swanepoel gehalten. Diese Stellung war von dem Angriff, der sich allein auf Oliviers Kommando geworfen hatte, nicht berührt, und Swanepoel eilte deshalb mit einem Teile seiner Leute Olivier zu Hilfe, wurde aber auf dem Wege dahin schwer in der Hüfte verwundet. Von Oliviers Mannschaften hatten die meisten noch nie ein Gefecht gesehen, aber sie hielten sich tapfer und fochten mit wahrer Todesverachtung; trotzdem der übermächtige Feind unter guter Deckung langsam von Fels zu Fels nach der Höhe des Berges vorrückte, blieben sie ruhig und bedächtig in ihren Verschanzungen und sandten durch ihre sicheren Schüsse manchen Feind in die Ewigkeit. Die vordersten Reihen der Northhumberländer waren bereits bis dicht an die Stellungen der Buren herangekommen, und nur noch eine Felsenbank von 6 bis 8 Fuß Höhe trennte sie von dem Gipfel, dessen Besitz ihnen den Schlüssel zu dem ganzen Gefechtsterrain in die Hand gegeben hätte. Manche von ihnen glaubten bereits am Ziele angelangt zu sein. Da eröffnete Sergeant Müller von der Freistaatartillerie ein Schnellfeuer auf die dichten Scharen der Northhumberland-Füsiliere und der Irish-Infanterie. Der Feind mußte zurück und wurde unbarmherzig durch die Mauserkugeln der Unsrigen niedergemäht.

Es war nun 5 Uhr geworden. Die Kanonen des Feindes suchten bessere Stellungen; eine von ihnen brach in dem morastigen Boden ein, die Pferde wurden niedergeschossen, und die Kanone mußte im Stiche gelassen werden. Aber die 11 anderen Geschütze erreichten ausgezeichnete Positionen und brachten die Buren sehr in die Enge. Der Berg, auf dem sie Stellung gefaßt hatten, war in Rauch und Feuer gehüllt. Feldkornett Olivier fiel hier, von einem Bombensplitter getroffen; er starb noch am selben Abend.

Es kommt Hilfe.

Die Kommandos von Steenkamp und du Plooy hatten den Geschützdonner gehört und waren sofort in aller Eile zurückgekehrt. Sie kamen gerade noch recht, um Hilfe in höchster Not zu bringen. Unter Piet Grobler fielen sie dem Feinde in den Rücken und machten so den Leuten des Generals Olivier etwas Luft. Der Feind mußte seine Kräfte teilen, und das belebte den Mut der Burenkommandos. Eine Schar mutiger Männer bestieg die Pferde und sprengte unter dem feindlichen Feuer über hügeliges Terrain bis zum Fuß der feindlichen Aufstellung, von wo dann einige bis in die Nähe der Geschütze krochen und durch ihre sicheren Schüsse jede Bedienung der Geschütze unmöglich machten.

Eine tapfere That.

Eine andere Schar von 10 Mann unter Führung von Jan Schlebus jagte an der Wohnung von Roberts vorbei zwischen einem Drahtzaune und einem Viehkraal durch, höchstens 10 Schritt von dem Kraal entfernt, in dem 40 Engländer Posten gefaßt hatten. Die Besatzung des Kraals schoß zwar mit aller Macht, aber die aufgepflanzten Bajonette, die das Zielen verhinderten, waren schuld, daß von den vorbeijagenden, dicht auf den Hals ihrer Pferde gebeugten Buren nur zwei verwundet wurden, nämlich Japie Pienaar und Hendrik Olivier, ein Sohn des gefallenen Feldkornetts. Einmal hinter den Mauern des Viehkraals, hatten die Buren ebenso gute Deckung wie der Feind, und es dauerte nicht lange, so stieg über dem Kraal die weiße Flagge auf. Die Besatzung hatte 4 Tote.

General Gatacre mit seinem Motto: „Immer vorwärts!“

mußte nun stark rückwärts, und bei der wilden Flucht, in die sein Rückzug ausartete, fand noch manche Mauserkugel ihr Ziel. Hätte das Kommando Swanepoels den Befehl Groblers, einen ihm bezeichneten Paß zu besetzen, befolgt, so wäre kein Mann entronnen. Immerhin machten wir auch so 630 Mann gefangen und erbeuteten 2 Kanonen mit ihren Bespannungen, eine Menge Munition und viele andere Dinge, die wir gut gebrauchen konnten. Wir selbst hatten 8 Tote und 26 Verwundete. Weder Swanepoels, noch Pienaars oder Oliviers Wunde war gefährlich, alle waren nach ein paar Wochen wieder hergestellt. Gerade war das Gefecht abgelaufen, da kamen zwei gepanzerte Züge von Molteno angedampft, um den Angriff noch zu unterstützen; aber es war zu spät, und außerdem wurden sie von dem Kommando Swanepoels, welches die Eisenbahn bewachte, zurückgejagt. General Gatacre machte erst Halt, als er wieder in Molteno war. In wilder Flucht.

Im Laufe der nächsten Wochen fanden noch mehrere Gefechte statt, auch Dordrecht wurde von den Buren besetzt. Aber meist lagen sich die beiden Streitkräfte unthätig gegenüber und bewachten sich gegenseitig. Die Buren bekamen Zuzug von den Afrikanern ringsum, griffen aber nicht an, und Gatacre war nach seiner schweren Niederlage zu weiteren Angriffen nicht in der Lage. Nach der Gefangennahme Cronjés zogen sich aber auch diese Kommandos aus der Kapkolonie zurück. Olivier führte in glänzendem Rückzuge seine Scharen über Rouxville und Smithfield der Basutogrenze entlang mitten in den Freistaat, um die Hauptstadt zu schützen. Dazu kam er bekanntlich zu spät, und der Aufstand im Osten der Kapkolonie brach infolge seines Abzuges zusammen. Eine sofortige energische und systematische Ausnutzung der in der Kapkolonie vorhandenen Bereitwilligkeit, die Republiken zu unterstützen, wurde versäumt. Die Kapkolonie kämpfte zunächst nur noch mit, soweit ihre Söhne mit den Kommandos der Transvaaler und Freistaater sich nach dem nördlichen Kriegsschauplatze hatten durchschlagen können.

Viertes Hauptstück.

Eine Expedition nach dem Nordwesten der Kapkolonie.

Von

Andries de Wet.

Wie wir zu dieser Expedition kamen, und was wir wollten.

Im Dezember 1899 kam ich als Leutnant des Radfahrer-Depeschenkorps, gesandt von Kapitän Danie Theron, mit 25 Mann nach Colesberg und sah und hörte hier, wie General Schoeman durch seine Unthätigkeit alle Chancen verspielte. Mindestens 4000 Mann hatte er in Colesberg in Stellungen, die höchstens eine halbe Stunde zu Pferde sich hinstreckten, zusammengehäuft und lahm gelegt, während er auf den weit ausgedehnten Flügeln die unter ihm stehenden Generäle de la Rey und Grobler sich mit ungenügenden Mannschaften herumschlagen ließ. Die Kapkolonisten, die sich alle über die Thorheit einer solchen Kriegsführung klar waren, hatten doch nicht den Mut, ihrer Ansicht Ausdruck zu geben, da die Transvaaler wegen der steten Kriege, die sie in den letzten Jahrzehnten zu führen hatten, den Namen besaßen, Kriegsleute mehr als alle anderen Buren zu sein. Koos Jooste, Kapitän bei Therons Depeschenkorps, und ich dagegen trugen kein Bedenken, bei unserer Regierung Beschwerde zu erheben über Schoemans Ver-

halten. Zugleich schlugen wir dabei eine Expedition nach dem Nordwesten der Kapkolonie vor, um aus den dortigen Freunden unserer großen, heiligen Sache ein Korps zu bilden, das stark genug sein müßte, die Eisenbahn bei De Aar gründlich zu zerstören und ihre Wiederherstellung unmöglich zu machen, um so dem englischen Heere Zuzug und Verproviantierung auf der einzigen Linie, die ihm vor der Eroberung von Bloemfontein zur Verfügung stand, unmöglich zu machen.

Bei Präsident Krüger.

Was die Beschwerden über Schoeman anlangt, so wurde als Regierungskommissar A. D. W. Wolmarans hingesandt, um die Verhältnisse zu prüfen, und er fand alles in Ordnung. Unseren Plan bezüglich der Expedition hörte Präsident Krüger ruhig an, aber für junge Leute, die nicht einmal große Bärte trugen, war es in Transvaal nie leicht, Vertrauen zu gewinnen. Als wir glaubten, alles wunderschön dargelegt zu haben, frug der Präsident ganz trocken: „Und wer hat euch denn das alles gesagt?“ Wir machten natürlich unser Eigentumsrecht auf unseren Plan energisch geltend, und der Präsident versprach, ihn in Erwägung zu ziehen. Aber erst als im Januar 1900 Lukas Steenkamp, ein Kaprebell aus dem Bezirke Venterstad, einen ähnlichen Plan vorlegte, erhielten wir die Antwort, daß die Regierung uns unterstützen würde, wenn wir mit Steenkamp zusammenarbeiten wollten. Es war uns zwar nicht angenehm, daß wir, die wir schon jahrelang in Transvaal wohnten, Bürger und nicht gerade unbekannt waren, erst durch die Mitwirkung eines Fremden die nötige Autorität gewannen, aber der Präsident hatte Steenkamps Vater, einen tüchtigen Mann, gekannt und schenkte dem Sohne auch sofort Vertrauen. Hätte man uns diesen Mann nicht aufgehalst, so hätte unsere Expedition einen ganz anderen Ausgang genommen.

Ein vielversprechender Anfang.

Unser Zug sollte beginnen am Modderflusse, wo Cronjé damals lag. Er sollte uns 200 Mann nebst 2 Kanonen, und was wir sonst noch nötig hatten, abtreten. Jooste sollte von

Colesberg, ich von Stormberg und Steenkamp von Venterstad kommen. Es war angeordnet worden, daß Steenkamp das Haupt der Expedition, wir beide unter ihm Führer sein sollten. Danie Theron hatte uns für diese Zeit Urlaub gegeben. Aber als wir zu Cronjé kamen, hatte dieser die Sache schon nach seiner Art geregelt. Er hatte Liebenberg als Fechtgeneral an die Spitze der Expedition gestellt und ihn mit den 200 Mann bereits weggesandt, als wir dahin kamen. Offiziere hatten wir also genug, und ich konnte mich nicht enthalten, Cronjé zu fragen: „Aber, General, wie ist das nun? Liebenberg ist General, Steenkamp ist Haupt, und wir beide sind Führer der Expedition; worin besteht denn nun neben dem General und dem Haupt unsere Führeraufgabe? Sollen wir vielleicht Wegführer sein?" Er überließ es uns, diese Frage selbst zu beantworten. Der Anfang war also vielverheißend. Bei der ersten Begegnung zwischen Steenkamp und Liebenberg kam es bereits zum Konflikt. Kein Wunder, denn er, der General, hatte gar keine Ahnung, was geschehen sollte, und kannte unseren Plan ebenso wenig wie die Gegend, nach der wir wollten; er hatte überhaupt gar nicht vor, weit von Cronjé wegzugehen. Ich drang sofort — wir waren noch nicht 10 Stunden weit von Cronjé entfernt — darauf, umzukehren und erst diese Sache genau zu regeln. Aber Steenkamp ersuchte uns, wir sollten uns beruhigen, er werde schon mit Liebenberg fertig werden. Später zeigte sich, daß er das nicht vermochte.

Über den Oranje.

Von hier zogen wir nach Douglas. Gelegenheit zu kriegerischen Thaten hatten wir zwar bis dahin noch nicht, aber Jooste konnte sich wenigstens als Wagner, ich mich als Hufschmied verdient machen, denn bei der Hitze sprangen in dem dürren Lande, das wir durchzogen, die Reifen von den Wagenrädern, und Jooste mußte in 2 Tagen nicht weniger als 22 Räder in Ordnung bringen, während ich in der gleichen Zeit 56 Pferde zu beschlagen hatte. Steenkamp hielt unterdessen fortwährend Kriegsrat. So gab's also doch Arbeit. In Douglas blieb

Liebenberg liegen und sandte uns 3 Offiziere mit 25 Mann voraus nach der Furt, um einen Übergang über den Oranjefluß zu suchen. Wir fanden auch bei Zwemkuil eine gute Furt, aber die Fähre, mit der man sonst hier über den Fluß setzte, war von den Engländern zerstört und das Drahtseil versenkt. Der Fluß ging hoch und reißend. Wir mußten aber früh morgens mindestens vor 5 Uhr auf dem jenseitigen Ufer sein, um die Gegend aufzuklären, hatten also keine Zeit, uns lange zu besinnen, und unternahmen es deshalb, hinüberzuschwimmen. 6 unserer Pferde ertranken bei diesem Wagnis, und 2 von uns — der eine davon war ich — wären auch ertrunken, wenn uns nicht Jooste, der ein ausgezeichneter Schwimmer ist, gerettet hätte.

Die erste Eroberung.

Jetzt begann erst unsere eigentliche Arbeit. Zu fünfen ritten wir, Schutte, Jooste, Nel, Baxter — derselbe, der später so schändlich ermordet wurde, weil er in Khakikleidern gefangen wurde*) — und ich nach dem Dorfe Prieska. Wir fanden hier nur 6 Polizisten, und diese schliefen alle noch, so daß uns die Eroberung keine Schwierigkeit machte. Den Magistrat und seine Beamten nahmen wir ebenfalls gefangen, ließen einen Wachposten von zwei Mann zurück und ritten dann zu dreien zu

*) Siehe darüber den Schluß des Berichts von General J. C. Smuts. Die Buren haben zwar vor den Engländern Khaki getragen, und die Engländer haben während des Krieges, wie sich durch photographische Aufnahmen nachweisen läßt, erst die „Burenuniform" angenommen, während sie um ihrer roten Uniform willen von den Buren die „Rooineks" (Rotnacken) oder „Rooibaatjes" (Rotröcke) genannt wurden. Trotzdem befahl Kitchener, alle in Khakikleidern gefangenen Buren zu erschießen. Als Baxter mitgeteilt wurde, daß er totgeschossen werden solle, antwortete er: „Ich wußte es, denn einen Mann, der sein Vaterland tapfer verteidigt, könnt ihr nicht ertragen." Man fragte ihn, ob er noch einen besonderen Wunsch habe, und er antwortete, er möchte noch gern einen Brief an seine Mutter schreiben. Das wurde ihm zugestanden. Als er erklärte, daß er bereit sei, wollte man ihm die Augen verbinden, aber er wehrte sich dagegen mit den Worten: „Laßt das, ihr schießt keinen Feigling tot, sondern einen Mann." Colonel Scobell hat das selbst vielfach erzählt und immer beigefügt, er habe noch nie einen tapfereren Mann kennen gelernt. Ob er wohl den Mord bereut hat? . . .

unserem „Haupt" zurück, um ihm Bericht zu erstatten über unsere Thaten, worauf er selbst nach dem Dorfe kam und das Gebiet „proklamierte".*)

Der Sergeant der Polizei war ein früherer Schulkamerad von Jooste und war sehr erstaunt, als an diesem Morgen Jooste mit Gewehr und Bandelier an sein Bett trat und ihn weckte. „Wo kommst du her?" fragte er, und Jooste hält ihm eine Vorlesung über den Nutzen des Frühaufstehens, während er die Waffen der Polizisten an sich nimmt. Zum Bürgermeister ging ich allein, um ihn zu wecken, ließ aber Schutte vor der Thür stehen. Der Herr Bürgermeister war sehr empört über diese Störung, und da früher schon ein paar junge Leute aus dem Dorfe sich aufgemacht hatten, um sich den Buren anzuschließen, aber wieder zurückgekehrt waren, so hielt er mich auch für einen der „Vagabunden", wie er sagte, die ein paar Tage Rebellen spielen wollten. Zur Strafe für seine Beleidigung nahmen wir ihn in seinen Nachtkleidern in das Nebenhaus mit, wo sein Amtsbureau war, und wo er uns seine Schlüssel ausliefern mußte.

Dem ganzen Distrikt wurde nun Kenntnis gegeben von dem, was geschehen war, und Feldkornetts wurden ausgesandt, um die jungen Leute zum Kriegsdienst aufzukommandieren. In Zeit von 8 Tagen hatten wir 400 Mann unter Waffen. Was das heißen will, kann man erst beurteilen, wenn man in Betracht zieht, daß der ganze Distrikt, wo die Leute auf einzelnen Farmen weit getrennt voneinander wohnen, nicht mehr als 600 wehrbare Männer zählt, und daß nichts geschehen war, um den Aufstand vorzubereiten und zu organisieren. Wir bedurften keiner langjährigen Verschwörung, um in der Kapkolonie und mit ihrer Unterstützung Krieg führen zu können, denn wir sind Brüder und gehören zusammen.

Rebellen im Kampfe.

Und daß die Leute, die zu uns kamen, nicht bloße Mitläufer

*) Über die Bedeutung dieser Proklamierung und ihren völkerrechtlichen Unterschied von „Annexion" siehe Band III[1] von „Im Kampf um Südafrika", Seite 46—47. D. H.

waren, haben sie bald darauf bewiesen, denn wir sandten alles, was „aufkommandiert" war, in der Richtung nach De Aar, um dort Lord Kitchener aufzuhalten, der herbeieilte, um den Aufstand zu unterdrücken und die später — nämlich bei der Rückkehr nach London — so berühmt gewordene City Imperial Yeomanry vorausſandte. Sie stießen, ungefähr 350 Mann stark und fast ausschließlich Rebellen aus Prieska, bei der Farm Houwater, nicht weit von dem Knotenpunkt De Aar, zum erstenmal mit den Yeomanry zusammen und wurden hier von 700 dieser „Herren" — denn das waren sie — mit 6 Kanonen angegriffen. Die Rebellen waren lauter Leute, die noch nie im Feuer gewesen waren und beim ersten Schuß der feindlichen Kanonen den Kopf verloren, und General Liebenberg fand sich wie gewöhnlich auch hier nicht rasch zurecht, zumal der Feind alle günstigen Stellungen besetzt hielt. Aber sobald die Sache kritisch wurde, erwachte der Geist der Thatkraft und der Entschlossenheit in den Rebellen, und einer ihrer Feldkornetts, Jan van der Westhuizen, fand sofort den einzig möglichen Ausweg, nämlich den, den Feind anzugreifen, um selbst eine günstige Position zu erhalten. Der eine Mann genügte, um alle mit fortzureißen; bis auf 50 Schritte schoben sie sich vor, und nun ergriffen die Khakies, das heißt, so viel ihrer noch lebten — denn nach ihren eigenen Angaben hatten sie 120 Tote und Verwundete —, die Flucht. Beinahe hätten sie noch ihre Kanonen im Stiche lassen müssen.

Weitere Eroberungen.

Als alles bei Prieska geregelt war und wir gesehen hatten, welchen Erfolg unser Zug verhieß, wurden wir auch noch kecker. Jooste und ich unternahmen es mit 14 Mann, von denen die meisten auch Rebellen waren, nach dem Nordwesten der Kapkolonie, und zwar zunächst nach dem Dorfe Kenhart, zu ziehen, das etwa 100 englische Meilen von Prieska entfernt ist. Wir führten 300 Gewehre mit uns, um die Freunde, die sich uns unterwegs anschließen würden, zu bewaffnen; dazu auch einen Munitionsvorrat von 22000 Patronen, denn die Hauptschwierig-

keit, ja die einzige Schwierigkeit beim Aufstand und schließlich auch der Grund, daß der Aufstand nicht allgemein wurde, war der Mangel an Gewehren und Munition. Was konnte uns ein Mann ohne Munition und Waffe helfen, und wie konnte er es wagen, sich der Burenarmee anzuschließen, wenn er keine Waffen besaß, um sich dieses Recht zu erkämpfen und zu wahren? Aber man denke sich unsere Lage. Wir sind 14 Mann, wovon noch ein paar für den Transport und die Bedeckung des Wagens abgehen und ein paar zur Vor- und Nachhut und zur Aufklärung nötig sind, um nicht vom Feinde überrascht zu werden. Dabei haben wir große Entfernungen in Feindesland abzulegen und mit Regen und schlechtem Wetter viel zu kämpfen.

Nachdem wir uns drei Tage durchgeschlagen hatten, kamen wir auf die Farm Roodeput, die dem Feldkornett van Wijk, also einem englischen Beamten, gehört. In Südafrika — abgesehen von dem deutschen Gebiete, in dem diese Aufgabe einem Bezirkshauptmanne zufällt — werden die Bezirke durch Kommandanten verwaltet, die in den verschiedenen Teilen ihres Bezirkes ihre Feldkornette und Assistenten haben, um die Ruhe aufrecht zu erhalten und Rechtsfälle von geringerer Bedeutung zu entscheiden. Ein solcher Feldkornett war auch van Wijk. Er selbst war nicht zu Hause, aber seine Frau, seine Söhne und seine Töchter, und alle schienen gut burisch gesinnt zu sein. Nicht so die Gouvernante, die auch da war und gleich bös über mich herfiel, als ich gegen Lord Milner etwas zu sagen wagte, und mich beschimpfte, als ich eine Proklamation der englischen Regierung gegen die Aufständigen wollte abreißen lassen. Zwei der Söhne schlossen sich uns an und sandten einen Kaffernjungen auf das Feld, um ihre Pferde zu holen. Hier in der Nähe lassen wir unseren Wagen unter dem Schutze von zwei Mann zurück, um am folgenden Morgen nach Kenhart zu reiten. Aber der „boy" kam mit den Pferden nicht, und bis wir Ersatz geschaffen hatten, war es 4 Uhr des Nachmittags. Nun brachen wir auf. Unterwegs begegnete uns der alte van Wijk, der gerade

Afrikanische Tränke.

von Kenhart kam und nicht wenig erstaunt war, als er auf dem einsamen Wege die große Staubwolke sah, die wir aufwirbelten. „Allemachtig, Kerels," rief er aus, „warum erschreckt ihr mich so?" Wir fragten ihn vorsichtig aus, um ihn nicht in Ungelegenheiten zu bringen, und brachten heraus, daß in dem Dorfe, nach dem wir wollten, keine Besatzung sei außer 7 bis 8 Polizisten, und daß diese nichts von uns wüßten. Wir freuen uns schon darauf, sie bei Tagesanbruch aus dem Bette zu holen. Ja, wenn der Hottentottenboy nicht gewesen wäre! Wir hatten die Rechnung ohne ihn gemacht. Er war allerdings, wie ihn sein Herr geheißen hatte, in das Feld gegangen, um Pferde zu fangen, aber auf dem ersten, das er bekommen konnte, nach Kenhart geritten, um uns zu verraten; und während wir mit dem alten, freundlichen van Wijk sprechen, ist bereits ein Plan in der Ausführung, der uns den Tod bringen soll.

Ein Schurkenstreich.

Garston, der Bürgermeister von Kenhart, hat den Ruhm, einen Schurkenstreich ausgeheckt zu haben, wie wir ihn damals den Engländern noch nicht zutrauten. Nachdem er den Bericht empfangen hatte, daß 14 Buren im Anzuge seien, rief er rasch all die Schwarzen des Dorfes zusammen, traktierte sie gehörig mit Alkohol und erzählte ihnen dann, als sie bereits unter der Wirkung des Branntweins standen, daß die Rebellen Prieska eingenommen hätten und nun, wie er soeben von ihrem Freunde vernommen habe, auch hierher kämen. In Prieska hätten sie die Schwarzen auf das schrecklichste mißhandelt, hätten ihnen alles geraubt, ja sie zum Teile ermordet. „Dasselbe Schicksal," fuhr er fort, „wartet auch euer, wenn ihr euch nicht tapfer wehrt. Wollt ihr euch selbst verteidigen, so will ich euch helfen." Auf diese Weise bekommt Garston in kurzer Zeit 40 Hottentotten, Bastards, Kaffern und anderes „schwarzes Gut" zusammen, stellt ihnen die Waffen, die im Dorfe sind, zur Verfügung und giebt ihnen den Sergeanten der berittenen Polizei als Fechtgeneral. Diese Truppe legte sich in den Hinterhalt; wir waren durch die Mitteilungen van Wijks völlig beruhigt und versahen

uns keines Unheils. Morgens gegen 1/2 4 Uhr kommen wir in die Nähe des Dorfes und überlegen nun, wie wir in das Dorf kommen können, ohne daß einer der Polizisten uns entflüchtet. Daß sie nicht gegen uns kämpfen würden, schien uns sicher, denn die Polizisten dieser Gegenden sind meist arme Buren, die, von der Not gedrungen, dieses Amt annehmen, aber natürlich nicht darauf erpicht sind, Bruderblut zu vergießen; sie an der Flucht zu hindern, hätten wir keinen Grund gehabt, wenn wir nicht ihre Pferde und ihre Gewehre, die in der Regel recht gut sind, gern gehabt hätten.

Während ein Teil von uns absteigt, um die Zugänge zum Dorfe zu erkunden, bleibe ich mit dem anderen Teile zu Pferde und suche, langsam dahinreitend, in der Dunkelheit einen Platz, wo wir mit unseren Pferden lagern können. Da ruft mir plötzlich, 7 Schritt vor mir — wir haben die Entfernung später abgemessen — ein Hottentotte zu, ich solle die Waffen niederlegen, oder er werde schießen. In demselben Augenblick höre ich auch eine Stimme: „Fire, boys!“ und mit einem Male war alles ein Feuermeer vor uns. Die Pferde reißen sich erschreckt los, einige rennen in wilder Flucht davon, andere beginnen zu bocken und zu steigen; ein paar Kameraden konnten nicht auf ihr Pferd kommen, andere kamen herunter, ohne daß sie es wollten; hier stehen bleiben, war unmöglich. Ich jage also ungefähr 100 m zurück, steige vom Pferde und befehle meinen Begleitern, dasselbe zu thun. Aber mit einem Male werden wir unter Kreuzfeuer genommen durch andere Schwarze, die am Wege lagen und uns erst ruhig hatten vorbeigehen lassen. Im Nu stoben wir auseinander, und ich kann versichern, unser „Heer“ bot keinen großartigen Anblick. Ich will nicht gerade sagen, daß wir den Kopf verloren hätten, aber unsere Hüte wenigstens wurden größtenteils eine Beute der Schwarzen.

Ein Ultimatum.

Nun stehen wir hier, etwa 3 Kilometer von Kenhart entfernt, und 40 oder mehr bewaffnete Hottentotten zwischen uns. Was thun? Zurückgehen ist unmöglich, hineinkommen zunächst

auch. Jan Borrius schlägt vor, das Dorf zu stürmen, ein anderer will zurückkehren nach Koodeput und den alten van Wijk tot schießen, denn er habe uns verraten. Schließlich aber fanden wir es nach reiflicher Überlegung für das beste, dem Bürgermeister von Kenhart ein Ultimatum zu senden und ihm darin zunächst unsere Entrüstung über seine Handlungsweise auszusprechen — damals entrüsteten wir uns nämlich noch über die Unthaten der Engländer — und an zweiter Stelle ihm zu drohen, daß wir das Dorf von 9 Uhr ab bombardieren würden, wenn er es nicht sofort freiwillig übergäbe. Gnädigerweise erlaubten wir ihm, die Frauen und Kinder und die übrige wehrlose Bevölkerung nach einem bestimmten Teile des Dorfes zu bringen, den wir mit unseren Kanonenschüssen verschonen wollten. Unsere Papierbombe wirkte, zumal einer der spionierenden Kaffern ein kleines Wägelchen, das wir mit uns führten, im Verdacht hatte, daß es eine Kanone sei, und diesen Verdacht seinem Herrn und Meister mitgeteilt hatte. Herr Garston entschloß sich, ehe die Bedenkzeit von einer halben Stunde, die wir ihm gewähren wollten, verstrichen war, herauszukommen, um uns das Dorf feierlich zu übergeben. Den tapferen Verteidigern ließ er Weisung zugehen, zu flüchten, ehe wir einzögen. Wir hatten nun gelernt mißtrauisch zu sein, und so nahmen wir beim Einreiten in das Dorf den Herrn „Magistrat" als Geisel in unsere Mitte, und ich kann versichern, Herr Garston würde den ersten Schuß, den seine Hottentotten noch auf uns gerichtet hätten, nicht überlebt haben. Er wußte das auch sehr gut, und die Übergabe vollzog sich ohne weitere Zwischenfälle. Nur als wir auf Herrn Garstons Frage, wo denn nun unsere Kanonen seien, mit denen wir gedroht hätten, antworten mußten: „Die nächste steht ungefähr 150 Kilometer von hier entfernt, die anderen etwas weiter," da drohte unsere ohnehin nicht sehr feste Freundschaft noch einmal in die Brüche zu gehen.

Das Dorf hatten wir nun. Aber die Gefahr war noch nicht vorbei. Zunächst fehlte uns unser Munitionswagen, der

ohne Schutz zurückgeblieben war. Dazu waren die Hottentotten geflüchtet, und wir wußten nicht, wohin. Sie konnten ebenso gut gerade unseren Wagen überfallen haben, oder eine nächtliche Überrumpelung vorbereiten, und schließlich befanden sich im Dorfe selbst etwa 20 „ungewünschte" Personen, die wir zu bewachen hatten. Auch wollten und durften wir das Eingreifen der Hottentotten nicht ungestraft lassen. Unsere Kriegsstärke aber betrug nur 16 Mann, einer war bei dem nächtlichen Überfall verwundet, und ein paar Pferde waren noch auf der Flucht. Wir halten darum eine ernste Beratung. Jan Borrius erbietet sich mit 6 Mann, den Hottentotten nachzusetzen, wir bezweifeln, daß er damit etwas erreichen kann, aber Jan Borrius, Jan „Dickbauch" genannt, hatte eine besondere Art, sich rasch mit den Leuten anzufreunden, und so hat er im Dorfe bereits gehört, daß die Buren, die hier wohnen, über die That ihres Herrn Magistrats allgemein entrüstet sind. Er verläßt sich darauf, von ihnen Unterstützung zu bekommen. „Jeder Bure, den ich unterwegs treffe," sagt er, „wird eine Verstärkung meiner Armee sein." Wir weisen darauf hin, daß er dann keine Pferde habe für diese Leute, und daß es viel zu lange dauere, bis sie sich selbst mit solchen versorgt hätten. Er findet einen Ausweg, indem er ein paar Karren mitnimmt, um alle, die sich anschließen wollten, mitziehen lassen zu können. Nun sitze ich mit Jooste und noch 8 Mann im Dorfe. Unsere Schwäche ist nun überall bekannt, wir brauchen Verstärkung, aber ebenso nötig ist es, unsere Munitionsvorräte zu sichern. Wir mußten also unsere Streitmacht nochmals teilen, und mit 3 Mann gehe ich den Munitionswagen holen, während Jooste mit 5 Mann das Dorf hält. Natürlich waren wir beide auf dieselbe Unterstützung angewiesen wie Jan Borrius, nämlich die, Leute zu requirieren. Alles lief gut ab. Borrius brachte Leute genug zusammen, um die Hottentotten zu umstellen, und lieferte am folgenden Tag 38 Mann nebst allem ihrem Zubehör gefangen ein. Er hatte nur einen Verwundeten. Jooste fand im Dorfe selbst bereit-

willige Hilfe, und ich hatte am nächsten Tage schon 20 Mann zum Schutz und Geleite des Wagens.

Nun begannen wir genau wie in Prieska die Einwohnerschaft des Distriktes zum Kommandodienst einzuberufen, und Jooste zog nach ein paar Tagen mit einem entsprechenden Gefolge noch etwa 100 km weiter nach Norden bis über den Oranje, besetzte Upington, rief auch hier in dem Gebiete bis zur deutschen Grenze die junge Mannschaft zu den Waffen und verpflichtete die Eingeborenen zur Neutralität. In weniger als einem Monat hatten wir mehr als 700 Mann allein aus diesen beiden Distrikten unter Waffen. Es zeigte sich hier wie in allen Distrikten der Kapkolonie, in welche unsere Truppen kamen, dieselbe Erscheinung: die Beteiligung der Kolonisten war so stark, wie sie bei einem Kriege des eigenen Landes auch nicht stärker hätte sein können.

Der nördlichste Punkt unserer Expedition.

Jetzt wären wir bereit und im stande gewesen zu einem Einfall nach Süden und Südosten und zur Zerstörung der Bahnlinie. Aber nun kamen die Unglücksbotschaften Schlag auf Schlag: Kimberley entsetzt, Cronjé mit 400 Mann gefangen, Bloemfontein erobert, Ladysmith wieder frei. Wir waren mehr als 800 Kilometer von Transvaal entfernt und völlig abgeschlossen und hatten dazu als Haupt einen Mann, der nicht nur seiner Aufgabe nicht gewachsen, sondern auch feige war und, bestürzt durch die schlechten Nachrichten, die verkehrtesten Befehle gab, wahrscheinlich ohne zu wissen, was er that. Wie war nun unsere Lage? General Liebenberg mit seinen 200 Transvaalern und Freistaatern, den Bürgern von Prieska und weiteren 160 Mann, die ich ihm von Kenhart aus als Verstärkung zugesandt hatte, stand bei Houwater in der Nähe von De Aar; Steenkamp war in Prieska, immer noch um „Sachen zu regeln"; Jooste in Upington, um da neue Verstärkungen zu gewinnen; ich selbst stand in der Nähe von Kenhart, um hier den englischen Truppen, die von Carnarvon her auf 3 Wegen unter Leitung Kitcheners anrückten, Widerstand zu leisten. Ich hatte den

In verzweifelter Lage.

Bürgern erklärt, daß ich nicht ihr Kommandant sei, denn ich sei nur gekommen, um meine Kenntnis von Land und Leuten dazu zu gebrauchen, hier die Bewegung in Gang zu bringen, und müsse nun zu meinem Radfahrerkorps zurück, sie sollten sich nun selbst einen Kommandanten wählen. Sie hatten aber mich gewählt, und so war ich geblieben.

Wie nun Steenkamp die schlechten Berichte aus dem Freistaate und Transvaal erhielt, kam er in aller Eile zuerst nach Kenhart und dann nach Upington, um auch hier wie allzeit und überall „Sachen zu regeln", in Wirklichkeit aber, wie es mir scheint, um eine günstige Gelegenheit zur Flucht zu finden. Währenddem Steenkamp in Upington war, kam auf einmal der Bericht, daß Liebenberg bereits vor 4 Tagen bei Prieska sich über den Oranjefluß zurückgezogen habe, und daß infolgedessen die Bürger von Prieska ihre Waffen niedergelegt hätten. An demselben Tage hatten wir eine Telegraphenverbindung von Kenhart nach Upington fertiggestellt, und so konnte ich sofort unserem Hauptkommandanten davon Meldung machen. Ich sah aber gleich, daß das Haupt den Kopf verloren hatte, er wußte nicht, was er antworten und verfügen sollte. Und als ich energisch darauf hinwies, daß mein Kommando das einzige sei, das nun noch südlich des Oranjeflusses stünde, und daß ich Antwort haben müsse, und zwar noch an demselben Abend, und daß er als Hauptkommandant die Verantwortung dafür habe, daß die nötigen Schritte gethan würden, da bekam ich endlich nachts 1 Uhr den Befehl, mein Kommando stehen zu lassen und sofort Liebenberg nachzueilen, um ihm klar zu machen, wie unmöglich es sei, sich jetzt zurückzuziehen und die Rebellen im Stiche zu lassen. Wenn es mir nicht glücke, Liebenbergs Entschluß zu ändern, so solle ich wenigstens so viel als möglich seiner Leute zurückbringen. In derselben Nacht, in der er mir diesen Befehl gab, flüchtete er und erließ an alle Offiziere und Bürger eine Bekanntmachung, worin er erst all die ungünstigen Berichte wiederholte und dann unsere Sache in der Kapkolonie

als hoffnungslos bezeichnete. Er müsse daher jedem Rebellen raten, die Waffen niederzulegen und ruhig und still nach Hause zu gehen. Diese Verfügung hat Steenkamp und mich für alle Zeit geschieden.

Bei Liebenberg konnte ich nichts ausrichten, und auf dem Rückweg erhielt ich die erwähnte Bekanntmachung Steenkamps, die längst in den Händen der Bürger war und sie völlig desorganisiert hatte. Denn ohne die nötige Unterstützung und das Bewußtsein einer guten Leitung konnten sie, zumal bei dem Mangel an Munition und ihrer schlechten Bewaffnung nicht daran denken, den Kampf mit Lord Kitchener energisch aufzunehmen. Unser groß angelegter Plan war vereitelt, und es blieb mir nichts übrig, als blutenden Herzens nun den umgekehrten Weg einzuschlagen. Immerhin war es eine beträchtliche Anzahl von Rebellen, welche trotz des Rates des Hauptkommandanten die Waffen nicht niederlegten, sondern erst eine Zeitlang herumirrten wie die Schafe ohne Hirten, sich dann im Norden des Oranjeflusses sammelten und ein paar Tage später am Kheis, einem kleinen Bache, dem nachdrängenden Feinde eine nicht unbedeutende Feldschlacht lieferten. Bei dieser Gelegenheit verloren sie jedoch ihren tapferen Anführer, den wir nur unter dem Namen Hermann kannten; sein Familienname war das nicht, er war von Geburt ein russischer Jude. Nach seinem Tode wurden seine Leute bald zersprengt. Gescheitert.

Ich kam zurück nach Transvaal in der Absicht, meinen Plan in anderer Form zu verwirklichen. Ich begab mich direkt zur Regierung, sprach mit Staatssekretär Reitz, Staatsprokureur Smuts u. s. w. Aber man antwortete mir schließlich, Steenkamp sei der Hauptkommandant gewesen, und man müsse erst dessen Meinung hören. Und was sagte Steenkamp? Er sei überzeugt, daß nach dem ersten Mißlingen ein neuer Einfall uns mehr schaden als nützen werde, die Kolonisten seien erbittert und würden uns eher angreifen, als uns helfen. Ich hatte noch einmal, bei einer Kriegsratssitzung in Kroonstad, Gelegenheit, Ein neuer Versuch.

meinen Plan dem Generalkommandanten Botha und dem Präsidenten Steijn darzulegen, und bin auch heute noch überzeugt, daß ein energischer Einfall in die Kapkolonie das einzige war, was uns hätte retten können, denn wir hätten dadurch genügend Verstärkung bekommen, hätten den Feind zu einer dauernden Zersplitterung seiner Kräfte gezwungen und ihn — damals gab es noch keine Blockhäuser, und in den Dörfern längs der Eisenbahn waren noch nicht Proviantvorräte angehäuft — durch eine völlige Zerstörung seiner Verbindungslinie auf einige Tage zum Rückzug genötigt. Keine der Regierungen wollte oder konnte aber damals, wo noch alles darnach verlangte, das eigene Land zu verteidigen, eine Expedition nach der fernen Kapkolonie ausrüsten.

Neue Hoffnung.

Nun hatte A. Malan, der Schwiegersohn des verstorbenen Generalkommandanten Joubert und seine rechte Hand, von der Regierung das Recht erhalten zur Errichtung eines Freiwilligen-Korps aus jungen Afrikanern. Er war ein guter Freund von mir und sagte mir, er würde gern lauter Kolonisten um sich sammeln, zugleich fragte er mich, ob ich ihm dabei helfen wolle. Ich war gern dazu bereit unter der Bedingung, daß dieses Korps zu einem Einfall in die Kapkolonie bestimmt werden solle. Er gab mir sein Wort darauf, und ich sammelte im Freistaat Freunde, während er zu dem gleichen Zwecke nach Natal ging. In kurzer Zeit brachten wir 70 Mann zusammen, und mit vielen Freunden der anderen Kommandos hatte ich abgesprochen, daß sie sofort zu uns stoßen würden, wenn wir zum Losschlagen bereit seien. Wir treffen uns wieder in Smaaldeel, dort soll der Sammelplatz sein und die Organisation vorgenommen werden.

General de la Rey.

Aber am selben Tage erhalten wir Bericht, daß bei Brandfort heftig gefochten werde, und daß die Engländer dort unsere Linien bereits durchbrochen hätten. Wir ziehen also mit unserem kleinen Kommando, das nun auf fast 100 Mann angewachsen war und den Namen „Afrikaander Cavallerie-Corps" (A. C. C.)

erhalten hatte, in aller Eile dahin, finden aber unsere Leute bereits in ungeordnetem Rückzuge und können nichts anderes thun, als die Nachhut übernehmen, für die überhaupt nicht gesorgt war. General de la Rey hielt am Abend hier eine ergreifende Rede. „Brüder," sagte er, „wir sind aus unseren Stellungen vertrieben. Die Abgötter, auf die wir uns so fest verlassen haben (d. h. die festen Positionen), haben wir verloren. Wir müssen nun anders kämpfen. Ich habe schon oft mich mit den Engländern herumgeschlagen, und ich kann euch sagen, ich habe noch nie gestürmt, ohne daß sie die Flucht ergriffen haben. So laßt uns denn morgen im offenen Felde stürmen, ihr werdet sehen, der Sieg gehört euer." Es ist bekannt, welch wunderbare Erfolge de la Rey später in offener Feldschlacht errungen hat, aber damals vermochte er die großen Kommandos nicht mit fortzureißen zu dieser ungewohnten Fechtweise. Am anderen Morgen waren wir es allein, die sich ihm zur Verfügung stellten, und wir mußten den anderen folgen. Wir verloren aber in Zeit von 12 Stunden 15 Leute, Tote, Verwundete und Gefangene. Theunis Reitz, den Sohn unseres Staatssekretärs, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, nachdem er schon einen Streifschuß am Kopfe erhalten hatte, konnte ich auf meinem Pferde glücklicherweise noch retten.

Tag für Tag erlitten wir weitere Verluste. Am Tage vor der Eroberung von Pretoria fiel auch der tapfere Hansie (Johannes) Malan, der Bruder A. Malans; er hatte einen Schuß durch den Hals bekommen, und beide Schlagadern waren verletzt. Ich sehe heute noch das gräßliche Bild vor mir, wie er aufrecht gegen eine Wand gelehnt dasaß und das Blut ihm an beiden Seiten aus dem Halse rann. Mit hilfeflehendem Blick schaute er uns an, und wir mußten, ohne helfen zu können, zusehen, bis er sich verblutet hatte. Bis zum letzten Augenblicke war er bei klarer Besinnung und wußte, daß sein Leben unrettbar Stück für Stück dahinfloß. Am Morgen hatte er noch gesagt: „Wenn die Engländer unser Land kriegen, gehe ich nach

Aufgegeben.

Amerika.“ Er trat eine größere Reise an, die ihn der kleineren enthob, und ihn begleiteten 10 unserer Leute, die wir durch eine Lyddit-bombe auf einen Schlag verloren. Nun war aber auch das A. C. C. der Auflösung verfallen. Einige schlossen sich an Kapitän Theron an, der jetzt ein Späherkorps bei General de Wet leitete, und von ihnen überlebten den Krieg General Malan (nicht A. Malan, denn dieser wurde gefangen), Kommandant Mears, Kommandant Williams und der tapfere junge Theunis Reitz.

Fünftes Hauptstück.

Der neue Vorstoß der Freistaater. General Christian de Wet und Richter Hertzog.

Von

H. van Doornik.

1. Der erste Einfall de Wets.

Das Aufgebot.

Der Verrat Prinsloos*) hatte die Truppen der Republikaner beträchtlich geschwächt, und man mußte in erster Linie darauf bedacht sein, diese Lücken auszufüllen. Im Süden des Freistaates lebten eine Menge Buren, welche die Waffen niedergelegt hatten, in Ruhe und Wohlsein. Die Engländer ließen sie in Frieden, und die Buren konnten sie nicht unter die Waffen bringen. Nun, nach Prinsloos Verrat, war es mit ihrem idyllischen Leben vorbei, denn General de Wet hatte sich nun entschlossen, mit allem Nachdruck den Krieg in der Kapkolonie zu führen und mit einem starken Kommando dahin vorzudringen. Er ließ durch Richter Hertzog, den er zum General

*) Prinsloo, der in den Roodebergen an der Grenze Natals stand, hatte sich, ohne dazu genötigt oder befugt zu sein, mit 3000 Bürgern am 29. Juli den Engländern bedingungslos ergeben. Siehe darüber auch Bd. III² von „Im Kampfe um Südafrika", S. 80—86. D. H.

ernannte, und General Fourie mit Unterstützung von Kapitän Gideon Scheepers und den Kommandanten Kritzinger, Brand, Nieuwoudt, Theunissen und Pretorius die waffenfähige Bevölkerung der südlichen Distrikte neu aufbieten, und sein Heer gewann ohne eigentlichen Zwang eine Menge Rekruten.

Ein Fehlschlag und doch ein Erfolg.

De Wet brach, sobald er erfahren hatte, daß das neue Aufgebot von Erfolg begleitet war, zu seinem Zuge Mitte November 1900 am Korannaberge auf, zog unterwegs die einzelnen Kommandos an sich heran und kam nach verschiedenen verlustreichen Gefechten und dem glänzend durchgeführten Sturme auf Dewetsdorp am Caledonflusse an, wo er sich von allen Seiten bedrängt sah. Der Caledon mündet von Nordosten her in den von Osten nach Westen fließenden Oranje, und in dem spitzen Winkel, den die beiden Flußläufe bilden, war de Wet anfangs Dezember eingeschlossen, als er zwischen der Mündung des Caledon und Aliwal North den Oranje überschreiten wollte und wegen der „vollen" Flüsse weder durch den Oranje vorwärts, noch durch den Caledon rückwärts konnte. Erst in der höchsten Not fand er eine Furt durch den Caledon und entzog sich der Umklammerung seiner Verfolger.*)

Um aber den Erfolg der Expedition nicht an das Geschick *eines* Truppenteils zu binden, hatte de Wet bereits vor seinem Rückzug Richter Hertzog mit einer Abteilung nach Westen abgesandt, um dort den Übergang über den Oranje zu versuchen, und im Distrikte Rouxville ließ er dann noch Kommandant Kritzinger und Kapitän Scheepers zurück zu dem gleichen Versuche an einer östlicheren Furt. Und da die feindlichen Kolonnen ihre Aufmerksamkeit nur auf de Wet richteten und eine Zersplitterung ihrer Kräfte vermeiden wollten, so gelang es diesen beiden Abteilungen, in die Kolonie einzudringen.

---

*) Dieser erste Versuch de Wets, in die Kapkolonie einzudringen, ist ausführlich beschrieben in Bd. III² von „Im Kampfe um Südafrika", S. 136—147, von Feldprediger Kestell. D. H.

2. Mit General Hertzog und Kommandant Brand.

Am 15. Dezember 1900 zog das Kommando Hertzogs bei der Zandfurt („Zanddrift") über den Oranje, der hier sich durch hohe Berge windet und jenseits mit prächtigen Bäumen bestanden ist; an den Schwänzen der Pferde hängend, erreichte man schwimmend das jenseitige Ufer und stand nun auf dem Boden der Kapkolonie. Am 17. Dezember gelangte man nach Philipstown, wo man ohne Mühe Gewehre, Munition, Kleider, Proviant, kurzum alles, was man brauchte, bekam, denn das Dorf hatte keine Besatzung, und die Bewohner freuten sich über die Ankunft der Kommandos. Die Offiziere wurden sogar abends zu einem Konzert eingeladen. Der Direktor der Schule, von dem die Einladung ausging, schloß am folgenden Morgen seine Schule und folgte den Buren nach. Der Marsch wandte sich nun nach der Eisenbahn, und zwar zunächst nach Houtkraal, einer Station an der Linie De Aar—Kimberley. Vergebens suchte hier eine englische Kolonne die kleine Schar aufzuhalten; man kam glücklich über die Bahnlinie. Von hier ging's nach Britstown. Dieses Dorf hatte eine Besatzung von 15 Engländern und 7 Polizisten. Die Engländer flüchteten noch in derselben Nacht nach De Aar, so daß die Polizisten allein das Örtchen verteidigen mußten, als es Kommandant Nieuwoudt mit 35 Buren am 22. Dezember bestürmte. In dem Dorfe konnte man nun für die weiteren Bedürfnisse sorgen. Zwei Karren voll Kleider und Schuhe fielen dem Kommando in die Hände. Der Bürgermeister Aitchison, der so viel Buren des Distriktes hatte gefangen nehmen lassen oder zu Geldstrafen verurteilt hatte, wenn sie auch nur in Worten zu erkennen gegeben hatten, daß sie für ihre Stammesgenossen Sympathie empfanden, wurde sofort festgenommen, die „Vierkleur" des Freistaates gehißt und das Volkslied gesungen. Eine große Anzahl der Bewohner des Dorfes kam bei dieser Gelegenheit zusammen. Kommandant Nieuwoudt hielt eine Ansprache und sagte, er habe das Dorf an diesem Morgen

Die Stimmung in der Kapkolonie.

nicht überrumpelt, um die Bewohner in Schrecken zu setzen, sondern nur um zu zeigen, daß es um das Afrikaner-Volk noch nicht geschehen sei. Gegen Abend zog man nach Houwater, um da zu lagern und auf Richter Hertzog zu warten, der von Houtkraal aus langsam folgte.

Ein „Hochverräter".

Am 23. Dezember des Nachmittags zogen auch Kommandant Brand und Richter Hertzog mit ungefähr 800 Bürgern in Britstown ein. Am 24. Dezember schloß sich eine Reihe Kolonisten den Truppen an, darunter E. Conroy, der spätere Kommandant. Conroy hatte etwa 4 Monate früher in der Unterhaltung mit einem Loyalen, Willy Wagner, über den Plan der Republikaner gesprochen, bei Prieska über den Oranje zu ziehen, worauf Wagner antwortete: „Ich hoffe, daß sie alle dabei umkommen, und wenn du ihnen Gesellschaft leistest, habe ich auch nichts dagegen." So kam's zum Wortwechsel und schließlich zu Thätlichkeiten, bei denen Wagner gegenüber dem langen Conroy schlecht abschnitt. Aus Haß verklagte er seinen Gegner bei dem Kommandanten des Dorfes, und eine halbe Stunde später wurde Conroy aus dem Geschäfte geholt, in dem er thätig war, und von 6 bewaffneten Soldaten dem Kommandanten vorgeführt.

„Sie heißen Conroy?" Die Antwort lautete natürlich bejahend.

„Ich höre, Sie führen aufrührerische Redensarten." Conroy bestritt das entschieden.

„Wer sagt das?" frug er.

„Das ist meine Sache," erwiderte der Kommandant, „morgen werden Sie schon hören, wer es gesagt hat."

Hierauf wurde er nach dem britischen Lager — damals lagen 100 Soldaten in dem Ort — gebracht, wo er mit einem kranken Soldaten ein Zimmer teilte. Für seine Verköstigung mußten seine Eltern sorgen. Am anderen Tage wurde er wieder dem Kommandanten vorgeführt. Diesmal geleiteten ihn 12 Soldaten, und das ganze Dorf lief zusammen, um ihn

zu sehen. Nun ging das Verhör aufs neue los. „Geben Sie zu, aufrührerische Worte gesprochen zu haben?"

„Nein, ich möchte gerne wissen, wer mich dessen beschuldigt hat."

„Das ist meine Sache, außerdem habe ich keine Zeit, mich lange mit Ihnen abzugeben. Da Sie doch Transvaaler sind, so will ich Ihnen einen Paß geben zu den Buren." Conroy lehnte diesen Paß dankend ab, denn er begriff wohl, daß man ihn damit fangen wollte. Als er sich weigerte, seine Schuld zu bekennen, wurde er nach dem Gefängnis zurückgebracht, aber hier so chikaniert und zudem von Ungeziefer geplagt, daß er sich lieber schuldig bekannte. Er mußte eine Erklärung unterzeichnen, daß er nie wieder ein Wort über den Krieg sprechen werde, und wurde auf Schritt und Tritt von nun an beobachtet. Die Erbitterung über diese unwürdige Behandlungsweise trieb ihn den Buren in die Arme.

Am 26. Dezember waren die Kommandos noch in Houwater. Da wurden sie von 2 Kolonnen in der Stärke von ungefähr 2500 Mann angegriffen. Es war unmöglich, die Position zu halten, und man zog weiter nach Vosburg, stetig von den Engländern verfolgt.

Schutz der Ambulanzen.

In diesem Gefecht wurde die Ambulanz der Buren mit dem Arzte Dr. Remsbottom gefangen genommen und nach Bloemfontein gesandt, weil sie — Verwundete gepflegt hat. In Britstown erzählte man zur Abschreckung aller Rebellen, daß Conroy in Houwater erschossen worden sei. Seine Familie legte um ihn Trauer an, bis sie 14 Tage später vernahm, daß er noch lebte.

Die Polizeitruppe, die Vosburg besetzt hielt, mußte sich den Buren ergeben, und man hatte die Gelegenheit, sich hier mit allem, was man brauchte, aufs neue ausgiebig zu versehen. Aber schon am Morgen zog man weiter nach Brandewijnskuil, im Distrikte Carnarvon. In den Bergen um Vosburg blieb Kapitän L. B. Wessels mit 6 Mann zurück. Die nachfolgenden

Engländer sandten ein Rekognoszierungskommando voraus, das bei dem Gasthause am Ende des Dorfes abstieg. Sofort eröffneten die 6 Buren auf eine Entfernung von 300 Metern ein heftiges Gewehrfeuer, worauf die Engländer, unbekannt mit der Stärke des gegenüberstehenden Feindes, unter Zurücklassung von 19 Toten und Verwundeten in aller Eile retirierten. Die bald darauf ankommende Hauptkolonne nahm nun den kleinen Wachposten unter Kanonenfeuer, aber ohne Schaden anzurichten; jedoch mußte der Posten aufgegeben werden.

Neujahrsgeschenke.

Am 1. Januar 1902 befanden sich die Buren in Witwater, ungefähr 3 Stunden zu Pferd östlich von Carnarvon. Die Neujahrsgeschenke brachte ein Postwagen, der ihnen auf dem Wege von Viktoria-West nach Carnarvon in die Hände fiel. Kuchen, Queens-Schokolade, Branntwein, Whisky und Kleider gab's hier genug. Auch ein Brautkostüm war unter den Sendungen, das bei der fröhlichen Stimmung der Bürger zu ganz anderen Zwecken benutzt wurde, als wofür es bestimmt war. Aber am Nachmittag nahten die Engländer. Der Befehl: „Aufsatteln!" endigte unsere Festfreude. Man trennte sich: Mit 200 Mann zog Kommandant Brand nach Südwesten weiter in der Richtung nach Sutherland, während Richter Hertzog mit den übrigen rechts von ihm, etwas mehr westwärts, nach Calvinia zog.

Eroberung von Sutherland.

Kommandant Brand ging persönlich mit 30 Mann seinem Kommando voraus, um das Dorf in Besitz zu nehmen. Zwei englische Leutnants und ein paar Polizisten wurden hier gefangen genommen. Durch die englischen Offiziere erfuhr Brand, daß eine feindliche Kolonne von Station Matjesfontein im Anzuge sei und noch am selben Abend in Sutherland erwartet werde. Er ging ihr sofort mit 30 Mann entgegen, brachte die Nacht in Jakalsfontein zu und kehrte am folgenden Morgen wieder nach Sutherland zurück, da die Engländer allzu lange auf sich warten ließen. Jedoch blieben seine „Spione" in Jakalsfontein zurück. In Sutherland wurde nun alles requiriert, was das Kommando, das unmittelbar nachfolgte, nötig hatte. Nach-

mittags kam Bericht, daß der Feind in Jakhalsfontein angelangt und bereits mit den zurückgelassenen Spähern in ein Gefecht verwickelt war. Conroy, damals Korporal, wurde mit 12 Mann als Verstärkung abgesandt, stürmte die Höhen, auf denen sich die Engländer festgesetzt hatten, und verjagte den Feind. Gegen Sonnenuntergang erhielt er Befehl, nach dem Dorf zurückzukommen, und Kommandant Brand zog am gleichen Abend sich nach seinem Lager zurück, das 2 Stunden entfernt war.

Besetzung von Calvinia.

Am folgenden Tage zog man nordwestwärts nach Calvinia, wo man sich der Verabredung gemäß mit Richter Hertzog treffen sollte. In der That war Richter Hertzog schon da, hatte die Stadt in Besitz genommen und den Distrikt im Namen des Freistaates proklamiert; Feldkornett van der Merwe wurde als Landdrost angestellt. Da die Stadt überreichlich mit Futter, Proviant u. s. w. versehen war, rastete das Kommando hier einige Tage; darnach zogen die Kommandanten M. Hertzog und Brand mit 400 Mann in zwei getrennten Abteilungen nach Clanwilliam (im Südwesten), während Richter Hertzog mit den übrigen Kommandos nach van Rhynsdorp (im Westen) marschierte.

Conroy zeichnet sich aus.

Noch 10 Stunden von Clanwilliam entfernt, hörten Brand und M. Hertzog, daß bei Bakhuisbaas eine Abteilung Engländer stehe, um sie aufzuhalten, und sandten spät am Abend Korporal Conroy dahin, um zu „spionieren". Dieser kam des Morgens an und erfuhr, daß ein Proviantwagen vor kurzer Zeit hier durchgekommen sei und für die erwähnte englische Abteilung bestimmt sei. Er suchte den Wagen zu erbeuten, wurde aber durch eine Kolonne von 70 Mann, die herannahte, in die Flucht getrieben. Nun war er durch eine Bergschlucht mit hohen Wänden zu beiden Seiten gekommen; hierhin floh er, ließ absteigen und in dichtem Buschwerk Stellung nehmen. Einen Augenblick später waren auch die Engländer bereits da. Der erste, der fiel, war Leutnant Kelly von Calvinia, der, durch eine Kugel in die Brust getroffen, zwei Stunden später starb. Die Engländer kamen wohl bis auf 20 Meter heran, mußten

aber schließlich doch umkehren. Conroy mit seinen Leuten ging zu seinem Trupp zurück.

Buren am Meer.

Richter Hertzog war inzwischen nach van Rhynsdorp gekommen und hatte hier Polizei und Magistrat gefangen genommen; Kommandant Brand sandte er Befehl, sich nach Calvinia zurückzuziehen, wohin er ihm folgen werde. Kommandant Nieuwoudt wurde mit einer kleinen Abteilung vorgesandt bis ans Meer, und jagte den Engländern keinen geringen Schrecken ein, als er plötzlich an der Lambertsbucht erschien. Auch er zog sich dann nach Calvinia zurück, dem allgemeinen Sammelpunkte. Da aber von Kapstadt her eine starke englische Kolonne im Anmarsch war, beschloß der Kriegsrat, Calvinia wieder aufzugeben.

Nachricht von de Wet.

Acht Tage später empfing Richter Hertzog einen Bericht von General de Wet, worin dieser ihm mitteilte, daß es ihm nun auch gelungen sei, den Oranjefluß zu überschreiten, und daß er im Anmarsche sei. Nun wurden die Kommandos verteilt. Richter Hertzog zog (nach Norden) General de Wet entgegen, während Brand in der Richtung auf Britstown (nach Osten) abrückte. Houwater am hochgeschwollenen Brakflusse wurde von Kommandant Brand in Besitz genommen, und hier fand man Futter genug für die Pferde. Aber auch hier war des Bleibens nicht länger, denn eine große englische Kolonne rückte heran. Am folgenden Tage konnte man einem Gefecht nicht mehr ausweichen, zog sich aber, nachdem auf beiden Seiten einige Leute verwundet und gefallen waren, vor der großen Übermacht zurück, um Anschluß zu gewinnen an Richter Hertzog. Am Brakflusse, bei der Farm Karrekloof angelangt, sieht Kommandant Brand jenseits des Flusses drei Reiter auftauchen, und wie er mit ein paar Bürgern näher herangeht, erkennt er sie als Buren. Sie winken, rufen und schreien, aber das Wasser braust so gewaltig, daß nicht zu verstehen ist, was sie sagen. Mit Hilfe eines Taues, denkt der Kommandant, könnte es vielleicht einem seiner Leute möglich

Eine Korporalschaft von „Rebellen“ aus dem Buschmannlande.

sein, das jenseitige Ufer zu erreichen, und rief Freiwillige auf. Conroy unternahm das kühne Wagstück. Die drei Reiter hatten einen Rapport von General de Wet an Richter Hertzog. Der Rapport war ein Hilferuf des Generals, der zwischen dem Brak- und Oranjefluß eingeschlossen, von den Engländern im Rücken bedrängt wurde.*) Brand beschließt, den Feind sofort im Rücken zu fassen.

Manöeilt de Wet zu Hilfe.

Am folgenden Tag befand sich sein Kommando bereits auf der Farm Schildpatkuil. In einiger Entfernung wird man 4 Reiter gewahr, die man zuerst für Engländer hielt, aber es war Kommandant Lategan mit dreien seiner Bürger, die von de Wet abgesandt waren, um zu sehen, ob sie nicht irgendwo Hilfe bekommen könnten. Nun beschloß Brand, mit seinen besten Pferden vorauszujagen, und erreichte noch an demselben Abend gegen Sonnenuntergang die Nachhut von General Knox' Kolonne. Die Pferde, die den ganzen Tag auf dem Trab gewesen waren, werden abgesattelt, um sich für die Anstrengungen des bevorstehenden Gefechtes zu erholen. Da kommt unerwartet die Mitteilung, daß General de Wet seinen Kopf bereits aus der Schlinge gezogen habe und in der Richtung auf Petrusville abziehe. Brand konnte nun nichts Besseres thun, als schleunigst wieder nach seinem Lager zurückzukehren; Lategan schloß sich ihm an.

Richter Hertzog trafen sie auf der Farm Lammertjespan, wo alle Kommandos wieder vereinigt waren. Man ruhte einen Tag, um dann des Abends und die ganze Nacht hindurch, immer von Engländern verfolgt, nach Strijdenburg zu ziehen, wo Kommandant Brand die Wache überfiel und einen Mann tötete, zwei verwundete und den Rest gefangen nahm. Ohne Rast ging's weiter, um abends noch die Eisenbahn Kimberley—De Aar zu überschreiten, was auch bei Pauwpan-Siding gelang. Die Eisenbahn wurde gesprengt, und das Kommando zog weiter

*) Siehe den nächsten Abschnitt. D. H.

in der Richtung auf Petrusville, Brand mit der Vorhut voraus. Auch die ganze Nacht durch „trekte" man, und kam am folgenden Morgen auf eine Farm, die zwei Stunden zu Pferde von Petrusville entfernt liegt. Wie immer, schlug man auch diesmal außerhalb des Ortes das Lager, nur Kommandant Brand ritt mit seinem Stabe in den Ort, um dort zu fouragieren, und was er fände, mit Ochsenwagen nach dem Lager zu bringen. Seine Leute sollten ihn um Nachmittag zurückerwarten. Um 3 Uhr taucht eine große Staubwolke auf. Man meint, es sei Richter Hertzog, aber als sie nur mehr 3000 Meter entfernt ist, entdeckt man, daß sie eine große englische Kolonne verbirgt. Sofort wird aufgesattelt und nach Petrusville weitergezogen. Einmal da angekommen, wird alles vorbereitet, um den Oranje zu überschreiten und zu General de Wet zu stoßen.

Wieder am Oranje.

Kaum aber hatten die Buren das Dorf verlassen, so ritten die Engländer ein und stellten ihre Kanonen auf den Anhöhen auf. Das Feuer der Feldgeschütze machte sich unangenehm bemerkbar, und die Buren sahen sich gezwungen, zwei Wagen nebst dem Ambulanzwagen zurückzulassen. Die Vorräte, die sich in diesem Wagen befanden, wurden in Brand gesteckt, und in die Wasserfässer, die man auf solch einem Zuge ja immer mit sich führen muß, Löcher geschossen, so daß der Feind von seiner Beute wenigstens keinen Vorteil hatte. Immer die Engländer auf den Fersen, zog man die ganze Nacht hindurch und langte in der Frühe des anderen Morgens bei der Zandfurt am Oranjefluß an, wo sich auch General de Wet noch befand. Der Fluß ging hoch, und es war unmöglich, ihn zu passieren.

Auf dem Rückzug mit de Wet.

General de Wet gab Befehl, abzusatteln. Mittags brachten die Kundschafter Bericht, daß der Feind nahe sei. Kommandant Brand erhielt nun Befehl, mit seinem Kommando Stellung zu fassen und die Engländer aufzuhalten, während General de Wet mit dem Lager weiterziehe. Ein heftiges Gefecht fand statt. Geschütz- und Gewehrfeuer erschütterten die Luft. Aber Kom-

mandant Brand hielt aus bis zum Abend und folgte dann General de Wet nach. Die ganze Nacht durch wurde marschiert, ohne daß man de Wet einholen konnte. Erst am folgenden Morgen merkte man, daß er bereits über den Fluß war. Kommandant Brand beschloß, seinem Beispiel zu folgen, aber der Feind war so nah gekommen, daß schon seine Gewehrkugeln in die Reihen der Buren einschlugen. Dennoch glückte der Übergang, und der Freistaat war nach einem Zuge, der allerdings nicht zu großen Schlachten geführt, aber doch die ganze Kapkolonie aufs neue in Aufruhr gebracht hatte, wieder erreicht. Hertzog blieb als Hauptkommandant-Assistent im südwestlichen, Fourie in gleicher Eigenschaft im südöstlichen Teile des Freistaates, während de Wet nach Norden zog, nachdem ihm ein Versuch zur Umkehr mißglückt war.

Während dieses Zuges hatten sich ungefähr 200 Kapkolonisten aufs neue angeschlossen. Die Zahl ist verhältnismäßig klein. Wäre Hertzog länger in der Kolonie geblieben, und hätte er seine Kommandos mehr verteilt, so wäre das Resultat sicher ein besseres gewesen. Bis sich die Buren besonnen hatten, ob sie sich anschließen könnten oder sollten, war er immer schon wieder weg. Die Engländer erließen eine neue Proklamation, wonach sämtliche Bewohner der Kapkolonie nicht nur ihre Gewehre, sondern auch ihre Pferde abliefern mußten.

---

3. General de Wets zweiter Einfall.

Als General de Wet seinen ersten Einfall mißglückt sah, gab er doch seinen Plan nicht auf. Er löste anfangs Januar seine Kommandos auf, um jedem die Möglichkeit zu ein paar Tagen Ruhe in seinem eigenen Distrikte zu geben, bestimmte aber Tag und Ort, wo sich die zu einem zweiten Einfall ausgewählten Kommandos wieder treffen sollten. Freitag, der 25. Januar 1901, fand alle dafür bestimmten Truppen, nämlich Teile der Kom-

mandos von Harrysmith, Heilbron, Bethlehem, Ficksburg, Kroonstad und Vrede, zusammen über 3000 Mann, vereinigt auf der Farm Doornberg im nördlichen Freistaate. Die anderen Teile dieser Kommandos sollten zurückbleiben, um den Feind im Freistaate zu beschäftigen. Auf der Farm von General Cronjé wurde am Nachmittag Kriegsrat gehalten und beschlossen, daß 1200 Mann unter Fourie, 1000 unter Froneman und der Rest unter Philipp Botha gestellt werden sollten. Der letztere war zur Zeit abwesend und sollte für ihn einstweilen General de Wet selber das Kommando führen. Auch Präsident Steijn begleitete den Zug. An Geschütz hatte man eine Kanone und ein Handmaxim.

Mangel an Thatkraft.

Samstag, den 26. Januar, gelangte das ganze Kommando nach der Farm Le Roux' und blieb da bis Sonntag Abend, worauf es die Kleinbahn Winburg—Smaldeel überschritt. Diese Linie wurde nicht bewacht, und man bekam keine Engländer zu Gesicht außer dreihundert Reitern, welche die Flucht ergriffen. Am Vetflusse machten wir Rast und zogen dann dem Tabaksberg entlang weiter, nachdem wir noch am Morgen von zwei gepanzerten Zügen, aber ohne Schaden, beschossen worden waren. Am 29. wurde das Herannahen einer starken Streitmacht unter General Knox gemeldet, die in zwei Abteilungen heranzog. Fast alle Bürger gingen sofort in Stellung (östlich vom Tabaksberge) — ein seltener Vorgang. Kommandant Colbe erhielt den Auftrag, die Engländer auf dem rechten Flügel im Rücken zu fassen. Am stärksten wurde das Späherkorps auf unserem rechten Flügel unter Theron bedrängt, aber es hielt sich wacker und brachte den Engländern schwere Verluste bei, ohne mehr als zwei bis drei Bürger zu verlieren. Als Theron Befehl gab,

die Position zu verlassen, wehrten sich einige seiner Offiziere dagegen, mußten aber seinem wiederholten Befehle gehorchen. Er hätte meines Erachtens hier Gelegenheit gehabt, den Engländern eine vernichtende Niederlage beizubringen.

Mangel an Disziplin.

Wie schlecht die Disziplin im Burenheere war, beweist die Thatsache, daß Kommandant Colbe den Befehl, den Feind im Rücken anzugreifen, nicht befolgte; er fand es zu gefährlich. Ich war persönlich dabei und sah in dem Unternehmen absolut keine außerordentliche Gefahr, machte auch die Bemerkung, daß jeder Krieg Blut koste, aber Colbe blieb dabei, er müsse zu viel Menschenleben auf das Spiel setzen. Feldkornett van Niekerk rief Freiwillige auf, um den Befehl de Wets auszuführen, aber Colbe verbot es ihm ausdrücklich. Auf Befehl von General Fourie brachten wir nun den Bürgern, die bei Verkeerde Vlei (am anderen Flügel) mit dem Feinde im Kampf lagen, Hilfe. Der Weg dahin führte über den Roelofsberg, an dessen Fuße sich ein tiefer Fluß hinzieht. Jenseits des Flusses war das Land eben, und hier standen die Engländer mit ihren Kanonen. Bei einem Bombenmaxim war bereits die ganze Bedienungsmannschaft nebst der Bespannung niedergeschossen. Dieses Maxims suchten wir uns zu bemächtigen, aber die Engländer strengten auch alle Kräfte an, um es zu retten. Wohl mußten sie es schließlich aufgeben, neue Bedienungsmannschaften vorzusenden, denn sie wurden niedergeschossen, sowie sie kamen, aber doch machte das englische Feuer die Wegnahme des Geschützes unmöglich. Erst gegen Abend beschloß man, es stürmender Hand zu nehmen, möge es kosten, was es wolle. Kapitän Wessels mit 15 Mann unternahm das kühne Wagstück, und es glückte ihm auch trotz wütender Beschießung, das Maxim wegzuführen. Er verlor dabei einen Toten und einen Schwerverwundeten. Wäre die Anzahl derer, die sich zum Sturme entschlossen, größer gewesen, so wären unzweifelhaft auch die anderen Kanonen in unsere Hände gefallen. General Knox' Angriff war abgeschlagen.

Das eigentümliche Phlegma der Buren zeigte sich auch hier. Kein Zeichen der Freude über den Erfolg war zu bemerken, sondern ruhig und kalt wie immer blieben sie auch jetzt, und es wurde kaum noch von dem Sieg gesprochen. Das Bombenmaxim war von dem Kommando des Generals Fourie erobert, verblieb ihm also auch als sein Eigentum. Ehe wir abends weiter marschierten, begruben wir feierlich den einzigen Toten, den wir hatten; den Verwundeten ließen wir zur besseren Verpflegung zurück, aber er erlag am nächsten Tage seinen Wunden.

Voreilige Flucht.

Am nächsten Tage berichteten uns unsere Kundschafter, daß General Knox wieder nachdränge. General Fourie deckte die Nachhut, während das Gros vorausmarschierte. Er faßte mit 100 Bürgern auf einer Kuppe Position und ließ die übrigen eine lange Gefechtslinie bilden. Vor dem wütenden Angriff der Engländer mußten sich die 100 Mann jedoch zurückziehen, und die anderen Buren ergriffen daraufhin ganz ohne Not ebenfalls die Flucht, weil sie, wie sie sagten, nun ganz dem feindlichen Feuer preisgegeben seien. General Knox schien jedoch keine Verfolgung zu beabsichtigen, sondern zog langsam in der Richtung auf Brandfort ab, um mit der Eisenbahn vorauszukommen nach den Übergängen des Oranje und uns da den Weg nach der Kapkolonie zu versperren. Das Ziel unseres Marsches war ihm offenbar bekannt. Gegen Nachmittag erreichte man die Wasserwerke von Bloemfontein, wo sich die Engländer vortrefflich verschanzt hatten. Ein energischer Angriff von Theron schlug sie jedoch in die Flucht, ohne daß er einen Mann verlor. Das eroberte Bombenmaxim leistete hier gute Dienste.

Ungunst des Wetters.

Der Weg lag nun frei vor uns, wenigstens soweit die Engländer dabei in Betracht kamen, aber ein neues Hindernis tauchte auf; schwere Regen brachen über uns herein, die den Zug beschwerlich machten. Wir mußten vor die Wagen doppelte Gespanne Ochsen legen, um sie durch den kleinen Modderfluß

zu bringen, und ermattet machten Mensch und Tier, eine halbe Stunde davon entfernt, Rast. Am 31. Januar und 1. Februar kamen wir nur kleine Strecken weiter bis Dewetsdorp, wo ein paar Wochen zuvor de Wet den Engländern eine so schwere Niederlage beigebracht hatte. Die Geschütze fuhren in das Dorf — eine englische Besatzung lag nicht mehr darin —, um einer Reparatur unterworfen zu werden, und ein paar Offiziere gingen hin, um in den Läden zu requirieren, was wir nötig hatten. Das Kommando selbst zog am Orte vorbei und teilte sich zunächst in Laspoort in zwei Abteilungen, die, eine Stunde voneinander entfernt, nebeneinander herzogen.

Ein Zug erobert.

Am 4. Februar erreichte man die Eisenbahn. Kommandant Vos nebst einigen Holländern eroberte hier einen Güterzug. Sie waren voraus und sahen einen gepanzerten Zug ankommen; auf einen gepanzerten Zug folgte gewöhnlich ein Güterzug, darum versteckten sie sich und warteten ab, was kommen werde, während sie einstweilen für die Sprengung alles herrichteten.*) Als nun thatsächlich ein Güterzug kam, wurden die Schienen gesprengt, der Zug entgleiste, 30000 Lee-Metfordpatronen nebst einer Menge Champagner, Whisky, Kleider fielen uns dadurch in die Hände; was übrig blieb, wurde in Brand gesteckt. Die sieben Mann, die den Zug begleiteten, ergaben sich ohne weiteres. Kaum hatten wir uns der Vorräte versichert, so kam ein anderer gepanzerter Zug an und eröffnete ein scharfes Feuer. Ein Holländer namens Molenbroek hatte gerade eine Champagnerflasche angesetzt; sie wurde ihm glatt vom Munde weggeschossen, sonst aber ereignete sich kein Unglück. Die Beute kam uns sehr gelegen, denn unsere Munition war rar; jetzt aber konnte jeder ein Kistchen Patronen vor sich aufs Pferd nehmen.

*) Wie die Sprengungen vorgenommen wurden, beschreibt ausführlich General Viljoen in seinen „Kriegserinnerungen“ s. Bd. I von „Im Kampf um Südafrika“, S. 362—365. D. H.

Eine „geistliche“ Erquickung.

Am Freitag, den 8. Februar, erreichte die Nachhut unter General Fourie die Eisenbahn bei Springfontein. Eine Stunde von der Bahnlinie entfernt, stießen wir auf große Kaffernkraale, aus denen ein gewaltiges Feuer auf uns eröffnet wurde. In wilder Flucht stoben die Wagen auseinander, und das Bombenmaxim geriet bei dem Durcheinander in einen Graben, aus dem wir es später mit Mühe herausschaffen mußten. Nur Kommandant Niekerk hielt stand und vertrieb die Besatzung. Es waren Hottentotten gewesen. Noch 1000 Meter von der Bahnlinie entfernt, sahen wir einen gepanzerten Zug ankommen, aber in dem Zuge hatte man auch uns gesehen, und die englischen Bombenmaxims begannen zu spielen. Als aber ein paar unserer Leute vorgingen und mit Dynamit die Eisenbahnlinie sprengten, fürchteten die Engländer abgeschnitten zu werden und ergriffen die Flucht. Nun konnten wir ungestört die Eisenbahn überschreiten und gelangten über die Farm der Witwe Pretorius und den Dwarsfluß am nächsten Morgen nach Philippolis. Der Pfarrer von Philippolis, Vreezer, lud das Kommando ein, sich an den Trauben seines Gartens zu erquicken — wahrlich ein seltener Genuß.

Unsichere Elemente.

Bis 2 Uhr nachts ging's nun unermüdlich weiter, und am Montag, dem 11., kam man über Felsen und durch große Schluchten endlich an den Oranjefluß. Hier zeigte sich leider, daß viele in ihrem Entschluß, nach der Kapkolonie zu gehen, wankend geworden waren. Immer mehr bröckelten sich ab und schlichen sich heimwärts. Von den 800 Mann des Generals Fourie verschwanden mehr als die Hälfte, und von den 3000 des Gesamtkommandos blieben höchstens 1800 übrig. Mit diesen erreichte man die Zandfurt, wo der Durchgang stattfinden sollte. General de Wet war einen Tag voraus. General Fourie, bei dem ich mich befand, hatte immer noch die Nachhut. Der Fluß ging nicht hoch. Ein Karren mit 4 Pferden machte den Vortrab, und nun folgten die Bürger mit Wagen und Kanonen. Die Gespanne von 16 Ochsen den 300 Meter breiten Fluß durch-

schwimmen zu sehen, war ein Anblick, den man nicht leicht vergaß.

In Bedrängnis.

Man stand nun auf dem Boden der Kapkolonie. Rast wurde aber nicht gemacht vor 1 Uhr in der Nacht. Der Weg war hier außergewöhnlich schlecht, und es dauerte oft stundenlang, bis unsere Wagen durch eine Felsenschlucht hindurch waren. Als Halt gemacht wurde, ließ sich jeder auf dem Platz, wo er gerade stand, fallen, um da zu schlafen. Trotzdem man wußte, daß der Feind hinter uns war, hatte man am Flusse keine Posten zurückgelassen. Diese Sorglosigkeit rächte sich bitter. Während man mit leichter Mühe dem Feind den Übergang ganz unmöglich hätte machen können, hatten wir ihn nun bald hinter uns und vor uns zugleich, denn auf den vor uns liegenden Höhen hatten die Engländer feste Stellungen. De Wet wäre bei dieser Gelegenheit beinahe gefangen genommen worden. Wir schlugen uns wohl durch die englischen Linien hindurch, aber das Durcheinander war so groß, daß viele Leute ihre eigenen Kommandos nicht mehr fanden. Es war zum Mutloswerden, und Kommandant Hasebroek sprach es denn auch ohne Rückhalt aus, daß er Lust habe, nach dem Freistaate zurückzukehren.

Entmutigt.

Am Nachmittag des 14. tauchten zu Langfontein 20 Engländer auf. De Wet sandte ihnen einen Boten mit der weißen Flagge, um sie zur Übergabe aufzufordern. Die Khakies hielten den Boten gefangen, waren aber einen Augenblick später selbst Gefangene der Buren. Inzwischen regnete es in Strömen, und als bei solchem Wetter unsere Bürger auf einer Anhöhe Stellung nehmen mußten, um den nachdrängenden Feind aufzuhalten, standen sie fast bis an die Knie im Wasser. Kein Wunder, daß der Mut immer tiefer sank. Als am folgenden Morgen das Wagenlager aufbrach, um voraus zu gehen, suchten viele sich anzuschließen, statt in Stellung zu bleiben und den Feind aufzuhalten, bis das Lager den nötigen Vorsprung hatte. General Fourie stand mit dem „Sjambok" bei den Wagen, um die Feiglinge zurückzutreiben. Auf ihm ruhte in diesem Augenblick die

ganze Verantwortung für die Expedition. Denn wenn nicht immer ein Teil der Bürger in Stellung ging, um den Feind entweder zurückzuwerfen oder zu einer zeitraubenden Entwicklung seiner Kräfte zu zwingen, so konnten die Burenkommandos keinen Vorsprung gewinnen und mußten von der Übermacht erdrückt werden. Darum scheute sich Fourie auch nicht, den Sjambok zu gebrauchen. Als aber die Engländer bis an den Fuß des besetzten „Randes" vordrangen, gab's kein Halten mehr. Man verließ die Position unter dem Vorgeben, daß man keine Munition mehr habe. Die anderen Buren, welche in dem Gedanken, daß ihre Nachhut den Feind aufhalte, ruhig, ohne Deckung dahinzogen, wurden nun von einem Kugelregen überschüttet und mußten von allen Seiten auseinander flüchten, um Schutz zu suchen vor den feindlichen Geschossen. Hier fiel Flip (Philipp) Strijdom von Ficksburg. Aber auch die Engländer konnten nicht mehr weiter, sie machten Rast, und wir zogen ohne Hindernis weiter gegen die Eisenbahn Kimberley—De Aar zu.

Im Sumpfe. Waren wir einmal über die Eisenbahn, so befanden wir uns in einem Gebiet, in das uns die Engländer wenigstens nicht mit Eisenbahnzügen verfolgen konnten. Vor uns lag die Station Houtkraal, aber zwischen ihr und uns die „Modder-vallei" (Schlammthal). Mochte dieses Thal schon zu gewöhnlichen Zeiten seinen Namen verdienen, so trug es ihn jetzt mit Ehren. Unter den Sturzregen der letzten Zeit war es zu einem Schlammeer geworden, das unüberschreitbar schien. General de Wet aber bestimmte, daß der Weg hier durch genommen werde, um so einen Vorsprung zu gewinnen. Alle Karren wurden in Brand gesteckt, die Patronen verteilt, und so sollte der Durchgang beginnen. Aber die Karren und damit alle Vorräte im Stiche zu lassen, ging vielen allzu sehr gegen den Strich, und sie wußten es dahin zu bringen, daß der Befehl widerrufen und nur ein paar Karren zurückgelassen wurden. Das Thal reichte bis zur Bahnlinie und war eine Stunde breit. Um diese 1 Stunde zurückzulegen, brauchten wir von abends 6 Uhr bis

morgens 1/2 6 Uhr. Alle Wagen und viele entkräftete Zugtiere blieben im Schlamme stecken, nur einige Karren und die Geschütze kamen hindurch. Die Müdigkeit war so groß, daß viele Mannschaften sich direkt in das Wasser legten und einschliefen. Dabei muß man bedenken, daß die Engländer die Verfolgung nicht aufgegeben hatten und verschiedene unserer Leute gefangen nahmen, dann erst hatte man ein Bild von der großen Not, in der wir uns befanden. Triefend von Regen und Schlamm kamen wir endlich bei Tagesanbruch an die Bahnlinie. Eine neue Überraschung! Sieben gepanzerte Züge standen vor uns. General Fourie wurde abgeschnitten und mußte nun sehen, wie er sich weiter südwärts über die Eisenbahnlinie retten konnte. Die anderen Kommandos unter General de Wet, dabei eine Masse Fußgänger, entkamen zwischen den gepanzerten Zügen an einer Stelle, wo die Eisenbahn aufgebrochen worden war. Unsere Verfolger drängten nach, und die Mutlosigkeit unter den Bürgern war so groß, daß selbst Präsident Steijn ihnen mit dem Sjambok drohen mußte. Die gewöhnliche klare Besonnenheit, von der unsere Führer so viele Proben abgelegt hatten, war so völlig verschwunden, daß General Froneman z. B. mit seinen Leuten angesichts der Engländer Stellung faßte, während er es ganz gut an einem versteckten Platze hätte thun können. Glücklicherweise bedurften auch die Engländer der Ruhe; so konnte man doch nach Kerkplaats weiterziehen.

De Wet droht mit Erschießen.

Am Sonntag, dem 17. Februar, rückten die Engländer mit einer großen Macht heran. Die Pferde der Buren waren völlig abgetrieben, während die meisten von uns überhaupt keine Pferde mehr hatten. Die Engländer kamen so nahe heran, daß ihre Kanonenschüsse bereits mitten in unsere Reihen niederfielen. Ein kleiner Geschützkampf entspann sich, aber die armen Buren mit ihren wunden Füßen konnten nicht mehr weiter. Hätten die Engländer frische Pferde gehabt und wären sie energischer vorgegangen, so hätten sie so viele Buren gefangen nehmen können, als sie nur immer wollten. General de Wet

giebt Befehl, daß die Bürger, die noch gute Pferde haben, Stellung nehmen und den Feind aufhalten sollen, bis die Fußgänger sich etwas erholt haben, aber sie weigern sich. Nun thut de Wet etwas, was in diesem Kriege mehrmals hätte geschehen müssen. Er droht, die Widersetzlichen zu erschießen, aber vom Sagen bis zum Thun ist noch ein weiter Weg, und unterdessen kommt ihm ein besserer Gedanke. „Leute," rief er den Fußgängern zu, „nehmt diesen Feiglingen die Pferde ab und laßt sie dann vorausgehen." Das brauchte er nicht zweimal zu sagen. Die Fußgänger — Kommandant Hasebroek führte jetzt die Nachhut, da die Vereinigung mit Fourie noch nicht wieder möglich gewesen war —, nun im Besitz von Pferden und damit gewiß, sich jeden Augenblick rechtzeitig zurückziehen zu können, fochten wie die Löwen, und die Engländer mit ihren todmüden Pferden mußten mitten in der Ebene Halt machen.

Nun ging's durch eine weite Ebene, das Fußvolk unter de Wet voraus. 200 Reiter bilden die Nachhut, um den Vormarsch der Engländer aufzuhalten; dabei befinden sich die Kommandanten Hasebroek, Wessels, Tromp u. s. w. Am Abend wurden die zwei Karren, der traurige Rest unseres Trains, verbrannt. Die Nachhut verbarg sich in dem hohen Gras, um am folgenden Morgen den Feind wieder zu erwarten, aber dieser gönnte sich Zeit, und so gewann das Fußvolk einen ganzen Tag Vorsprung. Am 18. Februar kamen aus Hopetown 2000 Reiter angerückt; kein Bur stellte sich ihnen zum Kampf. Am folgenden Tag stieß auch die flüchtende Nachhut wieder zum Lager, und auf den Ruf: „Khaki kommt!" springt jeder in den Sattel, wer noch ein Pferd hat.

Eingeschlossen.

Man marschierte nun auf den Brakfluß zu in der Hoffnung, ihn überschreiten zu können. Das eigentliche Ziel war Prieska, wo es Pferde im Überfluß gab, während wir selbst an Pferden schrecklich Mangel litten. Der Fluß war aber unpassierbar, und nun drängten die Engländer so ungestüm nach, daß de Wet, der immer näher an den Oranjefluß gedrückt wurde, nichts übrig

blieb, als den nächsten besten Weg zur Überschreitung des Oranje zu suchen, um wieder in den Freistaat zurückzukehren und von da aus über eine neue Furt wieder hereinzukommen. In dem Dreieck, das durch den Zusammenfluß des Brak und Oranje gebildet wird, stand er nun, ohne vorwärts zu können; hinter ihm übermächtige englische Truppen. Das war der Augenblick, wo de Wet Fühlung suchte mit Hertzogs Kommando, wie das im vorigen Abschnitt geschildert ist. Er hatte gehofft, bei Zwemkuil über den Fluß zu kommen, aber vergebens. Drei Tage durch, den 20., 21. und 22. Februar, zog er den Fluß entlang in der Hoffnung, daß das Wasser fallen und so den Übergang ermöglichen werde. Am 22. bekam man auf einer Farm ein großes Boot; es befand sich in nicht allzu gutem Zustand, wurde aber rasch hergerichtet. Von 16 Eseln gezogen, wurde es nach dem Fluß gebracht und in das Wasser gelassen, um so die Fußgänger hinüberzuschaffen. Rasch ging das nicht. Den ganzen Tag und die Nacht brauchte man, um 200 Fußgänger überzusetzen. Viele Reiter schwammen hinüber, aber viele Pferde waren nicht dazu zu bewegen, ins Wasser zu gehen.

Gerettet.

Am 22. des Morgens in der Frühe nahten die Engländer aufs neue und schossen mit ihren Kanonen auf die Fußgänger am jenseitigen Ufer. De Wets letzte Geschütze fielen hier in die Hände des Feindes. Was noch nicht über den Fluß war, sattelte auf und zog flußaufwärts weiter. Wer kein Pferd hatte, mußte sich verstecken, um später an der Stelle, wo das Boot lag, über den Fluß zu kommen. Die Reiter überschritten am nächsten Morgen bei Hopetown die Eisenbahn und gingen suchend weiter von Furt zu Furt noch über den Seekoefluß, bis sie endlich, schon verzweifelnd, einen Übergang fanden. Wir standen wieder auf dem Boden des Freistaates. Am Tage vor dem Übergang war General Fourie wieder zum Hauptkommando gestoßen, und zugleich war die Vereinigung mit General Hertzog gelungen.

Sechstes Hauptstück.

General Kritzinger.

Von

H. van Doornik.

1. Zum ersten Male in der Kolonie.

Gleichzeitig mit Hertzog zog Kritzinger am 15. Dezember 1900 in die Kapkolonie. Er gehörte mit zu dem Kommando, das für de Wets zweiten Einfall bestimmt war, und erhielt dadurch, daß de Wet die Verfolgung auf sich konzentrierte, die Möglichkeit, sein Ziel zu erreichen. Wir müßten ihn also in Verbindung mit dem vorigen Hauptstück betrachten, aber seine Thätigkeit ist so umfangreich und selbständig, daß er nicht nur als Offizier de Wets, sondern auch als selbständiger General gewürdigt werden muß, wie er ja denn auch bald zum Hauptkommandant-Assistent ernannt wurde. Kritzinger übernahm damit die Aufgabe, die sich de Wet selbst gestellt hatte, nämlich die östlichen und mittleren Distrikte heimzusuchen, während Hertzog die nordwestlichen sich als Wirkungskreis zugeteilt sah. Kritzinger hatte 500 Buren, meist aus der Kapkolonie, unter

seinem Befehl und erzwang sich damit den Übergang über den Oranje.

Durch Odendaalstroom zog er nun in der Richtung von Albert Junction über Venterstad, das er eroberte. Die englischen Polizisten, die hier lagen, wurden gefangen genommen und eine große Anzahl von Pferden erbeutet. Dann rückte er an Steynsburg vorbei südwärts in den Distrikt Middelburg ein, immer verfolgt von vier englischen Kolonnen, und kreuzte schließlich zwischen Middelburg und Naauwpoort die Bahnlinie. Hier eroberte er einen Zug, steckte ihn in Brand und zog dann unter fortwährenden Scharmützeln weiter nach Süden, New-Bethesda, Graaff Reinet, Murraysburg, das Oberland, Prince Albert und Oudtshoorn, um dann nach Osten umzubiegen und über Aberdeen und Pantown, wo er Munition und Pferde in Menge erbeutete und die Besatzung gefangen nahm, und über Somerset-Ost in der Richtung auf Bedford zu marschieren. Überall schlossen sich ihm Afrikaner an, denn der Zustand war für sie unhaltbar geworden. Schutz gegen die Truppen der Buren konnten sie nicht finden, und ständig war man falschen Beschuldigungen ausgesetzt. Im Distrikte Bedford brachte er den Engländern schwere Verluste bei und wandte sich hier wieder nordwärts nach Tarkastad und Cradock, wo er sehr in die Enge getrieben wurde, aber doch ohne Verluste nordwärts auf Molteno zu entkommen wußte. In Maraisburg teilte er aber sein Kommando in zwei Teile, so daß nur eine Abteilung unter Kapitän, später Kommandant Lotter nach Steynsburg weiter ging, während er selbst sich wieder nach Tarkastad zurückzog.

Er hatte gehofft, die Feinde würden sich an Lotters Fersen heften und sich von ihm aus der Kapkolonie hinausziehen lassen, während er sich unterdessen fest einnisten und Verstärkungen aus dem Lande selbst heranziehen könnte. Aber nach und nach war die Zahl der englischen Kommandos, die ihn verfolgten, so groß geworden, daß er sich doch gezwungen sah, Lotter nach-

zuziehen und mit ihm die Kapkolonie zu verlassen. Nur ein kleines Kommando unter Fouché blieb in der Kapkolonie zurück. Die Verfolgung ging im Freistaate weiter, und im Distrikte Rouxville wurde viel gefochten, aber Kritzinger wußte sich der Verfolgung zu entziehen, ging bei Springfontein über die Eisenbahn und drang durch den Distrikt Philippolis in der Nähe von Rietfontein aufs neue in die Kapkolonie ein. Das geschah am 19. Mai 1901.

2. Zum zweiten Male in der Kolonie.

Mit den im Kaplande zurückgebliebenen Kommandos vereinigte er sich hier und zog in derselben Nacht zwischen Steynsburg und Tebes über die Eisenbahn. Am 23. Mai wurden die Kommandos geteilt, um die ganze Kapkolonie zu durchschwärmen und das Land in Aufruhr zu bringen. Lotter, der unterdessen Kommandant geworden war, zog auf Tarkastad zu, Smit nach Maraisburg, Fouché, van Reenen und Kritzinger auf Molteno. Wieder mit Lotter vereinigt, zog Kritzinger dann zwischen Cijfergat und Molteno über die Eisenbahn nach Jamestown, welcher Ort sich nach heftigem Gefechte ergab. Die Engländer hatten zwischen 70 und 80 Tote und Verwundete, während auf unserer Seite nur einer fiel und drei Verwundete waren.

Zweimal vom Feinde überrascht.

Die Engländer waren aufs höchste gereizt durch diese stete Beunruhigung, und der berüchtigte General Scobel zog mit anderen englischen Kolonnen aus, um die Ruhestörer zu fangen. Die Buren waren zu sorglos. Die Brandwachen hatten das Nahen der englischen Scharen wohl bemerkt und dem Hauptkommandanten Meldung gemacht, aber dieser hörte nicht auf sie und hielt es für falschen Alarm. Als am Abend der Feind einen Angriff machte, wurden die Buren vollkommen überrascht, zwei erschossen und verschiedene gefangen genommen. Kritzinger und Lotter selbst hatten zudem, wie die meisten ihrer Leute, die Pferde verloren — ein Schaden, der bald wieder gut ge-

Gruppe von Kommandanten aus der Kapkolonie.
1. Smit. 2. L. B. Wessels. 3. S. Pijpers. 4. van Reenen.

macht wurde, denn man nahm kurz darauf genug Engländer gefangen, um aus den Fußgängern wieder Reiter zu machen.

Am 14. Juni wurde der Marsch wieder auf Tarkastad gerichtet. Die englischen Generale Scobel, Krepp und Dorrien versuchten eine Umzingelung. Wiederum lassen sich die Buren überraschen und werden am frühen Morgen von Bombenmaxims begrüßt, aber sie machen ihren Fehler wieder gut. Van Reenen strengte alle Kräfte an, um den Durchbruch zu erzwingen, und das gelang ihm gegen Abend. Die Engländer hatten einen Verlust von 60 Toten, Verwundeten und Gefangenen, während auf Burenseite zwei Tote und drei Verwundete zu beklagen waren.

Zwei Erfolge

Aufs neue trennte man sich nun wieder. Van Reenen zog nach Bedford, Lotter nach Middelburg, Kritzinger wählte Cradock, weil er hier eine Zeitlang zu rasten gedachte; aber die Engländer gönnten ihm die Ruhe nicht lange. Bei Jakhalsfontein stößt er mit General Krepp zusammen, umzingelt ihn, nimmt ihm alle seine Pferde ab und bringt ihm schwere Verluste bei. Am Rückzug konnte er ihn jedoch nicht hindern, da seine Bürger zu schwach waren. Von hier zog er nach Tarkastad und traf zwischen diesem Ort und Maraisburg am 30. Juli 1901 mit Feldkornett C. Botha zusammen, den er ebenfalls zum Kommandanten ernannte. Aufs neue rückten englische Kolonnen von allen Seiten an, um Kritzinger, der krank auf der Farm Middelwater lag, zu umzingeln. Botha und Feldkornett Gazette wurden beauftragt, den Feind nachts zu überfallen. Das geschah auch, aber vergebens. Am andern Tag gelang es jedoch Botha, den Feind zurückzuschlagen und einen Teil zu umzingeln. Schon glaubte er, die Übergabe erzwingen zu können, da kamen große Verstärkungen aus Cradock, und Kritzinger befahl ihm, sich zurückzuziehen, um nicht selbst umzingelt zu werden. Die Kolonnen von French trieben bald darauf Kritzinger aufs neue nach dem Freistaat zurück, während Botha, der nach Middelburg gegangen war, zurückblieb.

C. Botha und Lotter.

Nachdem Botha Kritzinger verlassen hatte, traf er bei Maraisburg Kommandant Lotter wieder, der ihn ersuchte, bei ihm zu bleiben, da starke englische Kräfte im Anzug seien. Zwischen Conway und Station Vischrivier zogen sie gemeinschaftlich über die Eisenbahn (westwärts) und gelangten am 8. August nach Wolvevlei im Distrikt Middelburg. Tag und Nacht mußten sie durchreiten, und es glückte ihnen, von drei englischen Kolonnen verfolgt, nach einem kurzen Gefechte auch die Parallelbahn, und zwar nordwestlich davon, bei Bethesda zu überschreiten. Nun aber waren ihnen englische Kolonnen zuvorgekommen und verlegten den Weg nach Nordwesten, während im Norden die Blockhauslinie alarmiert und bei Naauwpoort nicht durchzukommen war. Man war dem Feinde so nahe, daß man die Signale der Hornisten verfolgen konnte. Wir mußten also südwärts zurück nach Middelburg. Der Übergang über die Eisenbahn gelang auch, trotzdem eine englische Kolonne und zwei Panzerzüge uns den Übergang zu verwehren suchten.

An der Grenze von Cradock und Middelburg trennte sich Lotter von uns, um die Verfolger zur Teilung ihrer Kräfte zu zwingen, und zog nach Station Fischrivier. Aber beiden Teilen ging es nach der Trennung schlecht. Botha zog nach Quaggashoek und wurde von sechs englischen Kolonnen des Generals Hunter, die ihm folgten, in unbekanntem Terrain umzingelt. Nur mit Mühe konnte er sich auf einem Fußwege, den Truppen aus Graaf Reinet besetzt hatten, durchschlagen und nach Middelburg gelangen, von wo er nach Tarkastad weiterzog. Wunderbarerweise hatten wir keine Verluste außer ein paar toten Pferden und ein paar leichtverwundeten Bürgern.

Lotters Gefangennahme und Tod.

Lotter hatte sich bei dem heftigen Regen, der Tag und Nacht unaufhörlich herabrann, auf der Farm eines gewissen van Niekerk bei Petrusville einen Unterschlupf gesucht. Dieser van Niekerk spielte aber den Judas Ischarioth und meldete General Scobel, daß sich Lotter bei ihm befände. Lotter hatte, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seines Gastgebers, keine Posten ausgestellt und

wurde so in seiner Scheuer völlig überrascht. Die Engländer konnten ihn mit leichter Mühe samt seinem Verstecke in Grund und Boden schießen. Nach kurzem Kampfe sah Lotter, daß Widerstand vergebens war, und ließ die weiße Fahne aufziehen. Der erste, der das unternahm, wurde von den Engländern niedergeschossen; die beiden Brüder Foster, die ihm folgten, erfuhren dasselbe Schicksal — jedenfalls infolge „Versehens", obwohl die Engländer dicht vor der Scheuer standen. Nur ein paar von Lotters Leuten entkamen, der Rest ergab sich, nachdem von den 100 Mann 60 getötet oder verwundet waren. Die Feldkornette Krüger, Schoenman und Breet, drei Kapkolonisten, wurden ebenso wie Lotter selbst und sein Leutnant Wolfaart zum Tode verurteilt und zu Middelburg in Gegenwart aller Bewohner erschossen, die übrigen zu Zwangsarbeit oder Gefängnisstrafe (Lotters Bruder, Dr. Lotter, erhielt 7 Jahre Zwangsarbeit) verurteilt, zum Teil selbst in ehrloser Weise geschlagen. Inzwischen hatte Botha durch eine Expedition seines Feldkornetts van Heerde nach Tarkastad wieder Pferde für seine Fußgänger bekommen und konnte so seine Verfolger abschütteln und nach Molteno gelangen.

---

3. Im Freistaate.

Hauptkommandant-Assistent Kritzinger war, wie erzählt, schon vor einiger Zeit durch General French durch Aufbietung von 30000 Mann nach dem Freistaate zurückgetrieben worden. Er hatte gehofft, in dem Grenzdistrikte Rouxville, der durch seinen Reichtum an Mais das gelobte Land für die „Pferdekommandos" war, sich etwas erholen und dann von neuem in die Kolonie einfallen zu können. Aber man gönnte ihm keinen Tag Rast, und seine Pferde waren ruiniert. Hier in Rouxville traf General Smuts*) zu ihm auf dem Wege in die

*) Siehe den Bericht von General Smuts. D. H.

Kapkolonie, und es wäre von großer Bedeutung gewesen, wenn beide Männer zusammen hätten gehen können. Aber Kritzinger war durch seine abgetriebenen Pferde völlig lahm gelegt; schließlich sah er keinen anderen Weg, zu frischen Pferden zu kommen, als den, sie dem Feind abzunehmen.

Ein nächtlicher Überfall.

65 seiner Bürger zogen unter Kommandant Wessels nachts aus, um das kleinste der feindlichen Lager zu überfallen; aus Versehen gerieten sie an das größte, was sie glücklicherweise erst bemerken, nachdem sie ihr Ziel erreicht hatten. Zu Fuß schlichen sie das Lager an, nachdem sie ihre Pferde in einem sicheren Versteck zurückgelassen hatten, nahmen die Wache gefangen, ohne einen Schuß abzufeuern, und überfielen die Offiziere in ihren Zelten. Es dauerte geraume Zeit, bis das Maxim in Thätigkeit trat. Liebenberg, ein Lehrer aus der Kapkolonie, fiel, durch eine Maximkugel getroffen. Bald war die Bedienungsmannschaft niedergeschossen. Neue trat an ihre Stelle, aber nun glückte es einem Bürger, rasch auf das Geschütz zuzueilen und ihm eine andere Richtung zu geben. Unterdessen wurde auch die neue Bedienungsmannschaft niedergeschossen. Es war ein furchtbar blutiges Nachtgefecht, das 2 Stunden dauerte. Auch der englische Oberst Murray, der die Kolonne führte, fiel. Wir eroberten eine Armstrongkanone und zwei Handmaxims mit der nötigen Munition. Leider waren fast alle Zugtiere und Pferde im Gefechte getötet worden, und so mußten wir uns darauf beschränken, die Geschütze mitzunehmen. Alle Wagen mußten zurückbleiben, jedoch versahen wir uns reichlich mit Munition und sonstigen Vorräten und nahmen Gewehre mit, so viel wir konnten. Besonders zeichnete sich ein deutscher Mitkämpfer aus, der einem der Offiziere den Säbel entriß und zehn oder zwölf Mann damit niederschlug.

Nun nahte Verstärkung von allen Seiten, und wir zogen uns schleunigst zurück, noch lange begleitet von dem schrecklichen Jammern und Stöhnen der verwundeten Mannschaften und

Tiere. Die englischen Hilfstruppen konnten in der Nacht nichts mehr thun, als die Vernichtung der Kolonne Murray konstatieren, die Toten begraben und die Verwundeten versorgen. Aber am anderen Morgen mußte sich unser ganzes Kommando vor ihrer vereinigten Kraft zurückziehen, und das ging sehr langsam, da die erbeuteten Maulesel, welche die Geschütze zogen, ebenso ermattet waren wie unsere Pferde. Die englischen Truppen hatten uns bald eingeholt und beschossen uns auf dem Marsch. Artilleristen, die mit den Geschützen umgehen konnten, hatten wir nicht, und so mußten wir leider diese Beute wieder aufgeben, nachdem wir sie soviel wie möglich vernichtet hatten. Es gelang den Verfolgern sogar, einige unserer Leute gefangen zu nehmen, darunter den Deutschen, der in der Nacht so tapfer gefochten hatte. . . . Man hatte Whisky erbeutet, und das rächte sich jetzt.

Eine aufopfernde That.

Das Kommando zog nun nach dem Caledonfluß und wäre hier beinahe vernichtet worden. 600 Meter jenseits des Flusses hatten die Engländer eine feste Stellung auf einem Kopje, ohne daß wir sie bemerkt hatten. Ein Teil des Kommandos war schon durch den Fluß gezogen, der Rest im Begriff zu folgen, da kamen die beiden Späher, die wir vorausgesandt, auf das erwähnte Kopje, und von allen Seiten rief es plötzlich: „Hands up" (Hände hoch). Die beiden Kundschafter waren verloren. Wenn sie einen Versuch zur Flucht machten, wurden sie niedergeschossen; wenn sie sich aber ergaben, dann lief das Kommando ahnungslos in die Hände des Feindes. Die zwei Männer beschlossen darum, sich zu opfern und wandten sich zur Flucht. Unter dem Feuer der Engländer brach der eine tot, der andere verwundet zusammen, aber das Kommando war gewarnt. Unter großen Schwierigkeiten — denn der Fluß war im Steigen —, aber wunderbarerweise, ohne daß ein Mann oder ein Pferd auch nur verwundet wurde, zog man sich zurück und gelangte an anderer Stelle über den Fluß. Ungehindert kamen wir auch bei Sprinkhaansnek — der Paß ist seit de Wets Durchbruch vom

14. Dezember 1900 berühmt*) — über die Blockhauslinie Bloemfontein-Thabanchu-Sprinkhaansnek-Ladybrand, nahmen den Barolongs, einem schwarzen, von den Engländern bewaffneten Stamme, Tausende von Kühen und Schafen weg, die sie den Buren geraubt hatten, und rasteten im Distrikte Ladybrand.

Besuch des Präsidenten Steijn.

Sonntag, den 3. Oktober, machte Kritzinger dem Präsidenten Steijn, der sich auf der Farm von L. Müller im Distrikte Bethlehem befand, einen Besuch, und am Sonntag darauf erwiderte der Präsident diesen Besuch, indem er in unser Lager nach Ladybrand kam. Es gab einen feierlichen Empfang. Auch die Bürger des Distriktes hatten sich dazu soviel wie möglich eingefunden. In Reih und Glied zogen wir nach der Wohnung des Landdrostes und defilierten vor dem Präsidenten. Nachdem wir abgestiegen waren, hielt der Präsident eine Ansprache. Er betonte, es sei ihm eine große Ehre, die Brüder aus der Kolonie auf dem Boden des Freistaates zu begrüßen und fuhr dann fort:

„Jeder Bürger des Oranje-Freistaates muß euch als Brüder begrüßen, und die es nicht thun, sind nicht wert, Bürger genannt zu werden. Wir sehen, was ihr für uns übrig habt, und wir fühlen, daß es Bande des Blutes sind, die uns verbinden. Ihr wißt, wie England mit Hinterlist uns zu verderben gesucht hat; wie es unsere Frauen und Kinder gefangen nimmt und nach dem Mörderkampen sendet; wie es unsere Höfe verbrennt und unser Vieh mordet. Ochsen, Pferden und Schafen schneidet man den Kopf ab oder reißt ihnen die Zunge aus dem Hals; in die Trümmer der verbrannten Häuser schleift man das tote Vieh, damit der Grund verpestet wird durch die toten Tiere und die Stätte, wo das Haus stand, für alle Zeit unwohnbar bleibt. Die Engländer wollen die Afrikaner-Nation ausrotten, und ihr, Brüder, kommt uns zur Hilfe. Wir können euch dafür nicht

*) Die genaue Darstellung dieses Vorganges siehe in Band III² von „Im Kampf um Südafrika", S. 150—154. D. H.

dankbar genug sein. Es ist schrecklich, wieviel eurer Bürger in verräterischer Weise schuldig erklärt und mitleidlos ermordet werden. Jeder Rebellenoffizier, der gefangen genommen wird, muß es mit dem Leben büßen, wie es mit Kommandant Lotter in Middelburg im Angesicht so vieler Zuschauer nun wieder geschehen ist. Aber alle die Greuel müssen geschehen, um uns zu einer großen Afrikaner-Nation zu machen. Es ist noch nicht so weit, aber es wird so weit kommen, und dann wird die Welt auch von all den Greueln hören, die das erreicht haben. Wir wollen keinen Frieden machen, ehe nicht ein vereinigtes Südafrika ausgerufen werden kann. Dann werden wir auch euch nicht vergessen."

Nach dieser kurzen, eindrucksvollen Ansprache hielt Pfarrer Kestell*) einen Gottesdienst, dem eine Menge Bürger, Frauen und Männer beiwohnten. Feurige Gebete stiegen auf zum Himmel für die Bürger und für die Ausländer, die mitstritten in dem Kampfe für die Freiheit und Unabhängigkeit Südafrikas.

Neue Ausrüstung.

Am 23. November 1901 wurde der Rückweg nach der Kapkolonie angetreten. Viele Frauen kamen und brachten uns Brot und Zwieback für die Reise. Zudem schlachteten wir 2 Ochsen, schnitten das Fleisch in Streifen, salzten es und ließen es an der Sonne trocknen; das war der Lebensretter „Biltong". Wir waren 110 Mann unter Hauptkommandant-Assistent Kritzinger, Kommandant Wessels und Kapitän Rautenbach. Unsere Stimmung war sehr zuversichtlich; das Lager tönte abends wieder von Gesang, Gerrit Scheepers dirigierte. Auch eine neue Einteilung unserer Schar unter die Feldkornette und Korporale wurde vorgenommen. Der Feldkornett hat für die Beschaffung des Proviants und aller Bedürfnisse der Bürger und für die richtige Ausstellung der Wachen zu sorgen. Der

*) Siehe darüber Kestells Erinnerungen Band III² von „Im Kampf um Südafrika", S. 206 und 207. D. H.

Feldkornett-Assistent vertritt ihn, wenn er verhindert ist. Der Korporal steht unter dem Feldkornett und ist der Führer der jeweils auf „Brandwache" (Vorposten) ziehenden Bürger.

Besuche bei Landesverrätern.

Wiederum zogen wir, in Gliedern zu zwei und zwei, durch den Sprinkhaansnek, überall geleitet von den Lichtern der Blockhäuser. Etwa 1000 Meter von den Blockhäusern entfernt, wohnte noch ein Bur in vollem Genusse seines Besitzes und Freiheit. Daß das nur ein Spion der Engländer sein konnte, ist selbstverständlich. Was aber die Seinen vor den vaterlandsliebenden Bürgern durch seinen Verrat voraus hatten, glichen wir dadurch aus, daß wir alles, was wir brauchen konnten, Lebensmittel, Decken, Kleider u. s. w. bis zum letzten Stück wegnahmen. Auf die Frage, was sie anziehen müßten, erhielten sie die Antwort: „Die euch beschirmen, werden euch wohl auch kleiden." Ein paar kleine Kaffernjungen erzählten gerade, daß ganz in der Nähe sich noch eine Farm unter dem Schutze der Engländer befinde, auf der auch Pferde vorhanden seien. Hier spielte sich dasselbe Schauspiel ab. Und nun ging's über die Blockhauslinie, nur 25 Meter von dem einen Blockhaus entfernt. Die Bürger hätten gerne gestürmt, aber der Hauptkommandant erlaubte es nicht, da das ohne Verlust kaum zu machen war. Die Drähte, welche das eine Blockhaus mit dem andern verbinden,*) wurden durchschnitten, und wir hörten den Schuß, der dabei jedesmal losging, um die Engländer von der Anwesenheit von Buren zu unterrichten. Bis aber die überraschten Engländer das Feuer eröffneten, waren wir schon 3000 Meter entfernt.

4. Wieder auf dem Wege in die Kolonie.

Ohne weiteres Hindernis kamen wir bis in die Nähe der Jammerbergsfurt (in der Nähe von Wepener), wo sich eine

*) Näheres über diese Verbindungsdrähte siehe auch S. 120. D. H.

Brücke über den Caledonfluß befindet. In dieser Gegend mußten wir auf einen Überfall des Feindes jederzeit gefaßt sein, so daß wir, wenn wir Rast machten, gewöhnlich unsere Pferde „spannten", d. h. die beiden Vorderfüße durch Riemen zusammenbanden. Wenn die Brücke bei der Jammerbergsfurt nicht besetzt war, konnte man geradewegs über Aliwal North in die Kapkolonie einziehen. Man mußte also Erkundung einziehen. Unsere Kundschafter meldeten bald, daß die Brücke besetzt und stark verschanzt war. Aber die Besatzung wußte nichts von unserer Annäherung, wie sich aus der Thatsache ergab, daß ihre Pferde frei im Felde liefen. Unsere Kundschafter brachten gleich einige davon mit, die sie erbeutet hatten, und da diese Pferde in ausgezeichnetem Zustand waren, so beschloß der Hauptkommandant, einen Versuch zu machen, auch die übrigen des Morgens, wenn sie ins Feld gelassen wurden (nachts wurden sie ins Lager gebracht), zu erbeuten. Des Morgens um 4 Uhr zogen 20 unserer Leute aus, um diese That zu unternehmen. Aber um 7 Uhr ritt von dem feindlichen Lager eine Patrouille von 15 Mann aus, welche unseren Plan entdecken mußte, wenn wir sie nicht in aller Stille gefangen nahmen. Der Mangel an Disziplin brachte den ganzen schönen Plan zum Scheitern. Ein Bur schoß zu früh, die Patrouille ritt in fliegendem Galopp zurück, und die Engländer wußten nun, daß ein Burenkommando in der Nähe sei; sie brachen ihre Zelte ab und zogen sich mit ihrem Wagen in ihre Verschanzungen zurück. Unsere kleine Abteilung mußte nach kurzem Gefecht weitere Versuche aufgeben.

Ein Umweg wird nötig. Mangel an Lebensmitteln.

Der nächste Weg in die Kolonie war nun abgeschnitten; wir mußten den Caledon entlang, um in der Nähe seiner Mündung einen Übergang über den Oranje zu suchen. Dadurch hatten wir noch mindestens 6 Tage zu marschieren. Unsere Lebensmittel waren aber zu Ende, Tiere gab's in der ganzen Gegend nicht mehr, eine Patrouille wurde uns weggefangen, und am 29. November wurden wir zudem nach einer schrecklichen Nacht, in welcher wir uns ohne Weg und Steg über steiniges

Land und durch einen kleinen Bach in völliger Dunkelheit abgequält hatten, von einer 1500 bis 2000 Mann starken Reiterabteilung überfallen. Feldkornett Grenout mit 15 Mann vertrieb die Besatzung des einen „Randes", während Kritzinger mit 30 Mann den anderen in die Flanke fiel. Wir eroberten die Munitionswagen und fanden da reich vertreten eine Menge von Dingen, die uns sehr zu gute kamen, so z. B. Kleider, Regenmäntel, Cigarren u. s. w. — nur das nicht, was uns am meisten mangelte, nämlich Proviant. Die Wagen mußten wir schließlich stehen lassen, da die Deichseln brachen und die Engländer uns immer noch beim Abzug mit ihren Bombenmaxims zusetzten. Diese Bombenmaxims hatten die Engländer von uns kennen gelernt und sie wegen der Verwüstung, die sie beim Beginn des Krieges in ihrer Mitte anrichteten, „Todesglocken" genannt. Seitdem machten sie eifrigen Gebrauch davon. Aber es ist merkwürdig, wie wenig Buren überhaupt durch Geschützfeuer gefallen sind. Diese Thatsache erklärt sich zumeist aus der schlechten Munition der Engländer, denn gerichtet waren die Geschütze wenigstens in dieser Zeit des Krieges meist auffallend gut. Bei der Berechnung der Entfernung leisteten verräterische Afrikaner dem Feinde ihres Volkes gute Dienste. Diesen treulosen Buren und den Kaffern haben die Engländer gar viel von ihren Erfolgen zu verdanken.

Unser Verlust war sehr schwer. Zwei tapfere Bürger, Feldkornett Grenout und J. de Bruyn, ein Kolonist aus dem Distrikt Viktoria-West, waren gefallen; dazu war, wie schon erwähnt, eine Patrouille von 4 Mann gefangen, unter denen sich van Heerde befand, ein ausgezeichneter Späher, der den Engländern viel Schaden zugefügt hat. Wie er selbst erzählte, war ein Preis von 100 Lstrl. auf seinen Kopf gesetzt. Einem Gerüchte nach wurde er später erschossen; wir konnten nichts mehr von ihm erfahren. Als die Engländer abzogen, teilten sie heliographisch den anderen Kolonnen, die sich auf der Jagd nach uns befanden, mit, wo wir waren, aber wir brauchten uns vor

ihnen nicht allzu sehr zu ängstigen, denn bei den großen Wagen voll Lebensmitteln für Soldaten und Pferde, welche die Engländer mit sich führten, konnten sie uns schwer einholen. Immerhin kamen wir erst mittags um 4 Uhr nach 11stündigem Ritte zur ersten Rast. Unser Feldgeistlicher, Pfarrer Macdonald, dankte hier für die Rettung aus der großen Gefahr und betete, daß eine höhere Hand die Bürger sicher geleiten möge. Der Hauptkommandant sprach den Bürgern seine Anerkennung aus für ihre Tapferkeit.

Entbehrungen.

Bei Sonnenuntergang stieg man wieder in den Sattel und ritt in der kalten, regnerischen Nacht bis 12 Uhr. Kein Streichholz durfte angesteckt werden, um dem Feind keinen Fingerzeig zu geben. Den Genuß des Rauchens uns auch noch zu versagen, nachdem wir ohnehin schon drei Tage nichts zu beißen hatten, fiel uns schwer, aber lieber darauf verzichten, als gefangen werden. Die Gefahr, in Feindeshand zu fallen, war immer noch größer, als die, zu verhungern, denn 10—12 Kolonnen zu je 1500—2000 Mann umschwärmten uns, und man setzte alle Kräfte ein, um diesmal Kritzinger nicht entkommen zu lassen. Vier Stunden voneinander entfernt, zogen sie heran, wobei immer drei Kolonnen die gleiche Richtung einhielten und sich in der Verfolgung ablösten.

Noch eben entkommen.

Ich sah selbst von einem hohen Berg, den ich am 30. November, wo ich Patrouille ritt, erstieg, die Staubwolken der marschierenden Kolonnen von allen Seiten nahen, und in ihre Betrachtung versunken, merkte ich nicht eher, daß der Fuß des Berges, auf dem ich stand, auch vom Feinde besetzt war, als bis mir die Kugeln um den Kopf flogen. Nur durch rasche Flucht rettete ich mich mit meinem Kameraden. Gegen Abend fanden wir fließendes Wasser und schüttelten hier Staub und Sorgen ab. Ein erquickendes Bad! Man vergaß fast, daß der Feind in der Nähe war. Aber der Hunger!

Blockhäuser und elektrische Stacheldrähte.

Noch am selben Abend mußten wir über die Eisenbahn weiter nach Westen. 14 Drähte von 1 cm Dicke mußten durch-

schnitten werden, und dann stürmten wir hinüber, natürlich nicht, ohne daß es die Engländer erfuhren, denn die elektrischen Drähte brachten beim Durchschneiden einen Schuß in dem nächsten Blockhaus zur Entladung; daß die Drähte elektrisch waren, konnten wir auch daraus ersehen, daß in der Ferne blaue Funken aufsprangen, wenn sie die Pferde mit den Hufeisen berührten. Wir erlitten hier keine Verluste. Der gepanzerte Zug, der herbeieilte, kam zu spät, und die Schüsse aus den Blockhäusern verfehlten ihr Ziel. Am Morgen fanden wir auf einer verwüsteten Farm ein paar Tausend Garben Korn, so daß unsere Pferde wieder versorgt waren. Aber wir selbst kamen nicht einmal zum ruhigen Kaffeekochen; zweimal störten uns starke Kaffernabteilungen unter englischer Führung mitten in der Arbeit, indem sie uns von starken Schanzen aus beschossen. Beim zweiten Male ergriffen wir zum Scheine die Flucht und besetzten vortreffliche Stellungen. Die Kaffern, die uns daraufhin verfolgten, wurden zum großen Teile umzingelt und sofort erschossen; die anderen ergriffen die Flucht.

Hilfe in der Not.

Montag, 2. Dezember. Wir sind im Distrikt Philippolis. Es kommt unerwartete Hilfe. Eine große Herde Springböcke wird überrascht; wir schießen 36 davon nieder. Mit dem Hunger ist's nun vorbei. Es ist aber auch höchste Zeit gewesen, am Tage vorher war einer der Bürger vor Hunger ohnmächtig geworden. Wo viel ist, kommt viel hin, darum bringen jetzt unsere Kundschafter von einem Ritte auch noch drei fette Ochsen mit. Wir haben nun Überfluß und beschließen, drei Tage hier zu bleiben, um ihn zu genießen. Es giebt aber auch Schlecker unter uns, die noch nicht zufrieden sind und zu dem Fleisch noch gern Brot oder „milies" gehabt hätten.

Ein Denkmal der Schande.

5. Dezember: Man kommt nach Lubbes Farm. Hier haben sich die civilisierten Engländer für alle Zeit ein Denkmal der Schande gesetzt. Hinter der Farm lag Frau Lubbe begraben. Der Marmor-Grabstein ist zerschlagen, die Totenlade herausgerissen und aufgebrochen und die Leiche, die schon 4 Jahre

hier begraben war, verstümmelt. Es ist das nicht der einzige Fall, wo so etwas vorgekommen ist. Man öffnete mehrfach die Gräber unter dem Vorwand, daß die Buren hier Munition versteckt hielten, was absolut unwahr ist.

Am 7. Dezember kommen wir in die Nähe des Oranje, aber die Kundschafter melden, daß der Fluß „voll" und daher unpassierbar ist. Da wir mindestens drei Tage warten müssen, bleiben wir drei Tage lang bei General Hertzog, dem Oberbefehlshaber im südöstlichen Freistaate, dessen Kommando wir hier getroffen haben. Am 10. abends lassen wir die Kaffern, welche unsere Handpferde führen, Tänze aufführen*) und amüsieren uns köstlich.

---

5. Zum dritten Male in der Kolonie.

Feiglinge.

Mittwoch, den 11. Dezember. Einer der Kundschafter meldet, daß der Fluß zu passieren ist. Wir brechen auf. Aber von drüben schießen Hottentotten aus ihren Verschanzungen. Wir ziehen weiter flußabwärts. Die nächste Furt, die Zandrift, ist von Khakies besetzt. Kapitän Gerrit Scheepers und 8 Freistaater bleiben hier zurück, trotzdem der Hauptkommandant ihnen ihre Feigheit vorhält und ihnen sagt: „Ihr müßtet den Bürgern aus der Kolonie ein Vorbild geben, und nun zieht ihr euch zurück, ohne das Wasser des Oranje getrunken zu haben."

Der Übergang über den Oranje.

Die übrigen beginnen am Abend den Übergang. Zuerst klettern drei Bürger das Ufer hinab und suchen, völlig entkleidet, nach einer seichten Stelle. Das ist eine schwere Arbeit, zumal es dunkel ist, und es dauert auch lange, ehe eine sichere Furt gefunden ist. Nun gingen 10 Bürger, ebenfalls völlig nackt mit ihren Pferden ins Wasser, um den Übergang an der angewiesenen

*) Welche Auffassung das alte Geschlecht der Buren von einer solchen Belustigung im Felde hatte, lese man in Krügers „Lebenserinnerungen", S. 87. D. H.

Stelle zu versuchen. Der eine hält sich an der Mähne, der andere am Schwanze seines Pferdes. Alle 10 kommen gut hinüber, der Rest folgt. Aber bis alle drüben sind, bricht bereits der Tag an, denn der Fluß hat starken Strom, und es erfordert viel Mühe, sich gegen das Abtreiben zu wehren. Mancher, der auf seinem Pferde durchzuschwimmen versucht, wird herabgerissen, ehe er halbwegs ist, und vielfach ist Hilfe nötig; das Geschrei derer, die ihre Pferde antreiben, und derer, die in Gefahr sind zu ertrinken, ist ohrenbetäubend. Ein kleiner Kaffernjunge ist vom Strome fortgerissen und auf einer Sandbank gelandet. Er schreit jämmerlich um Hilfe. Die nassen Kleider werden wieder angezogen, d. h. so weit man noch solche hat, denn manchem Bürger waren sie weggeschwommen. Und nun reitet man dicht am Fuße eines Berges dahin, jeden Augenblick darauf gefaßt, von droben begrüßt zu werden durch die Kugeln der Hottentotten, die hier Verschanzungen hatten. Aber die Schanzen sind leer. Bei dem Geschrei, das wir machten, haben die tapferen Verteidiger sicher gedacht, eine große Armee sei im Anrücken, und sind geflüchtet.

Wir sehen wieder Frauen.

Gleich am ersten Tage, da wir uns auf dem Boden der Kapkolonie befanden, kamen unsere Pferde schon zu gutem Futter. Wir fanden auf einer Farm einen großen Vorrat von Korngarben, und jeder nahm sich fünf davon mit, die er vor sich auf sein Pferd legte. Hier sahen wir auch zum erstenmal wieder weibliche Wesen, im Oranjefreistaat waren ja fast alle Frauen gefangen. Die Frauen, die wir hier trafen, besorgten uns eine gute Tasse Kaffee, was uns eine rechte Erquickung war. Einen kleinen Sack Mehl erwarben wir hier käuflich und verteilten ihn unter uns, um Brei davon zu kochen. Zu einer ungestörten Mahlzeit kam's aber nicht, denn kaum war der Brei fertig, so stürzten die Vorposten herbei und meldeten, daß die Engländer direkt auf die Farm zukämen. Man trennte sich nicht gern von den Breitöpfen, aber schließlich war man doch gezwungen, sich zu beeilen, um in Stellung zu kommen, denn der Feind war

bedenklich nahe und beschoß uns bereits beim Abzuge. Mancher hatte in der einen Hand seinen Maistopf, in der anderen sein Gewehr und wußte nicht, welchem von beiden er mehr Aufmerksamkeit zuwenden solle. Ich ließ meinen Topf fallen, als ich satt war, sah aber gerade noch, wie ihn ein anderer hinter mir wieder aufhob, um auch den Rest, der noch darin war, nicht verderben zu lassen. Der Weg, auf dem wir uns zurückzogen, war eine schmale, eine Stunde lange Bergschlucht. Leicht hätte uns der Feind den Ausweg versperren oder uns von seitwärts überfallen können, aber unser Führer hatte auch dafür Vorsorge getroffen und nach beiden Seiten Leute vorausgesandt. Wir kamen ungefährdet hindurch. Und nun, wo wir zum Kampfe gerüstet waren, gab der Feind die Verfolgung auf. Gleich darauf kamen wir auf eine Farm, wo Hafer in Überfülle stand. Die Pferde grasten lustig, und wir benutzten die Gelegenheit, um einige Schafe zu schlachten, Fleisch zu braten und Kaffee zu kochen.

Wir verlieren unseren Pfarrer.

Am Abend mußten wir weiter, denn die Gegend war nicht sicher, und wir zogen absichtlich des Abends, um unsere Spur zu verwischen. Um 11 Uhr kamen wir auf Venters Farm im Distrikte Colesberg und hörten hier, daß 300 Reiter hier gewesen seien, die von unserem Herankommen wußten. 10 Minuten später lagen wir unter den Decken und schliefen; morgens um 2 Uhr sollte es weitergehen. Aber es kam früher dazu; unsere Vorposten wurden kurz darauf überfallen, und das Siegesgeschrei der Feinde schreckte uns aus dem Schlaf. Ruhig und überlegt gab Kritzinger seine Befehle. Wir verließen die Farm sofort und suchten einen Ausweg, da wir nicht wußten, wie stark der Feind war und Umzingelung fürchteten. Wir entkamen aber alle, mit Ausnahme von Pfarrer Macdonald, der bei seiner Kurzsichtigkeit dem Feinde in die Hände lief.

Gehetzt.

Die ganze Nacht zogen wir nun wieder nordwärts. Niemand wußte einen Weg. Nur die Feuer der Engländer boten uns eine Möglichkeit, uns zu orientieren. Einmal ritten wir aber

doch direkt auf ein englisches Lager zu und wären auch hineingeritten, wenn nicht glücklicherweise gerade einer der englischen Posten seine Pfeife angezündet und wir daran gesehen hätten, daß wir an der verkehrten Adresse waren. Erst am anderen Morgen konnte man einen Augenblick rasten, die Pferde blieben gesattelt, und als die Sonne aufging, mußte man schon weiter. Wenn wir wenigstens Zeit gehabt hätten, unsere Pferde zu beschlagen! Hufeisen und Nägel hatten wir auf einer Farm bekommen. Aber da stürmen die Engländer schon an. Wir nehmen Stellung, aber wenn wir hier bleiben, müssen wir umzingelt werden, denn Tausende von Feinden kommen von allen Seiten heran. Also wieder weiter. Auf der Ebene wird die Entfernung zwischen uns und den Verfolgern immer geringer, sie beträgt schließlich nur noch 400 Schritt. Jeden Augenblick steigen wir ab, um zu schießen und die vordersten aufzuhalten. Dann steigen auch sie ab, um zu erwidern. Aber dann fliegen wir wieder in den Sattel und jagen weiter. Es dauert nicht lange, dann sind sie ebenfalls wieder zu Pferd und die Hetzjagd beginnt aufs neue. Gegen eine unglaubliche Übermacht hielten sich so 70 Buren. Und es ist Kritzingers Einfluß zu danken, daß niemandes Mut und Thatkraft sank. 130 abgenutzte Pferde verloren wir auf diesem Zug und ließen sie in Feindes Hand. Wir entkamen auf unseren letzten Pferden. Aber auch der Feind war mit seiner Kraft zu Ende und gab zunächst die Verfolgung auf.

General Kritzinger fällt in des Feindes Hand.

17. Dezember. Die Kolonnen, die sich von allen Seiten heranschieben, drängen Kritzinger gegen die Eisenbahn Port Elisabeth—Kimberley, da, wo sie den Bezirk Hanover durchschneidet. Von dieser Bahnlinie her kommt aber nun noch eine neue Kolonne, der wir mit Mühe ausweichen. Die einzige Rettung bietet ein Überschreiten der Bahn. Es muß trotz der vielen Blockhäuser versucht werden. Feldkornett J. Fraser zieht mit einigen Bürgern voraus, um den Draht zu durchschneiden; das gelingt ohne Unfall. Nun folgt das Kommando. Aber

Van Doornik

Lt. G. Boldingh,
van Doorniks „Maat".

schon setzt auch ein wütendes Schießen aus den Blockhäusern ein. Ein paar Pferde fallen, aber kein Mann wird verwundet auf der ganzen Strecke bis zu den Schienen. Einmal drüben, sind wir so gut wie sicher, denn bis der Panzerzug zur Deckung der Linie ankommt, sind wir schon 2500 Schritte entfernt und können uns rechts auf einem Kopje verbergen. Wir glauben schon, Gott danken zu dürfen für die wunderbare Erhaltung des ganzen Kommandos, da stellt sich heraus, daß gerade beim Überschreiten der Geleise der Artillerieleutnant Gerrit Boldingh schwer verwundet wurde. Boldingh war ein holländischer Offizier und als solcher nach Südafrika gegangen, um den Kampf für Freiheit und Recht mitzukämpfen. Er hatte sich durch seine Tapferkeit die Achtung aller erworben, die mit ihm in Berührung kamen. Ich persönlich verlor in ihm einen lieben Freund. Außerdem stellt sich heraus, daß 7 Mann abgeschnitten und in Feindeshand gefallen sind. Und nun folgt dem ersten Unglück gleich noch ein schwereres. Hauptkommandant Kritzinger will einen Bürger retten, dessen Pferd erschossen ist, und wird dabei, schon 1500 Meter jenseits der Eisenbahn, durch eine Kugel in die Brust verwundet. Wir können ihn unmöglich mitnehmen. Ein Mann geht mit der weißen Flagge nach dem nächsten Blockhaus, um zu fragen, ob die englische Ambulanz General Kritzinger und Leutnant Boldingh aufnehmen wolle. Der Ambulanzzug war bald zur Stelle, und die beiden tapferen Männer werden nach Naauwpoort gebracht. Boldingh starb 2 Tage später; Kritzinger genas von seiner Verwundung. Daß ihn die Eng-

länder erschießen lassen wollten, und wie die ganze Welt sich für das Schicksal dieses edlen Mannes verwandte, ist bekannt.

Unter den Buren herrschte große Niedergeschlagenheit, denn Kritzinger war allgemein beliebt. Die großen Vorzüge des Verstandes und des Herzens, durch die er sich auszeichnete, wurden neidlos überall anerkannt. Und um ihrer willen hatte er auch so großen Einfluß auf seine Leute, daß sein Kommando als das kühnste weithin bekannt war. Das Wiederaufleben des Aufstandes ist zum großen Teil ihm zu danken. Freundlich gegenüber seinen Bürgern, hilfsbereit bis zum äußersten und menschenfreundlich in seinem ganzen Auftreten, war er in den englischen Kolonien gleich angesehen wie in den Burenrepubliken. Von seiner Liebenswürdigkeit und Menschlichkeit stach das brutale Verhalten der englischen Militärbehörden und Offiziere um so schärfer ab, und die Kolonisten, die die Wahl hatten zwischen ihm und einem militärischen Vertreter Englands, waren keinen Augenblick im Zweifel, was sie zu thun hatten. So hatte Kritzinger in der englischen Roheit seinen besten Helfer bei seinem Werke. Hätte er länger thätig sein können, so hätten die Verhältnisse der Kolonie durch ihn jedenfalls eine ganz gewaltige Veränderung erlitten.

Siebentes Hauptstück.

Kommandant Hendrik Lategan.

Von

H. van Doornik.

I. Die Thätigkeit seines Kommandos.

Ebenfalls mit de Wet in die Kapkolonie gekommen, aber dort ebenso wie Kritzinger schließlich völlig selbständig operierend und aushaltend, auch als de Wet schon längst nicht mehr an eine Wiederaufnahme seiner Thätigkeit dort denken konnte, hat sich Hendrik Lategan in der Geschichte der Kapkolonie einen Namen gemacht. Er ist der einzige Rebellenoffizier, der von Anfang bis zum Ende des Krieges ein Kommando geführt hat und verdient schon darum eine besondere Hervorhebung. Bei dem ersten Erscheinen der Buren südlich des Oranje hat er sich ihnen bei Colesberg angeschlossen — nicht etwa als einer, der nichts zu verlieren hatte, sondern als einer, der sehr viel zu verlieren hatte und es auch um seines Volkes willen nun verloren hat.

Gleich damals hatte Lategan 400 „Rebellen" unter sich, und dieses Rebellenkommando ist bei dem Rückzuge Schoemans

den Transvaalern treu geblieben und hat zunächst Fuß für Fuß den Freistaat verteidigen helfen. Am Zandflusse hielten diese „Kapenaars" noch Stand, als bereits alle Transvaaler und Freistaater auf der Flucht waren. Sie blieben auch treu, als sie sahen, wie Tag für Tag mehr Freistaater die Waffen niederlegten. Sie zogen mit bis zur portugiesischen Grenze, wo gar mancher von ihnen, der an das Klima nicht gewöhnt war, dem Fieber erlag, schlossen sich dann General Botha an auf seinem Zuge durch Nordtransvaal um das englische Heer herum und kamen endlich wieder nach dem Freistaate. Hier stellten sie sich unter General Christian de Wet und begleiteten ihn von nun an auf seinen berühmten Zügen in der Hoffnung, bald von ihm in die Heimat geführt zu werden. Lategan war es auch, der, bei einem Aufklärungsritte abgeschnitten, als General de Wet bei seinem zweiten Zuge in die Kapkolonie am Brakflusse in so übler Lage war, mit ein paar Mann die englischen Linien durchbrach und Richter Hertzog aufsuchte, um ihn zur Hilfe zu rufen.*)

General de Wet hatte auf einem Umweg über den Oranjefreistaat wieder in die Kapkolonie zurückkehren wollen und sandte, als ihm das unmöglich wurde, Lategan mit seinem durch Kämpfe und Krankheiten schon stark verminderten Kommando nun zurück nach der Kapkolonie, um dort und zwar zunächst in seinem Distrikte Colesberg selbständig zu operieren. Lategan hat das Vertrauen, das de Wet in ihn setzte, nicht getäuscht. Er hat gefochten wie kaum ein anderer. Sein Kommando war am Ende des Krieges auf 25 Mann herabgesunken, nicht durch Fahnenflucht, sondern bloß durch den Abgang an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Und seine zähe Ausdauer hat manchen ermutigt, auch in der schwierigsten Lage auszuhalten.

Im Kampf mit General Scobell.

Lategan war bis gegen Ende Juni 1901 in den Distrikten

*) Siehe das V. Hauptstück. D. H.

Colesberg und Philipstown und zog krank nun nach Süden: Richmond und Graaff Reinet. Am 19. Juli war er auf der Farm Tweefontein in dem letzteren Distrikte. Am 20. kam hierher eine englische Kolonne unter General Scobell. Ein Kapbur hatte den Verräter gemacht und führte die Engländer. Nach zweistündigem Gefecht wurde Scobell zurückgeschlagen, aber die Buren hatten das Unglück, daß sich ein Teil ihrer Pferde losriß und den Engländern in die Hände fiel. Drei der Bürger, die sich zu nah an die englischen Linien gewagt hatten, um die Pferde wieder einzufangen, fielen ebenfalls in Feindes Hand. Kommandant Lategan und Feldkornett Neser wurden verwundet. Das Kommando zog nun wieder zurück, ging bei Hanover-Road über die Eisenbahn und rastete in Philipstown. Dieser Distrikt war eine Zeit lang völlig in Lategans Händen.

Kommandant Jacobus Neser.

Das Unglück bei Tweefontein war die Veranlassung zur Bildung eines neuen Kommandos aus Lategans Leuten. Neser war schwer durch einen Schuß in der Hüfte verwundet. Kein Haus war da, um ihn aufzunehmen, und kein Arzt, um ihn zu behandeln. So gab ihm denn Lategan 5 Mann zu seinem Schutze, mit denen der schwer Verwundete noch 6 Tagereisen weit reiten mußte, um in den Bergen einen Schlupfwinkel zu finden. Endlich wieder gesund geworden, war es ihm und seinen Begleitern nicht mehr möglich, ihr Kommando aufzusuchen. So zogen sie denn westwärts über die Eisenbahnlinie Kapstadt-Kimberley, die sie bei dieser Gelegenheit aufbrachen, nach dem Distrikte Sutherland und sammelten allmählich ein Kommando von 250 Mann, das sie nach und nach aus den Vorräten der Engländer bewaffneten.

Bittere Worte.

Um über die Bewegungen der Buren sich auf der Höhe zu halten, hatten die Engländer eine Proklamation erlassen, wodurch jeder Bur gezwungen wurde, die Ankunft eines Burenkommandos auf seiner Farm sofort zu melden. Er mußte zugleich mitteilen, ob die Pferde noch gut ausgesehen, ob die

Bürger noch Munition, Kleider gehabt hätten, u. s. w. Zugleich mußte er die Kommandanten über ihre Pläne und Absichten auszuhorchen suchen. Natürlich hatten die Engländer von dieser Zwangsmaßregel manchen Nutzen, aber auch manchen Ärger. Lategan fand auf diese Weise wenigstens Boten, die den englischen Behörden sagten, was er von ihnen dachte. Er sprach sich gerade dann am deutlichsten über die englische Kriegsführung und Verwaltung aus, wenn er wußte, daß alles, was er sagte, gemeldet wurde. Ein Bur konnte infolgedessen auf die Frage des englischen Kommandanten, was er von Lategan persönlich gehört habe, wahrheitsgetreu berichten: „Er sagte, es sei ihm auffallend, daß wohl die Hunde — diese wurden zur Bewachung von Blockhäusern gebraucht — aber nicht die Kaffernmädchen amtlich aufkommandiert würden." Der englische Kommandant hatte keine Lust, diesen Bur noch weiter auszufragen.

Rückzug aus der Kapkolonie.

Ende August sandte General French an Lategan einen Boten, um ihn zu fragen, ob er gewillt sei, die Waffen niederzulegen. Lategan antwortete kurz, das sei eine Frage, die durch General de Wet, seinen Vorgesetzten, entschieden werden müsse, an ihn möge sich French wenden. Am nachdrücklichsten führten damals die Engländer den Krieg durch Proklamationen, deren sie eine ganze Reihe unter dem Schutze der weißen Flagge auch Lategan überbringen ließen. Er weigerte sich, sie entgegenzunehmen, weil er fürchtete, daß das bloß ein Mittel sei, um seinen Aufenthalt festzustellen und etwas über die Stärke seiner Kommandos zu erkunden. Nach den Proklamationen kamen wieder Truppen und zwar so viele, daß Lategan sich gezwungen sah, sich wieder nach dem Freistaate zurückzuziehen. Er versuchte es zuerst bei der Mündung des Teekoeflusses in den Oranje. Hier waren etwa 20 Hottentotten beschäftigt, eine Mine zu legen. Lategan zwang sie, mit Hinterlassung einiger Toten die Flucht zu ergreifen, und erbeutete ihre Pferde und Dynamitvorräte, mußte sich aber bei dem Herannahen englischer Kolonnen über den

Hartzenberg*) zurückziehen und gelangte durch eine andere Furt nach dem Bezirk Philippolis im Freistaate. Da dieser Bezirk jedoch voll von Engländern war, so zog er weiter nach Fauresmith, wo er Richter Hertzog traf, der den Oberbefehl über die Freistaatkommandos im Südwesten führte. Hier blieb er ein paar Tage.

Kommandant Malan.

Am 16. September zieht er aufs neue über den Oranjefluß in die Kapkolonie, teilt hier sein Kommando in kleine Abteilungen und zieht selbst mit 14 Bürgern zwischen Hanover-Road und De Aar über die Eisenbahn, durchstreift Richmond und gelangt nach Murraysburg. Auf dem Wege dahin stößt er auf Kommandant Malan mit Richter Hugo und P. Marais, die ebenfalls selbständig die Kapkolonie durchqueren. Auch Malan hatte General de Wet auf seinem zweiten Einfall in die Kapkolonie begleitet. Er war Leutnant in dem berühmten Späherkorps Danie Therons, das jetzt Jan Theron führte, und mit 25 Mann auf Erkundung gegangen, als de Wet am Oranjefluß eingeschlossen war, und schließlich abgeschnitten worden. Verwegen wie er war, beschloß er, einfach umzukehren und auf eigene Faust in die Kapkolonie einzudringen. An demselben Tage, wo de Wet der Übergang über den Orange glückte, eroberte Malan das Dorf Murraysburg und richtete sich da wohnlich ein. Von der ganzen Bevölkerung unterstützt, behauptete er sich hier mit staunenswertem Geschick und Erfolg. Sein Kommando wuchs rasch an und wählte ihn zum Kommandanten. Er schloß sich jetzt Categan an. Von einer englischen Kolonne verfolgt, gehen sie bei Beaufort-West über die Eisenbahn nach Westen und treffen hier im Roggeveldgebirge General van Deventer. Mit ihm zieht Malan nördlich nach Tontelboschkolk, um General Smuts aufzusuchen, mit dem van Deventer gekommen ist, während Categan die „Arbeitskolonie" aufsucht, d. h. die Nordwestdistrikte, wo meist ärmere Leute

*) Südlich von der Zandfurt. D. H.

wohnen, die das unkultivierte Land dort bekommen haben mit der Verpflichtung, es zu kultivieren. Dort finden wir ihn später wieder unter General Smuts.

---

2. Das Schicksal eines Rebellen aus Lategans Kommando.

Von den tapferen Männern, die Lategan begleitet haben, ruht so mancher bereits im Grabe, schmachtet so mancher im Gefängnis und ist mancher in tiefer Not. Das tragischste Geschick aber traf Willy Louw. Es sei darum hier der Bericht darüber angefügt:

Willy Louw war der Sohn von Pfarrer Louw in Paarl und hatte sich im Distrikte Colesberg als Farmer niedergelassen. Bei der Proklamierung dieses Bezirkes hatte er sich dem Burenheere angeschlossen und wurde Feldkornett bei Lategan. Am 21. September 1901 wurde er mit 6 seiner Mitbürger im Distrikte Philipstown gefangen genommen, als die Pferde vor Übermüdung nicht mehr weiter konnten. Die Gefangenen wurden zuerst in Philipstown ins Gefängnis geworfen, später nach De Aar transportiert und von da nach Graaff Reinet gesandt. Am 24. Oktober stand Louw mit einem seiner Mitgefangenen, A. van Asch aus Johannesburg, vor dem Kriegsrat.

Man fragte ihn, was er für ein Landsmann sei; er antwortete: „Ich bin Kapkolonist."

Man frug weiter, warum er die Waffen gegen die britische Regierung ergriffen habe. Er erwiderte: „Die Engländer konnten uns nicht schützen. Die Buren hatten den Distrikt annektiert.*) Was konnten wir also anders thun, wenn wir aufkommandiert wurden?"

*) Es ist bereits im III. Band von „Im Kampf um Südafrika" (S. 46—48) darauf hingewiesen, daß die „Proklamierung" vielfach als „Annektierung" verstanden wurde (selbst von Milner und Ministerpräsident Schreiner), und manche Kommandanten mögen wenig gethan haben, um dieser Auffassung entgegenzuarbeiten. D. H.

Auf die Frage, ob er wisse, daß auf dieser That die Todesstrafe stehe, erwiderte er mutig: „Ja. Ich habe das schon gewußt, als ich die Waffen ergriffen habe.“ Hätte man ihn auf Grund dieses Verhörs zum Tode verurteilt, so hätte man doch wenigstens eine Entschuldigung gehabt. Aber man wollte ihn mit Gewalt zum Mörder machen und beschuldigte ihn des Mordes an 4 Kaffern. Louw bestritt aufs entschiedenste, so etwas gethan zu haben. Aber ein Afrikaner von zweifelhaftem Ruf, ein gewisser Hans du Plessis, erklärte, auf seiner Farm habe Louw die 4 Kaffern erschossen, und ein Kaffer unterstützte sein Zeugnis. Zwei unanfechtbare Männer, Roelof Viljoen und Adriaan van Zijl schworen zwar, daß Louw unschuldig sei, aber man glaubte dem Kaffer. Ende November wurde Louw zum Tode verurteilt und im Beisein seiner Freunde und Bekannten in Colesberg hingerichtet. Vom Gefängnis aus schrieb er Sonnabend, den 23. November 1901, folgenden Abschiedsbrief an seine Mutter:

„Meine liebe Mutter!

Ich sende Dir den letzten Brief, den Du mir geschrieben hast, hiermit zurück, denn ich muß Euch alle verlassen und gehe nach einer besseren Welt, wo es keinen Kummer mehr giebt. Heute nachmittag muß ich noch dahin abreisen. Es ist der heilige Wille des Herrn, der sich nicht irren kann. Möge er Euch alle, meine Lieben, stärken und Dir und dem lieben Vater beistehen. Ja, Gott hat mir verheißen, daß er Euch stärken wird. Es giebt also kein Hindernis mehr, das mich hier zurückhalten könnte . . . O wenn ich nur mehr gearbeitet hätte für Gott! Von welchem unendlichen Werte ist das Geschenk einer unsterblichen Seele! . . . Unser Vater im Himmel hat diese Dinge zugelassen zu seiner Ehre und zum Ruhme seines heiligen Namens.

Lebe wohl! Auf Wiedersehen, meine heißgeliebte Mutter.“

Und die Schwester von Willy Louw schrieb von Colesberg am 24. November:

„Meine geliebten Eltern!

Ihr werdet Verlangen haben, etwas von der letzten Stunde Eures lieben Sohnes zu hören. Ich habe ihn gestern morgen um $10^1/_2$ Uhr mit Andries und Minna besucht und eine halbe Stunde mit ihm in seiner Zelle verbracht. Die ganze Zeit über hatte er die kleine Minna auf dem Schoße, und Andries saß neben ihm. Es war ihm offenbar eine große Freude, uns zu sehen, und er nannte es eine glückliche halbe Stunde. Er war frisch und aufgeräumt und sprach von der Güte Gottes, der er so viel Gutes verdanke. „Eure Gegenwart hier, diese Blumen, die köstlichen Briefe, die Bibel und über das alles die Gegenwart Gottes: Das sind Geschenke von Ihm." Das sind seine eigenen Worte. Dann fuhr er fort, von dem wunderbaren Frieden zu sprechen, den sein Herz erfülle, und den niemand stören könne. Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann, auf den biblischen Wandspruch deutend: „Wenn Er Friede giebt, wer will Unruhe schaffen?" (Hiob 34, Vers 29.) Als man kam, um uns zu sagen, daß wir uns zurückziehen müßten, stand Willy lebhaft auf und sagte bewegt: „Nun denn, teure Schwester, ich muß dir also Lebewohl sagen." Ich war betroffen von dem Ton, in dem diese Worte ausgesprochen waren. Sie verrieten deutlich den schweren inneren Kampf. Ich antwortete: „Nicht Lebewohl, sondern: auf Wiedersehen, denn Montag oder Dienstag werde ich dich wiedersehen." Aber er nahm von beiden Kindern lang und zärtlich Abschied und sagte, es thue ihm leid, daß John nicht mit uns gekommen sei, dann gab er uns seinen Becher als Andenken für John. Als wir nach Hause gekommen waren, sagte man uns, daß auf dem Marktplatze um $1^1/_2$ Uhr ein Todesurteil verkündet werden solle. Alles war ängstlich gespannt, den Namen des Gefangenen zu ver-

nehmen und wir sahen — den Zug*) mit Willy vorbeigehen. Er ging ohne Zagen würdevoll wie ein Mann mit festem sicheren Schritt dahin. Seine Gesichtsfarbe war lebendig. Nach einigen Minuten war das Urteil verkündigt, und während der Rückkehr war sein Gesicht nicht bleich und sein Schritt noch eben fest. Mein Mann war draußen. Wir erwarteten in atemloser Angst seine Rückkehr. Als er kam, lasen wir das Todesurteil von seinem Gesicht. Worte waren unnötig.

Wir hatten also keine Minute zu verlieren, wenn wir Willy noch einmal sehen wollten. Dana eilte sich, eine letzte Erquickung für Willy zu bereiten, während mein Mann nach dem Stadthause zurückkehrte, um die Erlaubnis zu erhalten, den Gefangenen zu sehen. Er erhielt die Erlaubnis, begab sich hin, kehrte dann wieder zurück, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen und nahm mich nun mit sich. Es war 2 Uhr. Im Gefängnis fanden wir Willy ruhig damit beschäftigt, auf einem Servierbrett die verschiedenen Kleinigkeiten zu sammeln, die er täglich gebraucht hat, um sie durch Boezak zu uns bringen zu lassen. Er stellt das Servierbrett weg, ich schlinge meinen Arm um seinen starken Nacken, und er legt seinen Kopf auf meine Schulter, während ich wiederholt die Worte spreche: „Und ob ich auch wanderte im finsteren Thale des Todes, fürchte ich mich nicht, denn du bist bei mir . . . . .“

Endlich setzen wir uns, mein Mann zu seiner Rechten, ich zu seiner Linken. Alles, was Willy zu uns sagte, war eindrucksvoll und voll tiefen Gefühles. Er bezeugte uns sein festes Vertrauen auf Christi Verdienst. Er sagte uns, daß er bereit sei, seinem Gott zu begegnen, und sprach von der Hoffnung der Herrlichkeit. Er sagte weiter, wie dankbar er

*) d. h. der Zug der Soldaten, welcher den Gefangenen zum Marktplatze führte, wo das Urteil öffentlich verkündigt wurde. D. H.

Gott sei, daß er 25 Jahre gehabt habe, um sich auf den Tod vorzubereiten, und daß er nie allein gewesen sei. Wir sahen, wie der Heiland ihm teuer geworden war, daß die Gegenwart Gottes für ihn eine Realität war, und wie Gott ihn wunderbar gestärkt hatte. Was ihn betrübte, war der Schmerz, welchen Ihr, lieber Vater und liebe Mutter, Georg und wir alle durchmachen müßten. Er ermutigte uns, diese Prüfung mit Stärke zu ertragen, und sagte, daß er Gott gebeten habe, uns und die arme Coy Hanni zu stärken. Dann beteten wir zusammen, worauf ich den Vers zitierte: „Jesus, Seelenfreund, laß' nach deiner Brust mich fliehen, wo die Flut so hoch geht! Hilf mir, bis der Sturm des Lebens vorbei ist. Sicher bin ich in des Himmels Schutz: dort nimm einst meine Seele auf."

„Fühlst du dich sicher in Jesu Armen, mein geliebter Willy?" frug ich. „Gewiß," antwortete er, „völlig sicher. Ich habe diesen Schutz auch nicht mehr lange nötig, ich habe nur noch ein paar Schritte, dann bin ich in der Herrlichkeit." Wir sprachen dann vom Übergang des Jordans nach dem gelobten Lande, und mein Mann wiederholte: „Und wenn ich auch wanderte im Thale der Todesschatten, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir." Die Ruhe und der Ernst, mit dem Willy zuhörte und selbst die Worte nachsprach, war wunderbar und bewundernswert. Ich nahm nun die Bibel, die er gewöhnlich gebrauchte, und las ihm Offenbarung 21, Vers 1—5 und Vers 27 vor.

Dana hatte ihm eine Tasse Kaffee nach seiner Mahlzeit gesandt, und seine letzten Abschiedsgrüße aussprechend, sagte er: „Danket ihr dafür, aber ich habe jetzt kein Verlangen nach Kaffee, ich habe etwas Besseres." Ich antwortete: „Du willst wohl sagen, daß du von dem lebendigen Wasser geschmeckt hast, das fließt aus Gott und klar ist wie Krystall." „Ja," antwortete er, „das ist es."

Wir wechselten noch mehr ergreifende Worte, aber das

Willy Louw.

muß Euch genügen, lieber Vater und liebe Mutter. Ich möchte, daß ich Euch die Liebe übergeben könnte, die er mich zu übermitteln gebeten hat. Nehmt sie, wenn das möglich ist, und dankt Gott für diesen Schatz. Willy hat uns gebeten, unserem Vater als eine Botschaft, die von ihm kommt, die Worte Jesaia 41, Vers 10, zu überbringen: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir. Zittere nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch. Ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Für Mutter hat er mir seine Bibel anvertraut mit der Botschaft, von der sie ihm geschrieben hat, daß sie ihn in seiner Einsamkeit begleiten möge. Er hat den Rat befolgt, welcher ihm in der That ein guter Gesellschafter gewesen ist, und ist nicht müde geworden, ihn immer wieder zu lesen.

Er sandte nun Euch allen seine herzlichsten Grüße, indem er alle Namen einzeln nannte, und sagte, es thue ihm leid, daß wir so traurig seien. Wir müßten seinen Tod als die Verpflanzung eines Lebens betrachten. Ehe wir schieden, ließen wir uns auf die Kniee nieder und beteten: er zuerst, dann ich und zuletzt mein Mann. So, lieber Vater und liebe Mutter, haben wir ihn begleitet bis zur ewigen Wohnung. Schon bereitstehend um aufzubrechen, sagte er uns noch: „Vergesset nicht: In der heiligen Zurückgezogenheit der Gegenwart Gottes. Sucht diese Worte in dem Lied 365 von Sankey." *) Er hatte uns schon vorher gesagt, daß diese Worte ganz seine persönliche Erfahrung ausdrückten.

Der Morgen war ziemlich schön gewesen, aber beim Weggehen am Mittag verdunkelte sich der Himmel. Um 2 Uhr fiel Regen. Gegen 3 Uhr hörten wir es in einiger Entfernung donnern. Die Sonne schien nicht wieder, und es kam mir vor, als ob selbst die Natur mit uns fühlte. In

*) Ein religiöses Liederbuch bei den Buren, das auch in der Schule gebraucht wird. „Kinderharfe" oder „Zionsharfe" soll sein Titel sein. D. H.

der Erbauungsstunde gestern abend lasen wir Offenbarung 21, und heute morgen 1. Thess. 4, Vers 13—18. Wir nahmen von dem Servierbrett den Wandspruch, der noch so da lag, wie ihn seine liebe Hand darauf gelegt hatte, und lasen den Spruch: „Wenn Er Friede giebt, wer will uns Unruhe schaffen?" Ich schickte den kleinen Andries, um das Blatt umzudrehen. Hier das Licht, das sich uns offenbarte: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!" stand auf der Rückseite. Das war tröstend.

Wir haben einen sonnigen Tag; unser lieber Willy schläft in Jesus und erwartet den Tag der Verheißung. Möge Gott, der über alles regiert, mit seinem Trost uns beistehen. Lebet wohl, geliebter Vater und geliebte Mutter, und empfanget die zärtlichsten Grüße von uns allen. Euch verbunden durch die Bande der Trauer und — soweit das möglich ist — der Freude. Eure Tochter."

* * *

Daß Lategan durch Hinrichtungen wie die Louws, die er nicht anders denn als eine Mordthat ansehen konnte, tief erbittert war, versteht sich von selbst, und er war mehr als einmal daran, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Als sein Bruder gefangen genommen wurde, erklärte er offen, daß jeder englische Offizier, der ihm in die Hände falle, das Los seines Bruders teilen werde. Durch diese drohende Haltung rettete er das Leben seines Bruders und sicher noch manches anderen Rebellen.

Achtes Hauptstück.

Die fliegenden Kommandos in der Kapkolonie.

Von

H. van Doornik.

Seit sich General de Wet aus der Kapkolonie hatte zurückziehen müssen, durchstreiften kleine Kommandos die Kapkolonie, um allerort den Feind zu belästigen und ihn an der Konzentrierung seiner Kräfte in den beiden Republiken zu hindern. De Wet hatte immer gehofft, noch einmal dazu zu kommen, diese Kommandos zu einer großen Macht organisieren zu können. Er kam nicht dazu. Kritzinger hat es an seiner Stelle versucht. De Wet sandte ihm immer noch Verstärkung, so z. B. noch im Dezember 1901, also schon zu spät, den Kommandanten Joh. Meijer mit 40 Mann, aber größere Kommandos, um einen entscheidenden Schlag zu führen, konnte er nicht abgeben, da er selbst in kleinen Abteilungen zu kämpfen gezwungen war. Kritzingers Aufgabe war nun an seiner Gefangennahme auch gescheitert. Kleine fliegende Kommandos durchschwärmten von nun an das Land; sie waren ganz auf sich selbst angewiesen, hatten jedoch immer die Möglichkeit, sich im Falle allzu starker Bedrängnis zu den Kommandos im Westen durchzuschlagen.

Wir haben bereits im Vorstehenden eine ganze Reihe solcher Kommandos kennen gelernt, und alle übrigen begegnen uns im Folgenden. Um aber einen Einblick in die Thätigkeit dieser Kommandos zu geben, schildere ich eingehender die Wirksamkeit eines derselben, dem ich selbst angehörte.

Louis Wessels. In Kritzingers Kommando übernahm an seiner Statt Kommandant Louis Wessels die Führung. Gegen seine Tapferkeit läßt sich nichts sagen, aber den klaren Blick wie Kritzinger hatte er nicht, und zudem war er stolz und zu rücksichtslos. Am Abend nach Kritzingers Gefangennahme stellten die Engländer durch Suchlichter und Scouts (Späher) den Aufenthalt seines Kommandos fest, und am Morgen suchte ein Kavalleriekommando, das aus Hanover kam, uns zu überraschen. Aber wir waren bereits wieder weg, und nach kurzer Verfolgung machte der Feind Halt. Hätte er die Verfolgung fortgesetzt, so hätte er wahrscheinlich alles gefangen genommen, denn unsere Pferde konnten zuletzt nicht mehr weiter. Unter steten Belästigungen kam man am 19. Dezember auf die Farm von Burgers im Distrikte Richmond, und es gelang uns hier, ein paar englische Späher aufzuheben. Bald wurde die Annäherung stärkerer Abteilungen gemeldet. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns so rasch wie möglich zurückzuziehen, aber da sich die Engländer in fliegendem Galopp näherten und die Entfernung zwischen ihnen und uns immer kleiner wurde, so mußten die Bürger, welche die besten Pferde hatten, Stellung fassen, um den Feind etwas aufzuhalten. Es glückte ihnen, aber fast auf Kosten ihrer eigenen Freiheit, denn noch zwei andere Kolonnen zogen heran, und es fehlte nicht viel, so wäre der kleine Trupp völlig umzingelt worden. Außerdem war der Weg mit Steinen wie besät, und anders als im Schritt konnte man nicht reiten, so daß die Möglichkeit, sich durch die Flucht zu retten, sehr gering war. Einer der Bürger wurde denn auch gefangen genommen, aber von den Bewohnern der Farm hörten wir später, daß die Engländer 7 Wagen voll Verwundeter und Toter

In der Karroo.

weggeführt hätten. Alle Anstrengungen, einen größeren Vorsprung zu gewinnen, mißglückten, denn die Engländer zogen nun auch des Nachts aus, und einen Verfolger irre zu führen, ist z. B. im Oranjefreistaat viel leichter, als in der Kapkolonie, denn dort sind hohe Grasfelder, während man sie in der Kapkolonie selten findet und meist nur niederes Gesträuch, Karroo genannt, hat. Wir waren buchstäblich mit unserer Kraft am Ende, als die Verfolgung aufhörte.

In den Camdeobergen.

Geschlossen weiterzuziehen, war bei dieser Art Verfolgung nicht möglich, und so teilte sich denn unsere kleine Heerschar in drei Teile. Kommandant Wessels zog mit 20 Begleitern in die Camdeoberge (auf der Grenze zwischen Graaff Reinet und Aberdeen), wo früher Scheepers sich so oft verborgen hielt. Diese Berge sind sehr hoch und gehören zu den bedeutendsten in der ganzen Kapkolonie. 100 Buren können hier leicht einer ganzen englischen Kolonne Widerstand leisten. Im Bewußtsein, geborgen zu sein, schliefen wir zum erstenmal seit langer Zeit wieder ruhig — ein Schlaf, den wir gewiß verdient hatten, und dann ging es gemächlich weiter nach Murraysburg, auch Scheepersdorp genannt, weil Scheepers sich hier so oft aufhielt. Die Engländer hatten hier keine Besatzung, da der Distrikt für eine kleine Besatzung zu rebellisch war und größere Truppen nicht zur Verfügung standen. Scheepers hatte hier alle Regierungsgebäude niedergebrannt und viele Hottentotten gestraft, welche ihren Herrschaften untreu geworden waren. Er war bei dem zweiten Rückzuge Kritzingers in den Freistaat zurückgeblieben und am 10. Oktober schwerkrank in die Hände der Engländer gefallen. Die Nachwirkung seiner Thätigkeit war aber so groß, daß ganz Murraysburg noch auf unserer Seite stand und uns auf das herzlichste empfing. Unser Einzug in das Dorf erweckte eigentümliche Gefühle in uns, denn wir hatten seit 2 Jahren kein Dorf mehr gesehen. Wir waren zudem unter Freunden; selbst wer sich auf der Straße aus Furcht vor Verrat zurückhaltend gab, zeigte innerhalb seiner vier Wände unverhüllt, wie

er mit uns sympathisierte. In manchem Hause, wo Buren einquartiert waren, wurde das Nationallied gespielt und selbst ein fröhliches Tänzchen gewagt. . . . Den einen Tag inmitten von tausend Gefahren ohne Essen auf einem Pferde, das fast nicht mehr fortkonnte, über eine sehr endlose Ebene stolpernd, den andern Tag bei Musik und Tanz vor einer reichlichen Tafel: welcher Gegensatz!

Eine gastfreie Stadt und ein rechtloser Deutscher.

Trotz aller Gastfreiheit der Murraysburger mußten wir doch um 4 Uhr das Dorf wieder verlassen. Nachts hier zu bleiben, wäre eine Unvorsichtigkeit gewesen, denn die Engländer versuchten gerade nachts ihre Überfälle, und dagegen war man draußen, wo man die Umgebung übersehen konnte, besser geschützt als in einem Dorfe.*) Wir kamen nach der Farm Middelburg, die einem Deutschen gehört. Er beklagte sich bitter, daß die Engländer ihm all seine Pferde und Vorräte weggenommen hätten, ohne ihm einen Pfennig dafür zu bezahlen. Da er deutscher Unterthan war, hatte er sich zu seinem Konsul begeben, um bei ihm Klage zu führen, aber dieser hatte ihm bei den englischen Behörden in Kapstadt nichts ausrichten können. Gegen Sonnenuntergang erreichte man einen nahegelegenen Fluß; da gab man den Pferden von dem mitgenommenen Futter und blieb über Nacht. Am nächsten Tag hatten wir dieselbe Tagesordnung, nur daß wir auf der Farm Blaauwpoort übernachteten. Am dritten Tage verzichteten wir auf die Rückkehr nach Murraysburg, denn wir hatten in Erfahrung gebracht, daß die Engländer alles zu einem Überfall vorbereitet hatten. Verschiedenen von uns, die eingeladen waren, das Weihnachtsfest in Murraysburg zu verbringen, war das sehr unangenehm, denn sie mußten auf Fußpfaden über die Berge und Weihnachten in aller Einsamkeit auf Sneijdersplaats feiern.

Eine Erholungsstätte.

Von hier ging's dann am Abend weiter nach Badfontein.

---

*) Alle Städte seines Landes nennt der Bur „Dörfer". Er kennt nur Kaffernstädte. D. H.

Dieses Gut gehörte zwei Damen, die sehr warme Freunde unserer Sache waren. Sie waren darum bereits verschiedene Male gefangen genommen und nach Richmond geschafft worden, hatten aber jedesmal nach ihrer Zurückkehr aufs neue wieder Burenkommandos geholfen. Endlich hatte man sie nun ins Frauenkamp zu Naauwpoort gesandt; aber noch vor ihrem Weggang hatten sie Gelegenheit gefunden, ihrem Aufseher zu sagen, daß er in jeder Weise den Buren behilflich sein müsse. In dieser sicheren, behaglichen Umgebung blieben wir denn auch mehrere Tage. Montag, den 30. Dezember, befanden wir uns auf der Farm Oudplaats im Distrikte Richmond. Hier suchte uns morgens in aller Frühe ein Trupp Hottentotten unter Anführung eines Afrikaners zu überraschen, mußte aber in aller Eile das Hasenpanier ergreifen. Der Besitzer D. van der Merwe hatte uns offenbar verraten. Auf Badfontein feierten wir sehr gemütlich Neujahr, und hierhin kamen auch die Feldkornetts der anderen Teile des Kommandos, um zu hören, wann es weitergehe. Die Pferde waren nun wieder frisch, und jeder von uns hatte noch ein Hand-(Reserve)Pferd.

Die Rache an Murraysburg.

Wir wollten aber nicht weggehen, ohne Abschied zu nehmen von den freundlichen Bewohnern von Murraysburg. Auch wollten einige von uns noch Lebensmittel und andere Bedürfnisse kaufen, denn wir wußten, daß die Ladenbesitzer noch manches verborgen hatten. Der erste, der aufgesucht wurde, war ein jüdischer Händler, der in Diensten der Engländer stand und ihnen regelmäßig Berichte zukommen ließ, wenn sich Buren in der Nähe zeigten. Er leugnete, noch irgend etwas zu besitzen, und so nahmen wir ihm die Schlüssel ab und machten uns selbst ans Suchen. Alles, was das Herz nur wünschen konnte, kam nun zum Vorschein. Und da es dem Bewohner des Hauses, wie er behauptet hatte, nicht gehörte, so nahmen wir es als herrenloses Gut mit. Außerdem aber wurde er zur Strafe für seine böswillige Gesinnung völlig ausgekleidet. Seine Kleider nahmen wir mit, denn wir hatten daran immer Mangel; wir

selbst konnten keine Vorräte mit uns führen, und auf den Farmen wurden alle Männerkleider von den Engländern weggenommen. Wir waren kaum eine Viertelstunde aus dem Dorfe heraus, als eine englische Kolonne einrückte, die von Middelburg kam, um uns zu fangen. Den Familien, die uns gastfrei empfangen hatten, ging es schlecht, einige wurden sogar gefangen weggeführt. Außerdem wurde eine Proklamation erlassen, wonach jede Unterstützung eines in ein Dorf eingerückten Burenkommandos mit Konfiskation des Besitzes und Niederbrennung des betreffenden Hauses bestraft werden sollte. Natürlich ließen sich die Soldaten auch wieder allerhand Gemeinheiten, wie Niederbrennen von Wohnungen und Umhacken von Obstbäumen zu schulden kommen. Zurück über unsere Erholungsstation Badfontein zogen wir nach Allemansfontein, und hier war unser ganzes Kommando wieder vereinigt.

Mordthaten. Am Morgen des 4. Januar stand ich auf Vorposten auf einem der nächsten Kopjes; da sah ich etwa $1^1/_2$ Stunden entfernt eine große Staubwolke heranziehen. Das war natürlich die Kolonne, die von Murraysburg aus nachrückte. In zwei Abteilungen zog sie heran, ein Teil auf demselben Wege, den wir gekommen waren, der andere im Bogen um uns herum. Wir brachen natürlich sofort auf und nahmen Stellung bei Leeuwfontein. Aber die bewaffneten Kaffern, welche bei den Engländern dienten, wußten sich so nah anzuschleichen, daß die Übermacht zu groß wurde. Wir mußten flüchten und leider einen schwer verwundeten Kameraden, Jacobus van Heerde, in den Händen der Hottentotten zurücklassen, die ihm einfach zwei Kugeln durch den Kopf jagten. Jacobus van Heerde hatte sich dem Burenkommando angeschlossen, weil sein Bruder Hendrik im Distrikte Cradock in feiger Weise ermordet worden war. Dieser Bruder hatte in keiner Weise Anteil genommen am Krieg, nur kam eines Tages ein Kommando über seine Farm, zog aber gleich wieder weiter. Kurz darnach kamen die Engländer und frugen, wohin sich die Buren gewandt hätten.

Van Heerde antwortete der Wahrheit gemäß, daß er das nicht wisse; der englische Offizier fand nun selbst die Spur der Buren, zog ihnen nach und griff sie in guter Stellung an, wobei er einige Leute verlor. Nachdem die Buren geflüchtet waren, kam er, wütend darüber, daß ihm die Gefangennahme nicht geglückt war, nach van Heerde zurück und beschuldigte ihn, gewußt zu haben, wo die Stellung der Buren war. Ohne weiteres wurde nun van Heerde auf seinen Stuhl festgebunden und im Beisein seiner Frau und Kinder von den Engländern tot geschossen. Noch heute sitzen die Kugeln von der Exekution in den Mauern seines Hauses.

Verräter und Hottentotten.

Durch einen gewaltigen Nachtmarsch gewannen wir vor den Engländern, die mit ihren Wagen und Kanonen uns auf unserem Wege nicht folgen konnten, sicherlich 3 Tage Vorsprung. Montag, den 6. Januar, waren wir auf der Farm Klipgat im Distrikte Murraysburg. Hier fielen 4 Kundschafter des Generals Dorrien in einen Hinterhalt. Es waren zwei Transvaaler, die ehemals mit ihren Landsleuten gegen die Engländer gekämpft hatten und nun Vaterlandsverräter geworden waren. Die beiden andern waren Hottentotten. Wir forderten sie gar nicht erst auf, sich zu ergeben, sondern schossen sie nieder. Die nächsten Tage verweilten wir in den Distrikten Murraysburg und Richmond.

Der Oheim verrät den Neffen.

Am 12. Januar sandten wir Pienaar mit drei Kameraden als Kundschafter aus. Da Pienaars Eltern in der Nähe wohnten, beschließen sie, einen kleinen Abstecher dahin zu machen. Aber auf dem Weg zu seinen Eltern spricht Pienaar eben bei seinem Oheim auf Vogelstruisfontein vor, der englischer Feldkornett ist und sofort nach Richmond meldet, daß sein Neffe voraussichtlich diese Nacht mit seinen Kameraden bei seinen Eltern übernachten werde. Die Engländer erhalten den Bericht zeitig genug und senden sofort einen Offizier mit 15 Hottentotten ab, um unsere Kundschafter gefangen zu nehmen. Diese haben vorsichtshalber nicht abgesattelt, und wie einer von ihnen plötz-

lich Unrat wittert und merkt, daß das Haus umstellt ist, springen sie auf ihre Pferde und entkommen unverletzt unter den Kugeln der Schwarzen. Wir erwarten immer noch die Kundschafter zurück, ohne zu wissen, warum sie so lange ausbleiben, da meldet unsere Brandwache, daß eine halbe Stunde entfernt ein Trupp Engländer, d. h. Schwarze in englischem Dienste, mit einem Karren in Sicht seien, die nach Vogelstruisfontein zögen. Man legt sich in den Hinterhalt, aber die Hottentotten schlagen einen anderen Weg ein und müssen nun direkt angegriffen werden. Der Überfall gelingt, und siehe da, in dem Karren sitzt neben einem anderen Bur der Vater Pienaars, den die Patrouille aus Richmond gefangen mitgeführt hat, weil er seinen Sohn beherbergt hatte. Auch der andere Bur ist aus ähnlichem Grunde eingezogen worden. Natürlich werden die Schwarzen*) ohne weiteres niedergeschossen. Ein paar entziehen

---

Die Beteiligung der Schwarzen am Kampfe.

*) Angesichts der steten Kämpfe mit den Schwarzen, welche die Burenkommandos in der Kapkolonie zu bestehen hatten, sei hier angeführt, was General Smuts in einem amtlichen Berichte zur Erklärung dieser Thatsache schreibt: (S. „Amtliche Berichte von Burengenerälen an Präsident Krüger" 1902. J. F. Lehmanns Verlag. S. 15.)

„Viele Tausende von Kaffern, die mehr oder minder schon civilisiert waren und unter der Burenregierung friedlich auf ihren Wohnplätzen lebten, sind, wenn sie sich stille verhielten, durch den Feind gefangen genommen und mit ihren Familien nach den Gefangenenlagern überführt worden. Wie man dort mit ihnen umgeht, ist uns durch viele dem Feind Entlaufene mitgeteilt worden. Sobald sie in den Lagern ankommen, wird ihnen eröffnet, daß sie keine Nahrungsmittel bekämen, wenn die Männer keinen Kriegsdienst verrichteten. So wurden sie in großer Masse gezwungen, für den Feind Kriegsdienst zu leisten. In der Kapkolonie wieder wurde den uncivilisierten Schwarzen erzählt, daß, falls die Buren den Sieg gewännen, die Sklaverei in der Kapkolonie wieder eingeführt würde und die grausamen Buren die Schwarzen vor ihre Wagen und Pflüge spannen würden. Um noch tieferen Eindruck zu erzielen, wurde ihnen versprochen, daß man sie zu Eigentümern der Burengehöfte machen werde, wenn sie sich den Engländern anschlössen; dann würden die Buren bei ihnen arbeiten müssen, und sie würden die Burenfrauen heiraten können. Schreckliche Geschichten von der Grausamkeit der Buren gegenüber den Farbigen wurden unter den Schwarzen verbreitet. Aus Furcht und Habgier wurden so denn auch tausende

sich diesem Schicksal durch die Flucht. Der englische Offizier wird gefangen genommen. Hierauf ziehen wir nach Vogelstruisfontein, um den Oheim Pienaars zu bestrafen. Die Frau des Hauses erzählte uns, er sei im Dorf, aber in Wirklichkeit war er in die Berge geflüchtet. Hätten wir ihn bekommen, so hätten wir ihm eine Buße auferlegt von 1000 Mark, denn General de Wet hatte bei Kritzingers zweitem Einfalle in die Kapkolonie eine Proklamation erlassen, wonach britische Unterthanen, welche die Anwesenheit der Buren den Behörden meldeten, mit 50 Lstrl. (= 1000 M.), und wenn sie eine verräterische That sich zu Schulden kommen ließen, bis zu 2000 Lstrl. (= 40000 M.) gestraft oder durch den Kriegsrat zum Tode verurteilt werden sollten. An diese Proklamation hat man sich leider viel zu wenig gehalten.

Um einen Wagen voll Hafer verraten.

Mittwoch, den 15. Januar, waren wir auf der Farm Goldenberg, ebenfalls noch im Distrikte Richmond. Ein Wagen voll Hafer stand gerade bereit, um nach Richmond gebracht zu werden, denn die Engländer hatten befohlen, daß alle Vorräte dorthin geschafft werden müßten. Wir konnten ihn sehr gut gebrauchen. Der Besitzer Viljoen hätte wahrscheinlich lieber eine Quittung von den Engländern als von den Buren gehabt, wenigstens rächte er sich für die Requirierung dadurch, daß er sofort einen Bericht absandte, es befänden sich 18 Buren auf seiner Farm. Kommandant Wessels hatte sich im Hause ruhig schlafen gelegt und auch keine Kundschafter ausgesandt; unsere Brandwache stand auf einem niederen Hügel, so daß sie keinen Ausblick hatte. Auf einmal rief es „Opza—a—al“*), aber der

---

farbige in der Kapkolonie verleitet, die Waffen aufzunehmen und in den Kriegsdienst der Engländer einzutreten. Die meisten feindlichen Kolonnen in der Kapkolonie und im Oranjefreistaat enthalten einen ansehnlichen Prozentsatz bewaffneter Schwarzer, die sich allenthalben ein Geschäft daraus machen, die weiße Bevölkerung zu beleidigen und durch ihr protziges Auftreten und Großsprechen eine sehr begründete Besorgnis für die Zukunft der weißen Rasse in Südafrika wachzurufen.“ D. H.

*) Eigentlich: „Opzadelen“ = „Aufsatteln!“ D. H.

Feind war nur noch 100 Schritte entfernt. Es waren 400 Mann von General Dorriens Kolonne, welche auf Viljoens Botschaft hin uns am hellen Tage überfielen. Wir waren nur 18 Mann, und jeder mußte sehen, wie er sich rettete. Einer von uns wurde erschossen und 7 gefangen. Auch fielen 20 Pferde nebst einigen Kaffern, welche die Pferde bewachten, in die Hand der Engländer. Über die Berge flohen die anderen zurück nach Allemansfontein, wo sie die anderen Teile des Kommandos wieder fanden. Sie wurden auf diesem Wege von verschiedenen Buren in aufopfernder Weise unterstützt.

Ein blutiges Gefecht.

Zusammen zog man nun weiter durch den Distrikt Murraysburg in den Distrikt Graaff Reinet, wo die Station New Bethesda am 23. Januar erobert und verbrannt wurde. Auch das Geld, das wir hier fanden, belegten wir mit Beschlag. Von Farm zu Farm zog man weiter nach dem Distrikt Cradock, unterwegs von englischen Buren und gefangenen Nationalgardisten (den „defence forces") Pferde und Maultiere requirierend. Am 27. Januar hatten uns die Engländer wieder eingeholt und zwar bei der Farm Grootvlei. Es war zu spät, um in der Nähe des Weges Stellung zu nehmen, denn die Engländer waren uns zuvorgekommen, und wir mußten über die Berge flüchten. Bei der Farm Izaak van Heerdes seitwärts von einer Schlucht hinter Baumgestrüpp fanden wir hier eine gute Position. Hier blieben zehn Buren in Form eines Dreiecks aufgestellt, und als die Nachhut der Engländer hier vorbeikam, begannen sie zu schießen, während die anderen, die voraus waren und dem Feinde vorlagen, unmittelbar darauf ebenfalls das Feuer eröffneten. Wie verrückt stoben die Engländer auseinander und suchten in ihrer Verwirrung Schutz in einer Schlucht, wo sie, zu einem Haufen zusammengeballt, erst recht ein gutes Ziel für unsere Kugeln boten. Major Warn (Warren? D. H.), unter dessen Kommando die Abteilung stand, wurde verwundet und gefangen, aber bald wieder frei gelassen. Von den 350 Engländern entkamen nur wenige. Der Weg

war von Verwundeten und Toten wie besät. Das Wunderbarste war wohl, daß auf unserer Seite nicht nur niemand getötet oder schwer verwundet war, sondern überhaupt weder Mann noch Tier auch nur eine Schramme erhalten hat.

Eine Nacht wenigstens konnte man nun wieder ruhig schlafen, dann ging der Zug weiter nach Meyburg und Doornfontein. Abends, am 29. Januar, ritten wir aus Versehen in ein englisches Lager, nahmen die Wachen gefangen und erbeuteten 6 Pferde, zogen uns aber zurück, da wir nicht wußten, wie stark die englische Abteilung war, und niemand das Terrain kannte. Durch trockene Flußläufe und beschwerliche Schluchten kamen wir zur Eisenbahn Cradock-Middelburg und überschritten sie ohne Hindernis. Zwei „Koloniale Scouts", die ruhig in einem Kraal schliefen, nahmen wir hier gefangen. Wir mußten sie „ausschütten" („uitschudden") d. h. ihnen ihre guten Kleider abnehmen und ihnen dafür unsere abgenutzten geben. Die beiden Herren waren aber so widerborstig, daß wir den Kleidertausch bloß zur Hälfte durchführten, d. h. wir zwangen sie bloß, ihre Kleider auszuziehen, verschonten sie aber mit unseren Lumpen und schickten sie in Adamskostüm nach Cradock.

Beim „Ausschütten".

Hier hörten wir, daß Kommandant Scheepers erschossen sein solle. Die ganze Gegend war in Aufregung und wir nicht minder. Wir wollten Gewißheit haben, und so sa.'kten wir Macdonald, den früheren Sekretär des Hauptkomma.danten Kritzinger, mit einer weißen Flagge nach dem Dorfe Cradock. Er sprach mit dem Kommandanten des Dorfes Wilson, der ihm zunächst mitteilte, daß Kritzinger den Wunsch habe, mit den Kommandos in Verbindung zu kommen, und daß von Graaff Reinet aus bereits ein Bote mit einer weißen Flagge die Kommandos aufgesucht habe, um ihnen eine Mitteilung von Kritzinger zu überbringen.*) Macdonald sandte sofort ein Tele-

Eine Frage, die French nicht beantworten kann, und eine, die er gern beantwortet hätte. (Scheepers †.)

*) Es war eine Aufforderung Kritzingers an seine Freunde, die Waffen niederzulegen. Der tapfere Mann hatte offenbar unter dem Druck der Todesdrohungen gehandelt. D. H.

gramm an Kritzinger, um ihm mitzuteilen, daß er in Cradock sei und am folgenden Tage nach Graaff Reinet käme, wenn er ihn, Kritzinger, zu sprechen wünsche. Inzwischen hatte Macdonald Gelegenheit, General French über das Schicksal Scheepers zu befragen, aber dieser General ließ sich darüber nicht aus, sondern erklärte, das sei eine Frage, die Lord Kitchener beantworten müsse. Es wurde nun an Kitchener telegraphiert und gefragt, ob er schriftlich erklären wolle, daß Kommandant Scheepers erschossen sei. Mündlich wollte Kitchener das wohl thun; es schriftlich zu thun, lehnte er jedoch ab. Gideon Scheepers war am 17. Januar erschossen worden, nachdem er 3 Monate in englischer Gefangenschaft war. Der Verdacht, ihn seinen Mördern ausgeliefert zu haben, ruht auf einem gewissen Hugo, der eines Tages kam und bat, sich ihm anschließen zu dürfen, und ihm dann Gift gegeben haben soll. Er war es auch, der dem Feinde sofort Mitteilung machte, als Scheepers, von Schmerzen in den Eingeweiden darniedergeworfen, nicht mehr weiter konnte und zurückgelassen werden mußte, so daß die Engländer ohne Mühe das Versteck von Scheepers fanden. Sie hatten ihn dann mit Hilfe ihrer Ärzte so weit gebracht, daß er auf dem Krankenbette zur Richtstätte geschleppt und dort als schwerkranker Mann erschossen werden konnte. Weil er Kaffern tot geschossen und die öffentlichen Gebäude in Murraysburg niedergebrannt hatte, beschuldigte man ihn des Mordes und der Brandstiftung und hatte ihn sogar erst zum Tode durch den Strang verurteilt. Kitchener hatte ihn dann zum Tode durch Erschießung „begnadigt". French fragte nun Macdonald, ob es wahr sei, was er gehört habe, daß Kommandant Wessels alle englischen Offiziere, die in seine Hände fielen, erschießen wolle, wenn er erfahre, daß Scheepers erschossen sei. Macdonald antwortete, daß Wessels hierfür natürlich die Befehle seines Hauptkommandanten Generals de Wet abwarten müsse.

Reiche Beute. Beim Überschreiten der Eisenbahn zwischen Cradock und

Middelburg sahen wir von jeder Seite einen Zug ankommen. Der von Middelburg kam (aus dem Norden), war ein Güterzug, und es war möglich, daß er beladen war; der aus Cradock kam, war sicher beladen, denn er ging nach dem Freistaate. So beschloß man denn, den Zug von Middelburg ruhig vorübergehen zu lassen und sich des von Cradock kommenden zu bemächtigen. Schwer beladen kommt dieser von Cradock die Steigung herauf. 15 Buren erwarten ihn mit schußfertigen Gewehren. Eine Mauserkugel durchschlägt den Kessel — eine Lee-Metfordkugel dringt nicht durch —, aber der Zug dampft wider Erwarten weiter. Rasch springt einer der Bürger auf den letzten Wagen und bremst. Der Zug hält. Die Maschinisten werden von der Lokomotive heruntergeholt, die Lokomotive wird abgekoppelt, und dann läßt man sie mit vollem Dampf allein nach Middelburg laufen, wo sie entgleist und völlig zertrümmert wird. Von einem gepanzerten Zug aus dieser Richtung her haben wir also zunächst nichts mehr zu fürchten. Die Wagen enthalten alles, was man sich nur denken kann. Wir nehmen daraus, was wir nötig haben, den Rest stecken wir in Brand.

Es waren 40 Wagen, und ihre Ladung allein hatte sicherlich einen Wert von $1^1/_2$ Millionen Mark. Am folgenden Tage (1. Februar) nahmen wir dem Kommandanten Wilson von Cradock seine Pferde weg, die auf einer Farm weideten und von dem Bauern, auf dessen Farm sie unterhalten wurden, nahmen wir alle Männerkleider und, was wir sonst nötig hatten. Jedoch verloren wir an diesem Tage auch drei Kameraden, die auf einem Patrouillenritt von den Engländern, die sich in den Bergen verborgen hielten, verwundet und gefangen wurden.

Die Frucht auf dem Felde wird verbrannt.

Wir zogen nun nach Süden über die Berge nach Somerset, und von den hohen Bergen herab sahen wir eine englische Kolonne auf dem Wege nach Middelburg nach Cradock — weit, weit dahinten. Unterdessen hatten die Engländer ein neues

Mittel erdacht, um der Thätigkeit der fliegenden Kommandos, die das ganze Land unsicher machten, ein Ende zu setzen. Das Mittel bestand darin, den Buren das Futter für ihre Pferde zu nehmen. Eine Proklamation wurde erlassen, worin befohlen wurde, alles, was von Korn und Hafer noch auf dem Felde stand, zu verbrennen. Wenn ein Bur diesen Befehl nicht von selbst ausführte, kamen die Engländer und thaten's von Amts wegen. Diese Maßregel war für beide Teile nachteilig. Wir ergriffen eine Gegenmaßregel und straften jeden Bauern, der seine Frucht abgebrannt hatte und uns dadurch die Verpflegung erschwerte und verteuerte, durch Auferlegung einer Geldbuße und nötigenfalls auch durch eine Tracht Prügel.

Überfressen. Hierauf zog man wieder nach Westen und überschritt die Eisenbahn wiederum bei New-Bethesda. Hier fand man auch wieder gutes Futter, vor allem schöne Gerste für die Pferde. Aber auch das wurde uns zum Nachteil, als am Nachmittage in der Nähe der Farm Compasberg unsere Späher meldeten, daß der Feind herannahe. Der Kommandant sandte auf die Nachricht hin Leutnant Marais mit zwei Mannschaften ab, um ganz sicher zu gehen, und diese kamen zurück und schalten auf die Späher, indem sie behaupteten, es sei weit und breit nichts zu sehen. Eine halbe Stunde später war der Feind da, und wir konnten uns nur durch eine schmale Schlucht in eiliger Flucht retten. Bei dem raschen Galoppieren kam aber das frische Futter in Gärung, das unsere Pferde zu reichlich genossen hatten, und wir mußten 18, die am Ersticken waren, in Feindeshand zurücklassen.

Rebellenloos. Am 7. Februar waren wir wieder im Distrikte Richmond und teilten uns hier, um die Verfolger in die Irre zu leiten. Aber es war, als ob sie gewußt hätten, bei welcher Abteilung der Kommandant geblieben war, denn gerade diese wurde verfolgt. Bei Witfontein wurde sie überfallen, und noch dazu am hellen Tage. Aber glücklicherweise entkamen alle nach Voetpad, wo Rast gemacht wurde. Ich hatte mein Pferd an meinen Fuß

gebunden, um jeden Augenblick bereit zu sein. Und richtig, meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Durch die „Defence forces" wurden wir hier überfallen, und unsere Brandwache merkte den Feind erst, als er ganz in der Nähe war. Beim ersten Schuß sprang ich auf mein Pferd, und bald darauf flogen mir die Kugeln um den Kopf. Ich war der letzte, der wegritt, holte aber einen Kameraden ein, da stürzte er auch schon, durch einen Schuß in den Magen tödlich verwundet, nieder. Es war Philip Troskei aus dem Distrikte Cradock, ein reicher Einwohner, der fast eine halbe Million Mark Schaden gelitten hatte durch die Verwüstung der Engländer auf seiner Farm. Seine Frau befand sich im Dorfe Cradock. Da er Rebell war, so mußte ihn seine Gefangennahme in eine schlimme Lage bringen. Ich konnte es nicht über mich bringen, ihn hilflos daliegen zu lassen, wenn auch alle anderen flohen. Er bat, ich möge bei ihm bleiben und, wenn ihn die Engländer gefangen nähmen, bezeugen, daß er nicht gefochten habe. Obwohl ich nicht wußte, was dann aus mir selbst werden sollte, beschloß ich doch zu bleiben, und wollte noch rasch die Pferde hinter den Bäumen verbergen. Als ich zurückkam, sah ich die Engländer bereits bei ihm. Nun flüchtete ich, da ich sonst nur selbst gefangen genommen wäre, ohne ihm helfen zu können.

Flüchtling und Verfolger.

Kein Bürger war mehr zu sehen, aber in der Richtung von Driefontein fortreitend, höre ich plötzlich Pferdegetrappel und vermute, daß es Buren sind. Ich rufe ihnen zu, sie sollten nicht flüchten, ich sei selbst ein Bur, aber niemand kehrte sich dran, und die Schar trabte weiter. Nun gedachte ich einen Scherz zu machen und rief „Hands up!" (Hände hoch!) Ich war so nahe, daß ich den nächsten Reiter fast greifen konnte, da setzten alle zu einem wilden Galopp ein und waren bald verschwunden. Nur ein paar Handpferde blieben zurück, wovon ich zwei nebst einem Maulesel fing. Erst später hörte ich, daß das gar keine Buren, sondern eine englische Patrouille von

20 Mann unter Kapitän Lewillyn war. Meine Beute konnte ich nicht mitnehmen, ich hatte an meinen zwei Pferden genug. Die ganze Nacht ritt ich durch, und des Morgens am 10. Februar kam ich auf die Farm Klipgat, wo ich nicht nur Futter, sondern auch — das muß ich eigens verzeichnen — eine Drahtzange bekam. Der Besitzer war uns sehr freundlich gesinnt, aber voller Angst vor seinen Kaffern, die ihn bei den Engländern verraten könnten. Von hier ritt ich wieder nach meinem alten Zufluchtsort Badfontein und entkam nur mit Mühe einer wilden Verfolgung, die ich auf mich zog, als ich mich in ein englisches Lager verirrte. Erst am anderen Mittag, nachdem ich unterdessen in der schrecklichen Einsamkeit der Berge nur die Gesellschaft der Paviane genossen hatte, traf ich einen Kameraden namens Waterval. Am Abend schliefen wir ganz in der Nähe des Feindes, der Schlaf übermannte uns. Am Tag darnach trafen wir unseren Kommandanten mit noch 2 Mann. Zu fünfen schlagen wir uns nun in steter Verfolgung durch bis nach Karreebosch, wo wir zufällig die anderen Teile des Kommandos wiedertreffen, die ebenso unter Verfolgung zu leiden gehabt hatten wie wir.

Nach Westen.

Der ganze Distrikt Murraysburg wimmelte von Khakies. Die Geduld der Engländer war auf das höchste gereizt. So beschlossen wir denn, südlich von Viktoria-West über die Eisenbahn zu gehen, um aus dem von Eisenbahnen durchzogenen Osten loszukommen, was uns auch bei Three Sisters gelang. Wir zwangen einen loyalen Bur, uns den Weg dahin zu weisen. In den Blockhäusern, die hier 800 Meter weit voneinander stehen, hatten die Engländer Hunde, die sofort anschlugen, als wir an die Eisenbahn kamen. Natürlich wurde auch geschossen, aber weder ein Bürger noch ein Pferd verwundet. Mit Suchlichtern wurde von den Blockhäusern aus die Gegend abgeleuchtet, aber wir waren bereits zu weit weg. Unser Weg führte nun über steile Höhen. Ein Pferd fiel sich dabei tot, und als wir am anderen Morgen auf die Farm Brakfontein kamen, wollte uns

der Besitzer Jackson, ein englischer Bur, nicht glauben, daß wir von der Bahn herkämen, denn deren Überschreitung, meinte er, sei ein Ding der Unmöglichkeit.

Buren über Buren.

Gegen Mittag waren die Kräfte der Pferde erschöpft, und wir mußten Rast machen. Plötzlich ein Überfall. In aller Eile wird Position gefaßt, und man rüstet sich zu hartnäckiger Gegenwehr. Da ... sah man, daß es Buren waren. Die Freude über das Wiedersehen war groß. Wir konnten nun mit mehr Ruhe den Ereignissen entgegensehen, und als wir gar, vereint langsam in den Distrikt Viktoria-West einrückend, dort auch General Malan und die Kommandanten Smit, van Reenen und Botha trafen, deren Pferde zudem in sehr gutem Zustande waren, da war die Hauptgefahr vorbei. Wir waren nun ungefähr 400 Mann. Am 14. Februar kamen wir nach Abramskraal, der Familie unseres Freundes de Bruyn, den wir am 29. November im Freistaate begraben hatten. Es war ein prächtiger Abend, wenn auch ein schwermütiger Hauch über der Stimmung lag infolge der Nachricht, welche wir den Eltern unseres tapferen Kameraden hatten bringen müssen. Hier schlief ich — in einem Bett. Welche Wohlthat! Am 15. Februar trafen wir auch Kommandant Richter Hugo.

Richter Hugo †.

Zwei Tage später greifen die Engländer wieder an, und von den Buren beteiligen sich nur wenige am Gefecht. Warum? Ach, das ist eins der vielen Warums, die in diesem Kriege unbeantwortet bleiben. Wir ziehen uns zurück. Am nächsten Tage greift der Feind mit einer großen Macht bei Brakvlei aufs neue an, während die Offiziere mit ihren Adjutanten gerade in dem gastfreien Bauernhause Kaffee trinken wollen. Malan, der noch von einem Kampfe mit Oberst Krepp her verwundet ist, giebt sofort den Befehl zum Angriff und greift selbst mit den anderen Offizieren und ihren Adjutanten einen Kop an, auf dem ein Teil der Engländer sich festgesetzt hat. Er vertreibt auch hier den Feind, aber eine andere feindliche Abteilung hat unterdessen ein weiter entferntes, höher gelegenes

Kopje besetzt, welches die eroberte Position beherrscht, und die Buren müssen flüchten. Richter Hugo wird dabei schwer verwundet. Er bekam eine Kugel unter das Auge und eine in den Hinterkopf. Nach fünf Schritten fiel er sprachlos nieder. Nun stürmten die Engländer auch unsere andere Position und nahmen sie. Kommandant Smit, der Richter Hugo hatte fallen sehen, ergriff übereilt die Flucht, und viele folgten ihm. Richter Hugo blieb in des Feindes Hand und starb bald darauf an seinen Wunden. Die Afrikaner verloren in ihm einen ihrer bedeutendsten Männer, unsere Kommandos einen tapferen Offizier. Nun erst griffen auch die anderen Kommandos, die herbeigerufen worden waren, in das Gefecht ein, und die Engländer wurden zurückgeschlagen.

Sind die Aufständigen „Rebellen?"

Die Kommandos teilten sich nun wieder. Ein Teil zog westwärts nach Brakwal und Loston, einem neuen Dorfe. Malan übernahm das Kommando von Richter Hugo und zog über die Eisenbahnlinie in die östlichen Bezirke. Smit und Pijpers, der sich später auch eingefunden hatte, nahmen wieder eine andere Richtung. Ich war bei denen, die nach Westen zogen, wo wir hoffen konnten, etwas Ruhe zu haben, weil dieser Teil etwas aus dem Wege der englischen Kolonnen liegt, keine Eisenbahn hat und weder Wasser noch Lebensmittel oder Futter für ein großes Kommando zu liefern vermag. Wir kamen am 25. Februar nach Willistown, wo der Pfarrer des Dorfes eine Ansprache hielt und versicherte, daß sich in Zeit von einem Monat mindestens 500 Buren der Kolonie anschließen würden, wenn wir sie mit Pferden und Gewehren versorgen könnten. Das konnten wir aber leider nicht. Er verwahrte sich zugleich gegen die Bezeichnung der Aufständigen als „Rebellen". Die Engländer hätten eine Revolution unter ihren Unterthanen hervorgerufen, sie hätten sie geradezu gezwungen, aufzustehen.

Von Willistown zog das Kommando nach dem Distrikt Calvinia. Dort war alles Rebell, und wer es äußerlich nicht zu zeigen wagte, war es doch im Herzen und erwies den Buren alle mögliche Hilfe. Calvinia ist keiner der fruchtbarsten Distrikte

der Kapkolonie. Wälder sind selten, und Regen hat man mitunter nur einmal im Jahr, manchmal auch gar nicht. Aber wir konnten uns doch laben an den herrlichen Wassermelonen, die wir auf der Farm Kopjeskraal fanden. Noch erfreulicher war es zu sehen, wieviel Burenkommandos in diesen Gegenden thätig waren. Zuerst trafen wir Kommandant Theron, der mehr als 200 Mann hatte und aus dem Oberlande*) kam, und am 8. März Kommandant Neser. Aus den drei Kommandos sammelten sich am 10. März 250 auserlesene Mann in Kopjeskraal, um ein feindliches Lager zu überfallen, das in der Nähe von Stompjeskolk festgestellt wurde, und rückten auch thatsächlich bis auf $1^1/_2$ Stunde (Groot-Hoedjesfontein) an den Feind heran. Die Kommandanten selbst kundschafteten die feindliche Stellung aus, aber statt nun am Abend, wie verabredet war, anzugreifen, beschlossen Wessels und Theron, sich schlafen zu legen. Am folgenden Tage kamen unsere Kundschafter bis ins Lager der ahnungslosen Feinde, die damit beschäftigt sind, die Kornvorräte des Distriktes einzusammeln und wegzuführen. Neuerdings wird der Angriff auf den Abend festgesetzt, aber am Abend ist Theron für einen Angriff bei Tage. Aber auch aus dem Angriff bei Tage wird nichts, sondern man zieht nach einer anderen Farm, die noch etwas weiter von dem Feinde weg ist als die bisherige Stellung; allerdings muß man den Standort wechseln, da das Futter verbraucht ist und der Besitzer der Farm erklärt, nichts mehr für sich selbst zu haben. (Die Engländer nahmen ihm darnach noch 50 Sack Korn ab, die er vergraben hatte!) Aber unterdessen ist der Feind nach der von uns verlassenen Farm gezogen. Wir ziehen ihm nach; er ist schon wieder weg. Wir ziehen ihm weiter nach, finden ihn aber in guten Stellungen und vermögen ihn nicht daraus zu vertreiben, zumal der Angriff ohne den nötigen Nachdruck erfolgt. Neser hat nun von dieser Art des Zusammenarbeitens

*) D. h. die Distrikte um Kapstadt. D. H.

genug und geht seiner Wege. Theron und Wessels ziehen nach Tontelboschkolk, das General Maritz in Besitz genommen hat. Hier bleiben die Kommandos ein paar Tage.

Der Ausgang des letzten Unternehmens war um so bedauerlicher, als der Winter vor der Thür stand und darum alles hätte gethan werden müssen, um die Wegführung von Getreidevorräten zu verhindern. Doch in Zukunft, so tröstete man sich, kann so etwas nicht mehr vorkommen, denn jetzt steht ein Mann an der Spitze aller Streitkräfte in der Kapkolonie, und dieser ist gerade dabei, ein Kommando nach dem anderen zu organisieren und jedem sein Arbeitsfeld zuzuweisen — Jan Smuts. Kommandant Wessels und Feldkornett J. Fraser begaben sich nach einigen Tagen der Ruhe zu ihm nach Klein-Namaqualand, wo er mit General Maritz zusammen operierte. Dort wird Wessels als Operationsfeld die Gegend von Tontelboschkolk angewiesen, und Fraser wird zum Kommandanten ernannt. Kommandant van Reenen, der in der Gegend von Carnarvon steht, erhält den Auftrag, Fraser soviel seiner Namaqualänder abzutreten, daß davon ein neues Kommando gebildet werden kann, was er — allerdings nicht ohne Widerspruch — anfangs April thut. Fraser ist nun in der gleichen Gegend thätig wie Wessels.

General Maritz mit einem Teil seines Stabes im Felde.

Neuntes Hauptstück.

Der organisierte Widerstand im Nordwesten. General Maritz.

Von

Andries de Wet.

1. Wie Maritz nach dem Nordwesten kam.

Die Anfänge des neuen Aufstandes.

Der Nordwesten der Kapkolonie, in den ich meine Expedition unternommen hatte, war nach jenem Fehlschlage längst zur Ruhe gekommen. Es waren auch gar keine Führer vorhanden, die einen neuen Aufstand hätten ins Werk setzen und leiten können, und die Lust dazu war ebenfalls nicht groß. Man kann ruhig behaupten, neue Unruhen in größerem Maßstabe wären hier undenkbar gewesen, wenn sie nicht die Regierung selbst hervorgerufen hätte. Eine ganze Reihe der ersten Bürger von Kenhart war ohne Protest gefangen genommen worden, Geldstrafen bis zu 2000 Lstrl. (40000 M.) waren ohne Widerspruch bezahlt worden. Außerdem war eine Proklamation erlassen worden, daß sofort alle Waffen eingeliefert werden müßten, und daß sich jeder bei seiner Behörde anmelden müsse, und niemand hatte sich geweigert. Nur wo einer 2 Waffen

besaß, da vergrub er vorsichtig die beste, und die schlechtere bekam „Vom Engelschman", denn „man weiß ja nicht, was die Zukunft bringen kann", und außerdem bringt jedes Burenherz an seiner Waffe. So wurde das ganze Land zur Ruhe gebracht, und bei einer halbwegs verständigen und nachsichtigen Behandlung wäre die Gefahr für England überwunden gewesen. Aber England ließ es nicht zu, daß die Herzen zur Ruhe kamen. General Hertzog fiel in die Kolonie ein. Sofort wurde eine Proklamation erlassen, daß jeder Bur seine brauchbaren Pferde der englischen Militärbehörde abzuliefern habe. Auf diese Pferde setzte man dann Hottentotten und gab ihnen Waffen in die Hand, damit sie die Buren im Zaume halten. Der Grimm über dieses Vorgehen war unbeschreiblich.

Als nun die Entrüstung über die Gewaltmaßregeln Englands aufs neue losbrach und die Buren sich weigerten, dem Befehl, die Pferde auszuliefern, nachzukommen, schickte ein Häuflein zum Widerstand entschlossener Männer Botschaft an General Hertzog, der damals gerade in ihrer Nähe war, und ließ ihn fragen, ob er mit Waffen, Munition u. s. w. einen Aufstand unterstützen könnte. Dann würde man sich in großer Anzahl ihm anschließen. Aber die Antwort, die Hertzog giebt, ist nicht verheißungsvoll. Er sagt, daß die Freistaater selber alles, was sie brauchten, dem Feinde abnehmen müßten, also keinerlei Versprechung für die Ausrüstung anderer übernehmen könnten. Wenn die Kapkolonisten nicht aus eigener Kraft sich erheben könnten, so möchten sie sich lieber ruhig verhalten.

Bis zur Rückkehr des Boten haben viele die Ablieferung ihrer Pferde verschoben und müssen jeden Augenblick gewärtig sein, daß die Schwarzen kommen und sie ihnen mit Gewalt wegnehmen. Zwanzig dieser Leute versammeln sich, um den Bericht des Boten zu hören. Man sollte denken, daß sie dadurch ebenso wie durch den unglücklichen Ausgang des ersten Aufstandes tief entmutigt worden wären. Aber nein, sie beschließen, nicht wieder nach Hause zu gehen und selbständig den Kampf

zu beginnen. Sie rufen niemand auf zur Teilnahme, aber wer kommt, ist willkommen. Die Gewehre, die nun fast ein Jahr vergraben waren, kommen wieder zum Vorschein, und noch war die Sonne nicht zweimal über ihre Häupter dahingegangen, da hatte sich die kleine Schar bereits verdoppelt. Nach allen Seiten senden sie Boten aus, um Pferde, Sättel und Waffen zusammenzubringen.

Widerstand mit Waffengewalt.

Die Kunde von ihrem Widerstand gegen die englischen Proklamationen dringt auch nach Kenhart, und eine Patrouille von 20 Mann mit einem Leutnant an der Spitze wird ausgesandt, um die Ungehorsamen zur Ordnung zurückzuführen. 6 Buren stehen auf Wache, als diese Schar ankommt. Sie machen nicht einmal Meldung, sondern lassen ruhig die Truppe auf Schußweite herankommen und feuern dann. Verschiedene Sättel werden leer. Mit dem Rest seiner Leute ergreift der Leutnant die Flucht. Er reitet um sein Leben, denn die Buren verfolgen ihn; er verliert seinen Hut, das kann ihn nichts kümmern. 4 Stunden dauert es, bis der wilde Ritt zum Stillstand kommt; die Pferde können nicht mehr. Hier sattelt der Leutnant auf einer Farm ab. Die Frau des Hauses, eine alte Dame, die sofort sah, was los war, fragte den Herrn Offizier in spöttischer Höflichkeit: „Haben Sie schon gefrühstückt?" „Was? gefrühstückt? Ja, blaue Bohnen, sonst nichts!" erwiderte er.

Dieser kleine Erfolg hatte große Bedeutung für die Aufständigen. Jan Louw, der bereits zum Kommandant gewählt war, bekam Zuzug von allen Seiten und hatte bald 150 Mann unter sich. Er regierte thatsächlich den ganzen Distrikt Kenhart mit Ausnahme des Dorfes selber, das eine englische Besatzung hatte.

Kommandant van Reenen.

Die letzte Proklamation hatte fast die ganze Kapkolonie in Aufruhr gebracht. Dazu ereigneten sich auch hier Thaten, wie sie in den östlichen Distrikten so vielfach geschehen sind und den Grund zu einem unauslöschlichen Hasse zwischen Buren

und Engländern gelegt haben. Da wurde ein Jacobs in Narugas und ein Jooste in Kenhart tot geschossen, und die näheren Umstände bei dieser Exekution brachten das Blut erst recht in Wallung. War doch Jooste verwundet in die Hände des Feindes gefallen und wurde wieder hergestellt, um dann, auf einen Stuhl festgebunden, in Gegenwart der Dorfbewohner erschossen zu werden. Da war es denn kein Wunder, daß ein Mann, wie Kommandant van Reenen, in kurzer Zeit 400 Mann zusammenbrachte. Er war aus dem Freistaat gekommen mit niemand als seinem schwarzen „Achterrijder" (Reitknecht), und nun war er zu einer ganzen Schar geworden. Schade, daß dieser Mann neben vielen Vorzügen auch so viele Fehler besaß, er hätte für die Geschichte der Kapkolonie mehr bedeuten können.

Korporal Maritz.

Die Aufständigen brauchten nun Führer. Sie schickten daher im März 1901 zu Kommandant Malan, der weit im Osten mit großem Glück thätig war, und baten ihn um ein paar tüchtige und erprobte Männer; zugleich versprachen sie ihm einen großen Erfolg, da niemand seine Pferde ausliefern wolle. Malan erkannte sogleich, daß dieses Unternehmen Aussicht hatte, und beschloß zu helfen, so viel er könne. Er sandte Salomon Maritz mit seiner Korporalschaft von 10 Mann dahin und schrieb einen Brief dazu, daß er Maritz als Offizier und den Holländer Steuerwald als seinen Sekretär für die schriftlichen Arbeiten und die Organisationsthätigkeit sende. Auch der französische Mitkämpfer Marquis de Kersauson schloß sich an. Durch diese Regelung hatte Malan dem Aufstand in Nordwesten der Kapkolonie eine Grundlage gegeben, und ihm ist es also zu danken, wenn die Bewegung nicht gleich im Anfang gescheitert ist. Allerdings werden viele sagen, von „danken" könne hier überhaupt keine Rede sein, zumal schließlich doch nichts erreicht worden sei. Aber ich meine, was Malan dadurch gethan hat zur Stärkung des nationalen Gefühles, ist etwas, was heute noch gar nicht beurteilt werden kann, und

dessen Wirkung sich erst in der Zukunft zeigen wird. Auch können die Erfolge, welche mit seiner Unterstützung errungen worden sind, auch durch das traurige Ende nicht weggewischt werden. Der Mann, den er sandte, war aber auch wie kaum ein anderer geeignet, in seinen Leuten das Zutrauen zu sich selber und zu dem Führer zu stärken, und so dem Aufstand die nötige Kraft zu geben. Fast ein Jahr lang hat er, nur auf sich selbst angewiesen, die nationale Bewegung im Gange erhalten.

Salomon Maritz, oder einfach „Monie",*) wie er von jedermann genannt wurde, auch nachdem er Kommandant und General war, hat hier nicht nur bewiesen, daß er, was jeder schon vorher von ihm wußte, ein tapferer Mann, sondern daß er auch, was vorher wohl niemand ahnte, ein hervorragender Offizier, ja ein Feldherr war. Maritz ist kein Mann, der seine Gaben zur Schau stellt oder auch nur auf jemand, der ihm persönlich ferne steht, einen gewinnenden Eindruck macht, denn er ist verschlossen, wortkarg, und bei flüchtiger Bekanntschaft kann man leicht denken, daß er nicht offen sei. Aber die ihn näher kennen, schätzen ihn als den aufrichtigsten und gutherzigsten Menschen von der Welt. Nur im Gefecht kennt er keine Freundschaft. Da ist auch der beste Freund für ihn nur ein Soldat, von dem er Gehorsam verlangt, und ein sanftes Wort darf da keiner von ihm erwarten.

---

2. Maritz im Verteidigungskampf.

Einer gegen 60.

Auf dem Wege von Malan nach seinem Bestimmungsorte hatte er gleich Gelegenheit, zu zeigen, was er zu leisten vermochte, denn er wurde beständig verfolgt, und als er an

*) Die Abkürzung für „Salomontje" oder „Salomonie" = Salomonchen. D. H.

Carnarvon vorbeizog, folgte ihm auch hier wieder ein Leutnant mit 60 Mann. Maritz ritt an diesem Tag 11 Stunden durch und kam des Morgens in der Frühe auf der Farm Blaauwzijfer an. Hier dachte er ausruhen zu können, da der Feind sicher zurückgeblieben sein werde. Eine gute Viertelstunde von dem Hause entfernt, ließ er absatteln und ging allein mit de Kersauson — wir nannten ihn nur „Robert" — nach dem Hause, um zu sehen, ob er für seine Leute etwas zu essen bekommen könne. Nachdem sie da eine Zeitlang gesessen hatten, sagte er zu seinem Begleiter: „Robert, schau doch einmal hinaus, ob nichts los ist." Und was sah Robert, wie er aus dem Hause kam? Die 60 englischen Reiter stürmen direkt auf das Haus zu. Was nun thun? Maritz hat nicht einmal sein Gewehr bei sich; zu den Leuten zurückzulaufen, hilft auch nichts, denn die Verfolger werden früher da sein als sie, da sie zu Pferde sind, und selbst wenn sie hinkämen, würden immer noch seine Leute in offenem Felde dem Feuer eines übermächtigen Gegners ausgesetzt sein. Es giebt also keinen anderen Weg zur Hilfe, als den, den Feind aufzuhalten. Und Maritz bringt das in folgender Weise zu stande: er nimmt Roberts Gewehr und sendet ihn selbst weg, um die anderen zu warnen.

Unterdessen setzt er sich in einen Viehkraal fest, wartet, bis der Feind auf Schußweite heran ist, und feuert dann, so rasch er kann. Die Engländer wissen nicht, wie viel Feinde da sind; sie springen sofort von ihren Pferden, die sie auch loslassen, während 10 von ihnen in weitem Abstand eine Umgehung machen, um von hinten her an Maritz' Stellung zu kommen. Aber nun hat auch Maritz sein Pferd. Es war „klein Joubert", ein 15jähriger Junge, aber zugleich auch einer der tapfersten Männer, der es brachte. Er war auch diesmal zuerst mit dem Satteln fertig geworden. Maritz macht Joubert auf die zehn Engländer aufmerksam, welche die Umgehung versuchen, und sagt ihm, er solle zurückreiten und den übrigen sagen, daß

sie schleunigst sich fortschaffen und ihre Handpferde in Sicherheit bringen sollten. Die Pferde der Engländer, die von vorne angreifen, sind nun ein paar 100 Meter weggelaufen, und wie das Maritz sieht, kommt ihm der Gedanke, einen Handstreich zu wagen, um dem Feinde jede weitere Verfolgung unmöglich zu machen, denn seine Pferde sind so erschöpft, daß er eine Verfolgung nicht mehr lange aushalten kann. Er springt also auf sein Pferd, stürmt an den Soldaten, die abgesattelt haben, vorbei, ohne daß ihn einer trifft, schießt mit seiner Mauserpistole so viel Pferde tot, als er vermag, faßt dann fünf von ihnen am Zügel und flüchtet zu seinen Leuten. Wie er dahin kommt, tauchen gerade auch die 10 Mann auf, welche die Umgehung unternommen haben. Er reitet ruhig im Schritt auf sie zu, bis auf 200 Schritt, da giebt er plötzlich den Befehl: „Vorwärts!", giebt seinem Pferde die Sporen und stürmt mit seinen Leuten gegen die 10 Mann an, von denen er 2 gefangen nimmt, ehe sie wissen, was überhaupt los ist, während die übrigen sich ergeben. Einen der Gefangenen kannte ich ganz gut. Er hat leider auch das Recht, wenigstens durch seine Geburt, auf den Namen eines Afrikaners und hieß Dawson. Maritz nahm den Gefangenen Pferde und Gewehre ab, und ließ sie dann frei, gab aber Dawson den Auftrag mit: „Sage deinem Leutnant, daß ich nicht gekommen bin, um mit ihm zu fechten, und daß ich jetzt dazu auch keine Zeit habe, aber wenn er mir noch weiter folgen wird, so werde ich ihn so verhauen, daß er sich sein Lebtag nicht davon erholen wird. Und du als Afrikaner, gehe hin und bessere dich." Der Leutnant hatte 60 Mann, Maritz 10, aber der Unterschied in der Zahl war sicher ausgeglichen durch die Stärke der Drohung, — wenigstens folgte der Leutnant nicht weiter. In einer Zeitung haben wir später einen Bericht von ihm gelesen, daß er 10 Buren verfolgt habe und plötzlich auf 500 gestoßen sei; infolgedessen habe er natürlich die Verfolgung aufgeben müssen. Dawson hörte auf Maritz' Warnung

nicht, er ist bei Verkerde Vlei schwer verwundet in die Hände der Buren gefallen und bald darauf gestorben.

Kommandant Maritz.

Weiter im Westen kommt Maritz nach Brandvlei im Distrikte Calvinia und trifft hier 60 Rebellen; alle bewaffnet, aber jeder mit einem anderen Gewehr. Sie standen unter dem Kommandanten Froneman. Froneman hatte gedacht, daß Maritz unter ihm Feldkornett sein werde, aber Maritz fand ihn betrunken. Von seinen Leuten kannte niemand die neuen Ankömmlinge. Kaum hatte Maritz ein paar Stunden abgesattelt, da kam eine Wache angejagt und meldete, daß eine feindliche Patrouille in der Stärke von 15 Mann herankomme. Alles sattelte auf, auch Maritz sattelte auf, dann ritt er vor die Leute hin und rief mit lauter Stimme: „10 Mann vortreten, alle anderen satteln wieder ab." Von seinen eigenen Leuten ließ er nur einen aufsatteln, alle übrigen blieben zurück. Alles fragte sich erstaunt: „Wer ist der Mann, der hier Befehle giebt?" aber man fragte nur leise, denn wer seine Augen sah, wagte keinen lauten Widerspruch. Ohne Zögern traten 10 Mann vor und Maritz ritt mit ihnen ab. Als er den Feind erreichte, sah er, daß sich der Feind oben auf einer spitz zulaufenden Felsenkuppel verschanzt hatte, und es blieb Maritz nichts übrig, als bis an den Fuß des Berges heranzugaloppieren und dann den Berg zu ersteigen. Das geschah auch. Aber die Engländer verteidigten sich gut, und Maritz selbst erhielt einen ziemlich schweren Schuß in den linken Arm, der am Rücken heraustrat. Wenn Maritz jetzt wankte, war er verloren; und selbst wenn er gerettet würde, war es um seine Autorität geschehen. Er nimmt einen Schluck Wasser und kämpft weiter. Aber er fühlt doch, wie seine Kräfte nachlassen, darum ruft er seinen Leuten zu, zu stürmen und stürmt selbst voraus. In einem Augenblick waren sie mitten in den Stellungen des Feindes. Der Leutnant übergab sich mit seinen Leuten. Drei davon waren tot, fünf verwundet. Maritz traf in dem Leutnant einen alten Bekannten, den er schon in Transvaal gefangen genommen

hatte, und dieser sagte auch gleich zu ihm: „Hätte ich gewußt, daß Sie es sind, so hätte ich mich schon früher ergeben, dann wären doch die paar armen Kerle nicht tot. Ich dachte, es seien die Rebellen von Brandvlei."

Im Buschmannlande.

Das war Maritz's Meisterstück. Als er zurückkam, redete ihn jeder als Kommandant an, und er blieb's auch von dieser Stunde an. Außerdem gab ihm der Erfolg dieses Tages die Möglichkeit, wieder 13 Mann mehr zu bewaffnen. Um seine Wunde heilen zu können und sein Kommando zu regeln, zog er nach dem Buschmannland („Boesmanland"). Es ist das der nördliche Teil von Calvinia, der nur vorübergehend eine stärkere Bevölkerung hat, nämlich wenn die Weiden gut sind, was nur dann der Fall ist, wenn es geregnet hat; und der Regen bleibt manchmal ein oder zwei Jahre aus. Überall im Lande sind wohl „Putten", d. h. Sammelbecken für Wasser, aber auch diese trocknen gar häufig aus, und das Sumpfwasser, das sich in ihnen sammelt, ist meist ungenießbar. Feste Wohnsitze haben in dem Lande nur Buschmänner, davon trägt es auch seinen Namen; die Buren, die sich da aufhalten, wohnen meist in Zelten, denn sie wandern mit ihrem Vieh von Weide zu Weide und von Wasserplatz zu Wasserplatz. Dieses Land bietet schon deshalb einen Zufluchtsort für die Buren, weil größere Kolonnen als die ihrigen wegen der Verpflegungsschwierigkeit nicht dahin kommen können. Für sich selber aber sorgten schon die Buren für Vorräte.

Die Engländer erkannten sehr rasch, was ihnen bevorstehe, wenn sie Maritz Zeit gäben, dort seine Kräfte zu sammeln und zu organisieren, und schickten von 3 verschiedenen Richtungen aus Kolonnen gegen ihn, die ihn einkreisen und vernichten sollten. Maritz fing aber „Rapportreiter" des Feindes auf und lernte so den ganzen Plan kennen. Kapitän Burton sollte von Loiriesfontein mit 75 Mann, Leutnant Show von Tontelboschkolk und Oberst Wheit von Carnarvon mit 400 Mann kommen, um sich an einem verabredeten Platze mit den beiden anderen

zu vereinigen. Maritz zog zuerst der schwächsten Abteilung entgegen, und es war für ihn ein Kartenspiel, 30 Mann davon mit allen ihren Wagen gefangen zu nehmen. Der Kapitän mit ein paar Mann entkam leider. Mit dem ganzen Wagenzug Burtons zieht Maritz nun nach dem Sammelplatz und wartet da auf Show. Wie dieser die Wagen sieht, denkt er, daß es der Kapitän sei. Nun läßt Maritz ein paar Leute aufsatteln, die den Engländern entgegenreiten und plötzlich „Hands up!“ rufen. Die völlig überraschten Leute hatten keine Zeit zur Gegenwehr, und so wurde denn der Offizier mit 8 oder 9 Mann gefangen.

Ein gefährlicher Feind entkommt.

Leider setzte man aber zu den Gefangenen nur einen ungeschickten jungen Buren als Wächter, der in seiner Dummheit so nah an die Gefangenen herantrat, daß der Leutnant mit einem Sprung ihm das Gewehr entriß, auf sein Pferd sprang und davonjagte. Wohl jagte ihm Maritz mit H. Steijn, einem seiner tapfersten Leute, nach. Der Leutnant aber wußte noch 4 Schüsse anzubringen, der erste ging durch Maritz' Sattel, der zweite tötete Steijns Pferd, der dritte schlug Steijns Bein durch, und der vierte traf Steijn in den Kopf und tötete ihn. Nun springt der Offizier auf sein Pferd und jagt davon. Ich glaube nicht, daß im ganzen Kriege irgend ein englischer Offizier eine tapferere That vollbracht hat. Er hat uns auch später noch mit seinen Hottentotten viel Schaden zugefügt, und niemals hat Maritz Gelegenheit bekommen, ihn auf gleichem Fuße zu bekämpfen oder ihn zu einem entscheidenden Kampfe zu stellen, obwohl er nach keines Feindes Leben mehr verlangte als nach dem dieses Offiziers. Immer überfiel dieser Gruppen von 4 bis 5 Buren und war wieder verschwunden, wenn man ihn fassen wollte.

Einen lieben Kriegskameraden verloren.

Die Hauptsache war aber vorerst, daß Maritz auch seine Vorräte erbeutet hatte. Mit der dritten Kolonne, die von dem Schicksal der beiden anderen gehört hatte, kam er gar nicht in Berührung. Er hatte also nun Waffen und alles,

was er sonst brauchte, und konnte zudem etwas an Ruhe denken. Etwa 10 Tage später war Maritz wieder im Gefechte. Er war mit einer ziemlich starken Patrouille auf dem Wege nach Hantam, einem anderen Teile im Süden seines riesigen Distriktes. Auf einer Farm rastete er und schickte von da Steuerwald und Marquis de Kersauson nach einem Laden, um da allerhand Bedürfnisse einzukaufen. Diese Läden — in Südafrika sagt man „Winkel" — sind wie überall im Lande der Buren auch hier mit Farmen verbunden. Vorsorglich wird eine Wache ausgesetzt. Aber was auch die Schuld gewesen sein mag, die Wache merkt den Feind nicht, ehe er zu schießen beginnt und auch die Farm so gut wie umzingelt hat. Kersauson sieht sofort die Gefährlichkeit der Lage und sendet Boten um Hilfe an Maritz. Aber der erste Bote wird tot geschossen, und dem zweiten wird sein Pferd erschossen, so daß er den Weg, der 2 Stunden zu Pferd ist, zu Fuß zurücklegen muß. Aber er legt ihn mit Aufopferung seines Lebens in $1^1/_2$ Stunden zurück. Unterdessen ging es den Belagerten schlecht. Ein Mann erhielt 4 Schüsse (kam aber wunderbarerweise doch mit dem Leben davon), und Steuerwald, die rechte Hand von Maritz, erhielt einen Schuß in den Magen. Maritz befreite wohl schließlich die Eingeschlossenen, aber seinen Freund Steuerwald konnte er nicht retten. Die Wunde war tödlich. Es war schrecklich zu sehen, wie abends nach dem Gefechte Maritz den Armen, der nicht leben und nicht sterben konnte, in seinen Armen hielt und zu trösten suchte. Er weinte wie alle, die um sie herum standen. Ja, man kann sich kaum etwas Härteres vorstellen, als einen lieben Kriegskameraden verlieren zu müssen.

Auf dem Bokkeveldberg umzingelt.

Die Engländer sehen nun, daß sie Maritz etwas härter anfassen müssen. Wohl wird überall und ständig zur Beruhigung der Bevölkerung verkündigt, daß nur „ein paar Buren" aufständig seien, und daß sie — heute heißt es: in 8, morgen: in 14 Tagen — gefangen sein werden. Aber man rüstet doch

eine Kolonne von 800 Hottentotten unter Oberst Jutven aus, um die „paar Buren" gefangen zu nehmen. Die Operationen dieser Kolonne erstrecken sich über einen Zeitraum von fast 6 Monaten. Sie in allen Einzelheiten darzustellen, ist hier unmöglich. Ihr Resultat war, daß Maritz 8 Mann an Toten verlor und 20 Verwundete hatte. Auch wurden 2 gefangen genommen, die aber so krank waren, daß sie starben, ehe sie in Calvinia*) anlangten. Einmal glaubten die Engländer, Maritz auf einem großen Berge, dem Bokkeveldberg, in ihrer Gewalt zu haben, und wie sie das im ganzen Krieg gewöhnt waren, sandten sie auch jetzt ein Telegramm ab, daß sie morgen das Kommando gefangen nehmen würden, und trösteten schon die „loyalen" Bewohner der Stadt, daß sie nun von „diesem Fluch" befreit seien. Aber es kam anders. Maritz wußte sehr wohl einen Ausweg, aber er hielt die Engländer mit Absicht hier fest und stellte sich, als ob er keinen Ausweg mehr habe, weil er Absichten hatte auf ein Dorf, das am Fuße des Berges liegt, in südöstlicher Richtung und von 60 Soldaten besetzt ist. Es ist das Van Rhijnsdorp. Er wußte, daß man dort nicht auf einen Überfall gefaßt sei, wo doch täglich Berichte kamen, welche meldeten, daß er festsitze und nicht aus und ein wisse. England hat sich hier mit seinen Schwindelberichten selbst geschadet.

Der „rettungslos" Eingeschlossene erobert ein feindliches Dorf.

Am Abend, wo man glaubt, das letzte Loch zugestopft zu haben, schafft Maritz alle seine Pferde vom Berg herunter, versteckt sie am folgenden Tag in einem dichten Wald am Fuße des Berges bei der Farm Grootdrift und fängt an diesem Tag alle Depeschenreiter des Feindes ab. Wie es dunkel zu werden beginnt, läßt er aufsatteln und schickt 2 Mann, die gut mit dem Wege bekannt sind, voraus. Sie müssen ihre Pferde in der Nähe des Dorfes stehen lassen und das Dorf „ausspionieren". Sie kommen ruhig ins Dorf, kein Posten hält sie an. An dem

*) D. h. in der Stadt Calvinia, die als einziger Ort des gleichnamigen Distriktes dauernd in englischen Händen war. D. H.

Abend ist in dem Dorfe ein Fest mit Tanz, an dem auch die beiden Offiziere teilnehmen. Die „Spione" kommen bis vor die Thüre des Saales und sehen die Offiziere in ihre Wohnung gehen, wobei sie bemerken, daß sie zwei Privatzimmer in demselben Hause bewohnten. Es war zu erwarten, daß diese beiden Offiziere — der Kommandant war Burton — nach diesem Feste nicht in dem Fort, sondern in ihrer Privatwohnung übernachten würden.

So zieht denn Maritz des Morgens um 4 Uhr ungehindert in das Dorf ein und geht mit einem Begleiter direkt auf die Zimmer der Offiziere zu, klopft höflich an und wird aufgefordert einzutreten. Der Kommandant erwartet nämlich den Zahlmeister von Clanwilliam. Maritz tritt ein und fragt: „Wollen Sie kämpfen oder sich ergeben?" Der Offizier reibt sich die Augen und fragt endlich: „Wer sind Sie denn, und was wollen Sie?" Als er aber auch darüber höflich Auskunft erhalten hat, fährt er auf: „Zum Teufel, wie werde ich denn kämpfen, wenn Sie Maritz sind!" „Gut, so stehen Sie auf und kleiden Sie sich an!" Bei dem Leutnant geht es womöglich noch einfacher. Maritz tritt ein, steckt die Lampe an, nimmt den Revolver an sich, der zu Häupten des Leutnants hängt, und weckt dann den Herrn, der so erschrickt, daß er unangekleidet auf die Straße laufen will, bis man ihn darauf hinweist, daß sich das für einen Offizier doch nicht schicke. Leider fiel in diesem Augenblick auf der Straße ein Schuß, sonst hätte man das Fort einnehmen können, ohne irgend welchen Widerstand,

denn es stand nicht einmal eine Wache da. Mein Bruder, der Maritz immer begleitete und später, als Maritz General wurde, nebst einem anderen Bruder in seinem Stabe war, war einem Hottentotten begegnet, der auf seinen Anruf nicht stehen blieb, sondern nach seinem Haus eilte. Da er dort Gelegenheit gehabt hätte, sein Gewehr zu holen, so hatte ihn mein Bruder vor der Thüre niederschießen müssen. Jetzt war das Fort alarmiert.

Aber auch der Kampf, der sich nun entspann, war uns nicht gefährlich. Unsere Leute sagten, daß er das unterhaltendste Gefecht gewesen wäre, das sie jemals erlebt hätten. Die Besatzung schoß mörderisch und verbrauchte in kurzer Zeit, wie nachher festgestellt wurde, 6 Kisten Munition. Aber kein Schuß kam auch nur in die Nähe der Buren, obgleich die Entfernung nicht mehr als 60 Schritt betrug. Das Fort, ein großes Erdloch, um das die ausgehobene Erde in Sandsäcken aufgestapelt lag, war nämlich so schlau gebaut, daß niemand herausschießen konnte, ohne den Kopf über die Schanzen zu erheben, und die beiden ersten, die das probierten, fielen sofort in den Kopf getroffen tot nieder, denn ihnen gegenüber standen die Buschmannländer, die berühmtesten Schützen der Kapkolonie. Um 12 Uhr ergab sich das Fort, und wir erbeuteten 60 „gute, fast noch ungebrauchte" Lee Metfords und ein paar Kisten Munition. Schade, daß wir so viele gute Pferde tot schießen mußten. Sie standen angepflöckt am Fort und in unserer Schußlinie, aber 31 davon brachten wir doch lebend heraus. Am spassigsten ging es mit 2 Wächtern, die bei dem Gefängnis standen. Als sie hörten, die Buren seien im Dorfe, ließen sie sich einschließen, um sicher zu sein. Zufällig kam einer von unseren Leuten dahin und öffnete die Thüre, da standen die Tommies mit ihrem Gewehr im Arm und hüteten das Gefängnis von innen. Die Gefangenen ließ Maritz wieder frei. Er hat es immer so gemacht, und konnte es nicht einmal übers Herz bringen, bewaffnete Hottentotten niederzuschießen.

Wie gutherzig dieser Mann bei aller Tapferkeit und

Afrikanische Jagdbeute.

Energie war, dafür nur zwei Beispiele. Eines Nachts schläft er mit meinem Bruder und „Klein"*)-Joubert an einem bestimmten Platze. Kommandant Schoeman, ein tüchtiger, aber etwas dickköpfiger Bur, sollte eine Patrouille aussenden, hielt es aber für unnötig und that es deshalb auch nicht. Sobald das Maritz merkte, stand er auf und sandte sie selbst. Kaum hatte er sich, schon etwas ärgerlich, wieder gelegt, da kommt einer der Leute heran und sucht meinem Bruder den Regenmantel unterm Kopfe wegzuziehen. Maritz, der infolge des Ärgers mit Schoeman noch wach ist, merkt es und donnert den armen Sünder an: „Diese Stehlerei muß endlich aufhören." Der Mann sucht sich herauszureden, er habe nicht gestohlen. Da springt Maritz wütend auf und schlägt mit dem Sjambok drein. Kaum liegt er wieder, da macht ihm diese Härte zu schaffen, und er murmelt: „Es thut mir doch leid, daß ich den armen Kerl so schlecht behandelt habe. Ich muß ihm morgen ein gutes Pferd dafür schenken," und das that er auch. Ein andermal schossen ein paar seiner Leute auf Strauße, was er, um die Munition zu schonen, streng verboten hatte. Sofort ordnet er an, daß jeder Schuldige 10 Hiebe mit dem Sjambok bekommen solle, und er hatte für dieses Amt einen Adjutanten, den „Sjambokker" (Profoß), der seiner Aufgabe immer mit großer Behaglichkeit nachkam. Er hieb auch diesmal mit aller Kraft drauf, und man sah ihm an, daß er es gern that. Da packte ihn Maritz und rief laut: „Kerl, wenn du noch mal so hart schlägst, haue ich dich."

„Monies" Gutmütigkeit.

Mit seiner Beute zog nun Maritz wieder zurück nach seinem Hauptquartier im Buschmannlande. Dort wohnten auch die heimatlosen Frauen und Kinder seiner Bürger vom Kommando, und er mußte für sie sorgen. Auch sammelte er hier Vorräte an, um in den Tagen der Not auf alles vorbereitet zu sein, denn er war immer auf einen langdauernden Krieg

Maritz' Hauptquartier.

*) D. h. dem jungen Joubert. D. H.

gefaßt. Mehr als einmal hat er gesagt: „Vier Jahre müssen wir mindestens kämpfen, wenn wir frei werden wollen.“ Und für diese Zeit wollte er vorsorgen. Natürlich wurde er auch jetzt wieder auf dem ganzen Wege verfolgt. Aber die Verfolgung kostete nur den Engländern Pferde und Leute, ohne daß sie ihm nennenswerten Schaden zufügen konnten.

Fast vernichtet.

Maritz' Kommando zählte nun ungefähr 250 Mann. Aber da er das ganze große Buschmannland bewachen und all die Plätze, wo er Vorräte aufgehäuft hatte, schützen mußte, wodurch ein großer Teil seiner Macht fortdauernd festlag, so konnte er nur höchstens 100 Mann mitnehmen, wenn er eine Expedition unternahm. Und nun wie er gerade für diese 100 Mann etwas Erholung nötig hatte und auf der Farm Brandwacht (nordöstl. von Calvinia) lagerte, um dort seine Pferde herauszufüttern, wurde er aufs neue überfallen. Es hätte auch nicht viel gefehlt, so wäre diesmal sein ganzes Kommando mit Ausnahme von 20 Mann aufgehoben worden. Der Tapferkeit und Unerschrockenheit seines Feldkornetts Rudolf, der später schwer verwundet in die Hand des Feindes fiel und starb, und seines Begleiters Boomzaaier, der leider auch noch kurz vor Beendigung des Krieges gefallen ist, hatte er es zu verdanken, daß ihm dieser Schlag erspart blieb.

Die Farm, auf der Maritz lagerte, war ein sehr ausgedehnter Besitz des Herrn J. van der Merwe, eines Mitglieds des Kapparlamentes. Fast all sein Land war Getreideland („Zaailand“), und dieses ist im Westen*) der Kolonie immer mit Stacheldraht umzogen. So schloß denn hier Maritz der Stacheldraht von drei Seiten völlig ein, während an der vierten Seite ein großer Fluß entlang lief. Dieser Fluß hatte zwar nur wenig Wasser, aber keinen festen Boden. Unter dem trockenen Grunde war alles Wasser und Moraſt, und wer da hinein-

*) Im Osten ist alles Land umzäunt, aber im Westen das Weideland nicht, sondern nur das Getreideland und die Teile, die zur Straußvogelzucht dienen oder einmal gedient haben.

geriet, kam schwer wieder heraus. Auf diesem Platz bei Nacht umzingelt zu werden, bedeutete also fast sicher Gefangennahme oder Tod. Einen Ausgang ohne Durchschneidung des Drahtes gab es bloß an zwei Hecken. Maritz hatte gehört, daß von Calvinia her ein Angriff beabsichtigt sei, und war darum besonders vorsichtig. Er war selbst mit 22 Mann am Tage auf Patrouille gegangen und hielt mit ihr auch nachts noch die Wache auf der Fahrstraße von Calvinia nach Brandwacht. Seine Leute waren nun natürlich, da sie ihn auf Wache wußten, ganz sorglos. Und Maritz selber war gewiß, daß ein Überfall unmöglich sei, ohne daß er es rechtzeitig merke. Aber es gab noch einen anderen Weg nach Brandwacht, der nur schon lange nicht mehr gebraucht wurde. Auf diesem führte ein treuloser Afrikaner, der sich in der Gegend genau auskannte, die englische Truppe heran; und dieser Weg ist, wenn auch beschwerlicher, doch näher als der Hauptweg. Des Morgens um 3 Uhr ließ Maritz aufsatteln, um noch ein Stück weiter gegen Calvinia zu ziehen, zu sehen ob keine Gefahr drohe, und dann heimzureiten und sich schlafen zu legen. Es dauerte nicht lange, und man kommt an den alten Weg. Boomzaaier, der immer alle Spuren verfolgt, merkt, daß hier ein Kommando gezogen ist; Maritz begreift sofort, was im Gange ist, und läßt Kehrt machen. Aber das Kommando ist 3 Stunden weit weg, und nach den Spuren zu urteilen, kann der Feind nun schon dort sein. Darum werden Rudolf, Boomzaaier und noch einer von der Patrouille mit den besten Pferden vorausgesandt, um das Kommando zu warnen.

Eine merkwürdige Rettung.

Sie jagen dahin auf Tod und Leben. Die ganze Farm ist bereits umstellt. Aber da es noch dunkel ist, merken die drei nichts davon, bis sie bei der einen Hecke einreiten, wo ein Soldat Rudolfs Pferd beim Zügel faßt und ruft: „Surrender!“*) „Gut,“ sagt Rudolf, und der Soldat setzt sein Gewehr ab, da

*) „Ergieb dich.“ D. H.

drückt Rudolf seinem Pferd die Sporen in die Weichen, überreitet den Soldaten und entkommt. Boomzaaier ihm nach. Beider Pferde werden getroffen und das ihres Kameraden sogar niedergeschossen. Aber dieser flüchtet in das Feld, während die beiden vordersten ihre Kameraden erreichen und sie über die Situation aufklären. Allerdings hat ein Schuß Rudolf die Wade fürchterlich zerfetzt. Die Engländer eröffnen nun ein Feuer von allen Seiten, und an jedem Ausgangspunkt haben sie eine Kanone stehen. Da stellt sich Rudolf an die Spitze seiner Kameraden und ruft: „Wir müssen durch, mögen die Engländer so dicht stehen, wie nur immer.“ Aber da ist auch der Stacheldraht noch, der durchschnitten werden muß, und es gilt, ihn an einem Punkt rasch zu durchschneiden und dann mit ganzer Macht geschlossen durchzubrechen. Am ersten Punkt, wo man's versucht, ist des Feindes Feuer zu stark. Da ereignet sich ein Glückfall, der sie aller weiteren Versuche enthebt. Eine Menge loser Pferde, denen der Schreck in den Gliedern saß, stürzt auf eine der englischen Kanonen zu. Im Dunkel denkt der Feind, es seien die Buren, die einen Angriff auf die Kanone machen wollen, und verläßt seine Stellungen, um die Kanone zu schützen. Dieser Augenblick wird benutzt, der Draht durchschnitten, und dann jagt man durch, ohne mehr als insgesamt 3 Verwundete zu verlieren. Auch 2 Kranke, die nicht zu Pferde steigen konnten und etwa 30 Pferde, die sich losgerissen hatten, fielen in des Feindes Hand. Es war hier wohl Glück dabei, aber ich möchte doch wissen, wenn 700 Buren 100 Engländer in gleicher Weise eingeschlossen hätten wie hier 700 Engländer die kleine Burenschar, wie viel entkommen wären.

3. Maritz im Angriffskriege.

Die Engländer stellen nun eine Zeitlang jede Verfolgung ein. Aber Maritz ist damit nicht zufrieden und unternimmt einen seiner kühnsten Züge. Er ruft eines Tages sein Kommando zusammen und sagt: „Das Stillsitzen hier habe ich nun satt. Die Engländer liegen überall hinter ihren Wällen in den Dörfern und trauen sich nicht heraus. Da sie nicht zu uns kommen, müssen wir zu ihnen gehen. Wir müssen etwas unternehmen. Es wird vielleicht ein schwerer Zug werden, vielleicht aber auch nicht; wir werden viel kämpfen müssen, aber dazu sind wir ja da. Wer nun bereit ist mitzugehen, der trete vor!" 75 treten sofort vor und erklären, wohin er sie führe, gingen sie mit. Es waren meistens die Jüngeren, die sich meldeten. Aber ich bin überzeugt, auch die Älteren hätten sich wie ein Mann angeschlossen, wenn sie nicht an das traurige Los hätten denken müssen, das ihrer Familie bevorstand, wenn der Distrikt ganz offen blieb und unterdessen der Feind hereinkam und alles mit sich schleppte.

Ein Eroberungszug nach Kapstadt.

Und wo ging nun Maritz mit den 75 Mann hin? Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist so, er zog — es war im Mai, also kaum 2 Monate seit dem Bestehen seines Kommandos — gen Kapstadt. Keine Patrouille, keine Kolonne, keine Festung konnte ihn hindern. Jede Patrouille fing er, jede Kolonne entwaffnete er, und verschiedene Dörfer nahm er in Besitz. So kam er bis Darling, und sein Kommando wuchs unterdessen bis auf 400 Mann an. In Kapstadt zitterte man damals vor Maritz, auf den Höhen um die Stadt fuhren Batterieen auf, und die Bürgerwehr wurde aufgeboten. Kleine Kolonnen, die gegen ihn ausgesandt wurden, wagten sich gar nicht mehr heran. Boomzaaier hatte sogar die Keckheit, bis zu einer kleinen Bucht dicht am Kap vorzurücken und dort vom Lande aus ein englisches Kriegsschiff zu beschießen. Einen Wert hatte zwar die Beschießung nicht, aber sie kam den Engländern

Beschießung eines englischen Kriegsschiffes.

doch teuer zu stehen durch die Unmasse Bomben, die sie auf die kleine Schar warfen, ohne daß einem aus ihr ein Haar gekrümmt wurde, und wir haben uns später noch immer köstlich über den „Erfolg" amüsiert, den das englische Kriegsschiff hier errungen hat. Es wird ja auch meinen Lesern nicht unbekannt sein, wie damals die Engländer endlich „dahinter kamen", woher wir unsere Vorräte bezogen, und ein „Burenkommando überraschten", das auf ein Proviantschiff in einem Hafen der Westküste wartete... Nun, dieses Burenkommando war Boomzaaier mit seinen 5 Mann, und von dem Kriegsschiff habe ich gerade erzählt. Man suchte damals sogar herauszubringen, welches Land denn eigentlich die Neutralität so verletze, daß es die Rebellen unterstütze, und die englische Kriegsbehörde öffnete alle Briefe, die nach Kapstadt kamen, selbst wenn sie nur auf dem Durchgangsverkehr Britisch-Südafrika berührten. Der arme Boomzaaier! Er hat gar nicht gewußt, welche bedeutende Persönlichkeit er war!

Der südlichste Punkt der Expedition.

Bei Darling kehrte Maritz um. Aber nicht etwa, weil ihn die Engländer dazu gezwungen hätten, sondern weil die Beute, die er gemacht hatte, so groß war, daß jeder Bürger 4—5 Pferde mit sich führte und an Fechten kaum noch gedacht werden konnte. Auch machten all die erbeuteten Wagen den Zug immer schwerfälliger. Zudem hatte er 7 Verwundete, für die gesorgt werden mußte. Er kehrte also zurück, um Verwundete, Pferde und Wagen im Buschmannlande zu bergen.

Aufs neue gen Kapstadt.

Kurz darauf machte er einen zweiten Zug, der ebenso glücklich ablief, und bei dem die Zahl seiner Kämpfer auf 1200 anwuchs.*) In der Nähe von Kapstadt erbeutete er diesmal einen Postwagen und ersah hier aus englischen Berichten, daß General Jan Smuts im Distrikte Calvinia angekommen und als Generalkommandant-Assistent für die Kapkolonie angestellt sei. Sofort machte er sich auf den Weg zu ihm, während er seinem Kommando den Auftrag gab, unter Kommandant Schoeman langsam nachzukommen. In diesem Falle haben uns die Engländer nicht nur als Proviantmagazin, sondern auch als Depeschenträger gedient.

Tontelboschkolk mit vereinigten Kräften angegriffen.

Auf dem ganzen Wege traf er Burenkommandos, so daß die Gegenden, in denen er sonst allein operierte, nun auf einmal zu einem Burenhauptquartier wurden. Alle diese Kommandos hatten sich auf die Kunde von Smuts Anwesenheit herbeigezogen, worüber Maritz nicht sehr erbaut war, denn für so viel Leute gab's hier nicht Arbeit, während andererseits durch ihre Anwesenheit der Distrikt erschöpft und seine Vorratskammer geleert werden mußte. Die anderen Kommandanten sahen denn auch ein, daß etwas gethan werden müsse, um alle Leute zu beschäftigen, und sie beschlossen, die Hauptstadt des Distriktes anzugreifen. Maritz war sehr dagegen. Die Eroberung von Calvinia mußte sehr viel Leute kosten, denn es war bisher ununterbrochen in den Händen der Engländer gewesen und ausgezeichnet verschanzt. Auch war es ihm lieber, einen Ort im Distrikte als die Hauptstadt zur Basis seiner Operationen zu haben. Er schlug darum vor, Tontelboschkolk anzugreifen. Dieser Platz bietet den großen Vorteil, daß er viel Getreideland

*) Auf diesen Zügen nahmen Maritz' Leute vielfach den Gefangenen der Bürgerwehren (Distriktswachen) ihre Abzeichen W(estern) P(rovinces) M(ounted) R(ifles) ab, welche diese auf der Schulter oder am Hute tragen, und steckten sie selbst an. Darüber zur Rede gestellt, nahmen sie diese Zeichen als ihr Recht in Anspruch und legten sie so aus: We Provid Maritz Rifles („Wir besorgen Maritz Gewehre").

umfaßt und jährlich 4—6000 Sack Weizen liefert. Außerdem liegt er für die Engländer etwas abseits, und wenn wir ihn einmal hatten, war Aussicht, daß wir ihn auch dauernd halten konnten. Maritz' Plan findet allgemeine Zustimmung. Aber auch Tontelboschkolk hat eine starke Besatzung und ist gut verschanzt. Außerdem haben wir keinen großen Vorrat an Munition, und die Aussicht, den Feind vom Wasser abzuschneiden, ist sehr gering, denn alle Schanzen liegen auf jener Seite, und diese Schanzen sind schon von Natur feste Stellungen. Doch es glückt uns wenigstens, fast alle Pferde dem Feinde abzunehmen und ihn auch großenteils vom Wasser abzuschneiden. Aber die Besatzung hält 10 Tage aus, und bis dahin ist unsere Munition erschöpft. Wir mußten bei einem neuen Kampf um das Wasser uns zurückziehen und gaben so dem Feinde Gelegenheit zur Flucht. Immerhin fiel der Ort, wenn auch später, als wir gedacht hatten, in unsere Hände, und das war die Hauptsache. Maritz konnte von hier noch 1200 Wagen Korn in sein Hauptquartier wegführen lassen.

Maritz schwer verwundet.

Maritz wurde bei dieser Gelegenheit wieder schwer verwundet. Ich habe schon erwähnt, daß uns bereits am ersten Tage der größte Teil der Pferde des Feindes in die Hände fiel. Aber ein Kraal voll war noch übrig, und dieser Kraal war an die Hauptschanze, gegen einen Berg gelehnt, angebaut. Maritz drang darauf, daß auch diese Pferde geholt werden müßten. Aber es war ein gefährliches Unternehmen, und niemand hatte rechte Lust dazu. Da unternimmt er es mit nicht mehr als 8 Mann, die von seinem Kommando bei ihm waren. Ein paar Freiwillige schließen sich ihm an. Ungehindert kamen sie, Maritz voran, bis zur Thüre, da rief man ihm „Halt!" zu und schoß zugleich. Die Kugel streifte den Schaft der Mauserpistole von Maritz und fuhr dann, Holz- und Eisensplitter mitreißend, in seine rechte Brust. Das gab eine böse Wunde. Maritz fällt nieder, und seine Leute beginnen zu weichen. Da ruft er ihnen zu, er sei nur verwundet, sie sollten nicht um-

kehren, sondern schießen, und zwar so stark schießen, als nur möglich. Zugleich spannt er alle Kraft ein, um wieder auf seine Beine zu kommen, rafft seine Pistole mit der linken Hand auf, legt sie in die rechte, die fast ohne Leben ist, und feuert nun selbst noch 10 Schüsse auf das Querholz ab, das vor dem Ausgang liegt und ihn für die Pferde sperrt, und drückt mit seinem Körpergewicht dagegen. Der Querbalken bricht an der Stelle, wo die Schüsse ihn durchschlugen, und die Pferde, die schon tagelang Hunger und Durst gelitten haben, stürmen nun hinaus — in unsere Hände. Das alles war das Werk einer halben Minute. Wir hatten unser Ziel erreicht und zogen uns zurück. Maritz war schon hinter dem nächsten Haus in Sicherheit, da schrie man noch laut Hurra auf dem Fort, wo man gehört hatte, wie Maritz rief, er sei verwundet.

Maritz wird General.

Aber Maritz lebte Gott sei Dank noch und lebt auch heute noch. Kurz darauf ernannte ihn Smuts zum Fechtgeneral „über soviel Kommandos" — wie es in seinem Generalspatente, einem Notizbuchblatte, heißt — „als er bei Vorkommnissen zum Eingreifen für nötig erachte".

Zehntes Hauptstück.

Die Neuorganisierung des ganzen Kampfes in der Kapkolonie. General Smuts.

Von

General Smuts und Andries de Wet.

Fast alle Kommandos, die wir in den vorhergehenden Hauptstücken kennen gelernt haben, sind ausgegangen von dem Freistaate. Das ist naturgemäß, denn der Freistaat ist das Nachbarland, und wenn schon einer Expedition, die von hier ausging, auf dem Wege bis zur Grenze soviel Truppen entgegengeworfen werden konnten, daß ein Überschreiten des Oranje den größeren Expeditionen unmöglich wurde, so mußten diese Hindernisse nur in viel stärkerem Maße auftreten, wenn in Transvaal ein Kommando mit der Marschrichtung nach Süden aufbrach. Dazu kam auch noch die mit der Entfernung wachsende Abneigung einiger Kommandos zu einer so gefährlichen Unternehmung. An diesem doppelten Hindernis war ein Zug gescheitert, den General Beyers im Anfang des Jahres 1901 plante.*) Erst ein Beschluß der verbündeten Re-

*) Siehe darüber auch Van Warmelo „Kriegsbilder aus Südafrika". Deutsche Ausgabe von A. Schowalter. Bei Meyer & Wunder, Berlin, 1902 S. 143 und 144. D. H.

General Smuts. H. Conradi. Andries de Wet.
Chef des Stabes.

General Smuts mit seinem Stabe überschreitet den Oranje.

gierungen im Juni 1901 beseitigte alle Bedenken, und auch die Südafrikanische Republik nahm nun wieder aktiven Anteil am Kriege in der Kapkolonie.

---

1. Mit 200 Transvaalern nach der Kapkolonie.

Von Generalkommandant-Assistent J. C. Smuts.

Im Laufe des Sommers*) 1900/1901 waren viele unserer Leute wankelmütig geworden und begannen Gewicht auf die Argumentation des Feindes zu legen, daß wir sittlich nicht mehr berechtigt seien, einen Krieg mit ungewissem Ausgang auf Kosten eines so grenzenlosen Elendes von Frauen und Kindern fortzusetzen. Selbst einige Offiziere, durch das unaufhörliche Schauspiel von Verwüstung und Elend fast zur Verzweiflung gebracht, ersuchten die Regierung dringend, die Frage, ob ein weiterer Widerstand angebracht sei, in ernsthafte Erwägung zu nehmen. Die Regierung kam diesem Ersuchen nach und rief die Hauptoffiziere der Republiken zusammen; sie machte gleichzeitig den Versuch, mit Präsident Krüger in Verbindung zu kommen. Ich wurde von der Regierung beauftragt, diese Korrespondenz zu führen, und habe ich mich damals bemüht, dem Präsidenten die Notlage recht deutlich zu schildern. Bei meiner Rückkehr fand ich bei meiner Regierung auch den Präsidenten Steijn vor, nebst Hauptkommandant de Wet und einigen anderen Offizieren des Oranjefreistaates. Beide Regierungen haben damals gemeinschaftlich mit den Hauptoffizieren beider Republiken unsere Lage eingehend erörtert und alsdann am 20. Juni zu Waterval im Distrikt Standerton einen Beschluß gefaßt, in welchem unter Darlegung der Beweggründe ausgesprochen wurde, daß kein Friede geschlossen und keine Friedens-

*) D. h. September 1900 bis Februar 1901, denn in Afrika ist Sommer, wenn bei uns Winter ist. D. H.

verhandlungen angeknüpft werden sollten, es sei denn auf der Grundlage der Unabhängigkeit beider Republiken und der Wahrnehmung der Interessen unserer Bundesgenossen aus der Kolonie; und daß der Krieg mit aller Kraft fortgesetzt werden sollte, bis daß wir unser Endziel erreicht haben würden. Dieser Beschluß wurde dann Lord Kitchener und allen unseren Kommandos mitgeteilt. Zugleich wurde beschlossen, den Krieg in der Kapkolonie mit mehr Nachdruck zu führen, und zu diesem Zwecke wurde Generalkommandant-Assistent J. H. de la Rey beauftragt, sobald als möglich den Oberbefehl in der Kapkolonie zu übernehmen.

Als nun General de la Rey und ich uns die Schwierigkeiten und Hindernisse klar machten, welche dem Beschluß der beiden Regierungen, die Kriegsoperationen in die Kapkolonie zu verlegen, im Wege standen, sagten wir uns, daß wir mit der größten Umsicht handeln müßten. Demgemäß kamen wir überein, daß zunächst ich allein mit einer kleinen Abteilung in die Kapkolonie rekognoszieren gehen solle; auf meinen Bericht hin solle dann de la Rey nachkommen und meinen Angaben entsprechend handeln.

Die Expedition, die unter meinem Befehle Ende August 1901 die Südafrikanische Republik verließ, bestand aus 75 Mann unter Kommandant van Deventer, 69 Mann unter Kommandant Kirster, 70 Mann unter Kommandant Bouwer und 100 Mann unter Kommandant Dreyer, zusammen mit meinem Stabe annähernd 340 Mann. Ich selbst marschierte mit Kommandant Dreyer von Gatsrand im Distrikt Potschefstroom am 1. August, ab, während sich die übrigen unter dem derzeitigen Befehle von Kommandant van Deventer am Vetflusse im Distrikt Hoopstad Oranjefreistaat gegen den 20. Juli sammelten.

Durch den Oranjefreistaat.

Der Zug durch den Oranjefreistaat nahm einen Monat in Anspruch und war ziemlich mühsam, da der Feind mit unserem Plane, nach der Kapkolonie zu ziehen, wohl bekannt war und alles that, was in seinem Vermögen stand, um uns die Er-

reichung unseres Zieles unmöglich zu machen. Im nördlichen Freistaat hatte ich mit der kleinen Zahl von Leuten, die unter mir standen, nicht weniger als sieben feindliche Kolonnen, jede 500—1000 Mann stark, abzuwehren. Durch den südlichen Freistaat ging es noch schwerer; ich fand da von der Westgrenze an Fort an Fort und Besatzung an Besatzung den Modderfluß entlang, eine Linie, welche sich an den Wasserwerken und Taba Nchu vorbei bis an die Basutogrenze im Osten des Freistaates erstreckte. Nicht ohne große Schwierigkeit und beträchtlichen Verlust erreichten wir den Distrikt Rouxville gegen Ende August. Kommandant van Deventer hatte die erwähnte Linie bei Taba Nchu überschritten. Ich wählte den Weg über den Modderfluß nahe bei Abrahamskraal. Von Springfontein an wurde ich wieder nordwärts getrieben bis ungefähr 20 Meilen von Bloemfontein, wo es mir glückte, dem Feind zu entkommen. Meine Gesamtverluste waren folgende: In einem nächtlichen Angriff am Vetflusse wurden 3 Bürger getötet, 5 verwundet und 7 gefangen, unter den letzteren Feldkornett Truter und Feldkornett Wolmarans.

Kommandant van Deventer hatte beim Übergang über die Bahnlinie bei Brandfort 4 Tote und 7 Verwundete, von welch' letzteren 2 in die Hände des Feindes fielen. Außerdem wurden nahe bei Reddersburg 20 Bürger durch die Übermacht des Feindes gezwungen, die Waffen zu strecken.

Über den Oranje.

Nahe bei Zastron fand ich den stellvertretenden Hauptkommandanten Kritzinger, dem ich Kommandant Dreyer mit seinen Bürgern abtrat, während ich dagegen Kommandant P. Wessels von ihm übernahm. Kritzinger war Ende November noch im Oranjefreistaat. Kommandant Dreyer ist, wie ich englischen Berichten entnehme, bei Jammerbergdrift mit 9 Mann in die Hände des Feindes gefallen. Der große Oranjefluß hatte wenig Wasser, war aber besetzt von einer ununterbrochenen Kette von Blockhäusern, Forts, Wachtposten und Kolonnen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, ihn in der Richtung

von Aliwal-North zu überschreiten, zog ich in der Nacht vom 3. auf den 4. September nahe bei der Basutogrenze über den Fluß und kam in den östlichen Teil der Herschellokation. Die ganze Nacht des 4. September mußte ich kämpfend durch Herschel über unbekanntes und sehr gefährliches Gebiet ziehen und verlor dabei einen Bürger, der fiel; 3 wurden gefangen, außerdem wurden uns ungefähr 30 Handpferde genommen, mit denen wir damals gut versehen waren. Am 5. September langte ich in den Wasbankbergen, östlich von den Stormbergen, an und zog südwärts in der Richtung auf die Indwekohlenminen und Eastlondon. Am 7. September war ich bis auf 20 Meilen östlich von Dordrecht gekommen, als ich merkte, daß alle weiteren Ausgänge und Pässe dieses gefährlichen Gebirges im Besitze des Feindes waren, und gezwungen war, nach Norden abzuschwenken. In Moordenaarspoort entging ich persönlich mit knapper Not der Gefangenschaft; ich war mit Kapitän Adendorff, dessen Bruder (von Wessels Kommando) und meinem Adjutanten Johann Neethling auf Erkundigung gewesen, als uns der Feind in großer Anzahl plötzlich umzingelte. Kapitän Adendorff wurde getötet, sein Bruder und Neethling fielen schwer verwundet in die Hand des Feindes, während ich mich allein unverletzt durch den Feind zu schleichen vermochte.

In den Grenzdistrikten.

Ich zog nun nordwärts in der Absicht, die Eastlondon-Eisenbahn bei Penhoek (Cyfergat-Kohlenmine) zu überschreiten, fand mich aber sofort wieder durch eine ganze Anzahl feindlicher Kolonnen mitten im Gebirge umzingelt. Unglücklicher Weise trennte sich hier Kommandant Wessels von mir, und so mußte ich mit knapp 200 Mann mir einen Weg durch die Übermacht des Feindes bahnen. Dieser that sein bestes, um mich auf die gefährliche Oranjefluß-(Grootrivier)Eisenbahn zurückzuwerfen, und ich spannte alle Kraft an, um südwärts oder westwärts durchzubrechen. Vom 9. bis 13. September focht ich den ganzen Tag über anhaltend mit dem Feind, der mich immer von verschiedenen Seiten zugleich anfiel. Nachts mußte ich stets im

Gebirge weiterziehen, um dem Feind keine Gelegenheit zu geben, mich völlig zu umzingeln. Am 12. September war ich aber trotzdem völlig, ja beinah hoffnungslos, eingeschlossen bei Penhoek, doch glückte es mir, in einem schweren Gefecht, das von 11 Uhr vormittags bis 10 Uhr nachts dauerte, 2 Kolonnen zurückzuschlagen, und zwar mit einem Verlust von 51 Mann auf englischer Seite, während auf meiner Seite 1 Mann tot war. Noch in derselben Nacht überschritt ich die Dordrecht- und Eastlondon-Eisenbahn (die letzte bei Putterskraal) und sattelte den folgenden Morgen nahe bei Smithriver ab, nachdem Menschen und Pferde 40 Stunden lang ohne Nahrung und Schlaf gewesen und wir die ganze Zeit über gefochten hatten und marschiert waren. Unsere Pferde litten noch mehr als die Bürger, nicht allein durch die großen Anstrengungen, sondern auch durch die große Kälte und den anhaltenden Regen in den Stormbergen, die uns allzeit unvergeßlich bleiben werden.

Am folgenden Tage zog ich in der Richtung von Tarkastad weiter und gelangte in die Bamboesberge, wo wir, so weit dies möglich ist, eine noch schwerere Zeit hatten als in den Stormbergen. Tag und Nacht mußten wir, umzingelt durch einen übermächtigen Feind, kämpfen und uns vorwärts schleppen, während Menschen und Tiere fast zu Grunde gingen von dem schrecklichen Regen und der Kälte. In der Nacht vom 12. September hatten sich zwölf meiner Leute verirrt, und der Feind ließ ihnen keine Gelegenheit mehr, sich wieder bei mir anzuschließen. Sie haben aber unter Feldkornett Pretorius ein eigenes Kommando gebildet und englischen Berichten nach ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. Ich erwarte, sie hier noch als großes Kommando wiederzusehen.

Die Bamboesberge mußte ich über den Elandsrivierpaß verlassen, fand aber dort am 17. September eine starke englische Macht von mehreren Hundert Mann des 17. Lanzenreiter-Regiments. Ich griff sie sofort an, und in Zeit von ein paar Stunden waren 73 Mann tot und verwundet, ungefähr 50 ge-

fangen, der Rest geflüchtet, das Lager nebst einer Armstrong-Kanone und einem Handmaxim erobert, in Brand gesteckt oder vernichtet.

Nach Süden bis an Port Elizabeth.

Wir ritten mit zwei Frachten Gewehren und Munition weg, welche der Feind für Verwundete ansah,*) und erbeuteten 300 Pferde und Maultiere, während unser Verlust nur einen Toten und fünf Verwundete betrug; von letzteren mußten wir später drei zurücklassen. So war nicht allein für alle meine Bedürfnisse gesorgt, sondern ich war auch in den Stand gesetzt, anderen Kommandos, die Not hatten, auszuhelfen. Da ich noch stets umzingelt war, zog ich direkt weiter in der Richtung von Maraisburg, sah mich aber am 19. September wiederum von allen vier Seiten eingeschlossen und konnte mich nur retten, indem ich den Feind durch Scheinbewegungen täuschte. Von da zog ich in südlicher Richtung nach Grahamsstad als meinem eigentlichen Ziele. Ich that mein bestes, um zwischen der Reihe von Bergen (Grootwinterberg, Witteberge und Baviaansrivierberge) nach Süden durchzukommen. Es glückte mir aber nur bei Anspannung aller Kräfte und mit Verlust von ungefähr 100 Pferden. Ich kam auch glücklich durch die englischen Verteidigungslinien und fiel in Bedford, Fort Beaufort und Grahamsstad ein. Die Verfolgung durch den Feind war aber nun so heftig geworden, daß ich gezwungen war, die Port Elisabeth-Bahn und den Grootvischfluß zu überschreiten und nach dem Großen Zuurberg zu gelangen zu suchen, welcher sowohl um des Süßen wie um des Saueren**) willen, das wir da kosteten, für mich und meine Tapferen eine Erinnerung bis an unseren Todestag sein wird. Am 29. September erreichten wir den Großen Zuurberg und aßen da von einer verführerischen Frucht, welche ein gefährliches Gift enthält. Die Folge war, daß ich mit der Hälfte meiner Bürger um den Tod rang, und dabei machte der Feind

*) Zwei große Wagen voll Verwundete hatte Smuts nach den englischen Berichten in diesem Gefechte. D. H.

**) „Zuurberg" heißt „Sauerberg". D. H.

einen neuen Angriff; wir schlugen ihn glücklich zurück, blieben aber selbst wie tot auf dem Schlachtfelde liegen und vermochten uns erst später mühsam aufzuraffen und fortzuschleppen, während einige Bürger noch so krank waren, daß wir sie auf ihren Pferden festbinden mußten, um sie wegbringen zu können. Das ganze schreckliche Gebirge mußten wir durchziehen, in welchem der Feind — das Terrain war ja dazu wie geschaffen — die beste Gelegenheit hatte, uns einzuschließen, und auch alle Kraft anspannte, um das fertig zu bringen. Hinter uns waren Gorringe und die Garnisonen von Alexandria und Uitenhaage; eine andere Kolonne stand an unserer Westseite, während zu unserer Linken ein unzugängliches Gebirge lag, dessen Ausgänge und Pässe fast alle im Besitz des Feindes waren. Am 1. Oktober gelangten wir in den Addowald von Uitenhaage, südlich vom Zuurberg. Am 2. Oktober erzwangen wir uns einen der Ausgänge, wo der Feind 1 Toten und 13 Gefangene verlor, während auf unserer Seite der tapfere Feldkornett Borrius ein Auge verlor.

Nach Nordosten.

Am 3. Oktober wurden wir nach vergeblichen Versuchen, in der Richtung von Port Elisabeth durchzubrechen, gezwungen, uns nach dem Zuurberg zurückzuziehen. Wir klommen den Berg einer gefährlichen Schlucht entlang empor und sattelten auf halber Höhe des Berges ab. Zu unserem nicht geringen Erstaunen kam uns die Kolonne Gorringes einige Stunden später

auf demselben Wege nach; wir ließen sie bis auf 30 Schritte herankommen, ehe wir sie angriffen und mit großen Verlusten die steile Anhöhe hinabwarfen. Menschen und Tiere traten bei der Flucht einander tot, und ihnen nach jagten die erbitterten Buren. Nach mündlichen Berichten von einigen Leuten aus dieser Kolonne, die später gefangen wurden, war ihr Verlust an Toten, Verwundeten und Verletzten 200 Mann und 700 Pferde. Die Flucht des Feindes bot ein entsetzliches Schauspiel dar. Das Gefecht dauerte bis spät in die Nacht, ohne daß wir auch nur den geringsten Verlust gehabt hätten.

Am folgenden Morgen zogen wir den Berg wieder herab in nördlicher Richtung. Meine Futtervorräte waren knapp geworden, und so mußte ich Kommandant Bouwer von den anderen Kommandos trennen und ihn in der Richtung von Graaff-Reinet vorausſenden. Er war kaum weg, da bemerkten die zurückgebliebenen Offiziere oben auf dem Berg eine Kolonne des Feindes, die für die Nacht des 6. Oktobers einen Anfall von zwei Seiten plante. Es waren die Besatzungen von Alexandria und Grahamsstad, von denen die letzteren ihr Lager oben auf dem Groß-Zuurbergpaß, die ersteren das ihrige unten am Berge aufgeschlagen hatten. Meine Bürger kamen aber dem geplanten Überfall zuvor durch einen Gegenangriff mit dem Erfolg, daß beide Lager eingenommen, ungefähr 10 Leute des Feindes getötet und verwundet und 30 gefangen genommen wurden; 70 prächtige Pferde wurden erbeutet. Beladen mit Munition u. s. w., zogen wir nun hinter Bouwer her nach Norden. Unterdessen hatte Kommandant Bouwer an demselben Tage ungefähr 100 Mann von der Besatzung von Somerset Ost zu Springvale eine Niederlage beigebracht; ein paar Leute waren auf Seite des Gegners gefallen oder verwundet und 20 gefangen genommen, der Rest nach dem Dorfe Somerset geflüchtet. Auch hier wurde eine beträchtliche Anzahl von Pferden erbeutet. Bouwer marschierte nun in der Richtung von Pearston und kam nach kleinen

Scharmützeln mit feindlichen Spähern und Besatzungskräften in den Camdeboobergen (Distrikt Aberdeen) an. Der Besatzung von Somerset heftete sich das Unglück an die Fersen. Am 13. Oktober langten die Kommandanten van Deventer und Kirster bei Doorenbosch an, wo die genannte Besatzung mit einer Anzahl C. M. R.*) verschanzt war. Sie griffen unsere Bürger an, aber mit dem unerwarteten Erfolge, daß alle ihre Schanzen eingenommen und 210 Mann gefangen wurden. Auch Tote und Verwundete hatte der Feind zu beklagen, während von uns nur 3 Mann leicht verwundet waren. Dieser Trupp der Unsrigen, der nun bereits 200 prächtige Pferde erbeutet hatte, zog darauf nordwärts und kreuzte die Graaff-Reinet-Bahn nahe bei Bethseda-Siding. Am 21. Oktober lagerten sie bei Steilhoogte am Zondagsfluß; am folgenden Morgen bei Tagesgrauen überfiel sie hier infolge Verrats Kolonel Lukin. Der Verlust betrug glücklicherweise nur einen Toten und einen Verwundeten; außerdem fielen Feldkornett Smit und 10 der schwächsten Bürger in die Hand des Feindes. Die übrigen zogen westwärts, um die Bahnlinie bei Viktoria-West zu überschreiten. Nach mannigfachem interessantem Hin- und Herziehen, durch welches sich der Feind täuschen ließ, glückte ihnen ihr Vorhaben am 30. Oktober. Nun konnten sie langsam und ungestört nördlich über Fraserburg nach Calvinia ziehen, machten 17 Mann der Besatzung von Viktoria-West und 19 Mann der Besatzung von Fraserburg gefangen und erbeuteten gute Pferde. Im Norden von Sutherland stießen sie auf Calwell mit dem 5. Lanzenreiter-Regiment, der bei Brandkraal eine schwere Schlappe erlitt und 10 Mann an Toten und Verwundeten und 30 Gefangene nebst vielen guten Pferden verlor. Anfangs November langten die Unsrigen im Distrikt Calvinia an.

Inzwischen war Kommandant Bouwer in den Camdeboo-

*) C. M. R. = Cap Mounted Rifles, berittene Schützen aus angeworbenen loyalen Kapkolonisten. D. H.

Ein abgeschnittenes Kommando schlägt sich allein durch.

bergen umzingelt worden und sah sich gezwungen, südwestwärts zu ziehen, verfolgt von Kolonel Scobell. Er traf am großen Zwartberg Kommandant S. Peypers mit dem Kommando von Scheepers, der unterdessen schwerkrank in die Hand des Feindes gefallen war, vereinigte sich mit ihm und zog dann über Oudtshoorn, Ladysmith, Swellendam, Worcester, Ceres und Sutherland nach dem Distrikte van Rhynsdorp, wo er im Anfang November anlangte.*) Er hatte beinah täglich mit dem Feind Scharmützel und nahm manche Späher gefangen, aber Gefechte von Bedeutung fanden nicht statt.

Gegen Ende November machten van Deventer und Kirster zusammen mit einigen Orts-Kommandanten einen Angriff auf die Befestigungen von Tontelboschkolk in Nord-Calvinia, und wenn sie auch den festen Platz nicht nehmen konnten, so bekamen sie doch 300 Pferde von dem Feinde, was die Mühe wohl lohnte.**) Nun habe ich den Befehl aller Kom-

---

*) Dieses Kommando machte also einen Bogen über Südwesten nach Norden, während Smuts im Bogen nordwestlich zog. Van Rhijnsdorp, wo Bouwers Zug endigte, ist der Grenzdistrikt von Calvinia, in dem Smuts sein Quartier aufschlug. D. H.

**) Offiziell wurde zwar der Erfolg der Smuts'schen Expedition bestritten, und die von dem kühnen Transvaaler besetzten Gebiete wurden wiederholt rasch und leicht „gesäubert". Und doch läßt sich auch aus den offiziellen englischen Depeschen die absolute Richtigkeit der Smuts'schen Angaben beweisen. Am 17. Dezember wurde der südafrikanischen Presse, die damals nur die Kriegsberichte der englischen Militärbehörde bringen durfte, offiziell ein Reutertelegramm mitgeteilt (s. „Advertentieblad", das frühere „Ons land" Kapstad 17. XII. 1901), worin der Depeschenreiter Alexander Wright besonders belobt wird für einen Ritt von Carnarvon nach dem obenerwähnten belagerten Tontelboschkolk. „Sein Ritt", heißt es da, „war eine prächtige und tapfere That, denn das Land ist voll von Republikanern". — Das versteckte Zugeständnis in diesem Telegramm besagt in deutlichen Worten dasselbe, was Smuts am Ende seines Berichtes nur bescheiden andeutet. Das Telegramm, das natürlich bestimmt ist, die „Loyalen" zu ermuntern und die Rebellen zu entmutigen, ist aber auch noch darum interessant, weil es eine der bekannten amtlichen Kriegslügen enthält. Es gesteht zu, was Smuts berichtet, daß „sämtliche Pferde" von dem Feinde erbeutet wurden, gleicht aber diesen Verlust künstlich dadurch aus, daß es hinzufügt:

mandos in den westlichen Distrikten der Kapkolonie übernommen und bin damit beschäftigt, sie zu organisieren.

So gelang es nach und nach unseren Kommandos, sich hier nach unsäglich vielen Leiden, Mühen und Gefahren zu vereinigen. Von den etwas mehr als 200 Mann, die den großen Oranje am 4. September überschritten hatten, waren 4 gefallen, 16 verwundet (von den letzteren fielen 6 in die Hände des Feindes), und 35 waren gefangen genommen, hauptsächlich infolge Abirrens vom Kommando. Wir hatten also einen Gesamtverlust von 45 Mann.

Und was haben diese Kommandos nun ausgerichtet? Sie haben 372 Mann des Feindes getötet und verwundet, 429 Gefangene entwaffnet, 1 Kanone und 1 Maxim nebst vielen Gewehren und verschiedenen Frachten Munition und dazu 1136 Pferde und Maultiere auf dem Schlachtfelde erbeutet. Sie haben innerhalb von 2 Monaten fast alle Distrikte der Kapkolonie durchzogen, die gefährlichsten Bergketten angesichts des Feindes überschritten und mich in den Stand gesetzt, den heutigen militärischen und politischen Zustand der Kolonie richtig beurteilen zu können. Ein anderes Ereignis von großer militärischer Bedeutung, welches ich nur als eine Folge von der Art und Weise betrachten kann, in welcher meine Bürger überall die lokalen Streitkräfte vernichtet haben, ist der von der Obrigkeit ausgegangene Befehl, daß alle Stadtwachen und berittenen Distriktstruppen in der Kapkolonie*) sofort entwaffnet werden sollten. Wenn man in Betracht zieht, daß nach den offiziellen Angaben vom letzten Juni 55000 Bewaffnete in Südafrika angeworben waren, so muß man rechnen, daß dieser Befehl sich auf 20- bis 30000 Mann erstreckt. In

Der Erfolg der Expedition.

„Die Republikaner erlitten schwere Verluste; nach ihren eigenen Angaben hatten sie 4 Tote und 25 Verwundete" — mehr also, als alle Abteilungen der Smuts'schen Expedition zusammen im Laufe von drei Monaten verloren! D. H.

*) Das sind die Bürgerwehren und diejenigen C. M. R., die ihren festen Standort hatten. D. H.

aller Bescheidenheit betrachte ich also diese Expedition wenigstens bis jetzt als einen Erfolg, so schwer auch unsere Verluste waren.

Die Stimmung meiner Bürger ist prächtig. Obwohl sie vielleicht in diesem Krieg schwerer gelitten hatten als irgend eine andere Truppe, sehen sie heute voll Zuversicht der Zukunft entgegen in der Überzeugung, daß keine Schwierigkeit und keine feindliche Übermacht, wie groß sie auch sei, es verhindern wird, diesen Streit fortzusetzen, bis Recht über Macht triumphiert.

Ein befohlener Mord.

Wo alle Offiziere und Mannschaften sich so ausgezeichnet haben, ist es schwer, jemand besonders zu nennen, aber ich möchte ausdrücklich hervorheben, von welch großer Hilfe mir Kommandant van Deventer bei dieser Expedition gewesen ist. Ebenfalls möchte ich hier melden, daß Jack Baxter von Klerksdorp, ein Held ohne Furcht und Tadel, in der Nacht des 12. Oktobers von seinem Kommando abirrte, am folgenden Tag von Kolonel Scobell gefangen und unmittelbar darauf — es war ein Mord — totgeschossen wurde unter Berufung auf eine gewisse ungesetzliche Proklamation von Lord Kitchener gegen das Tragen von Khakikleidern durch Buren. Nach dem Zeugnis der Soldaten in vielen Distrikten hat die heldenmütige Art und Weise, in der dieser Freiheitsmärtyrer dem Tode entgegenging, selbst dem barbarischen Feinde Achtung eingeflößt und Sympathie abgenötigt.

Kolonel Scobell (der den Mordbefehl an den Gefangenen vollziehen ließ. D. H.) war, soviel ich weiß, bei Selikatsnek unser Gefangener gewesen.*) Ich fürchte, daß auch andere gefangene Bürger auf dieselbe Weise geendigt haben. Sie tragen aber diese Khaki-Kleider nicht zu Spionagezwecken, sondern, weil sie sonst nackt laufen müßten.

Der allgemeine Zustand in der Kapkolonie ist sehr günstig.

*) Die Buren haben ihn natürlich wieder laufen lassen, und ihren Edelmut beantwortete er mit der Erschießung gefangener Buren. D. H.

2. Wie ich zu General Smuts kam.

Krank war ich nach der Vernichtung des A. C.-Corps über die Delagoabai nach Europa gekommen und hielt auf Wunsch deutscher Burenfreunde eine Reihe von Vorträgen zum Besten unseres Volkes, bis ich in Frankfurt a. M. an einer rückfälligen schweren Blinddarmentzündung zusammenbrach. Zwei hervorragende Ärzte, Doktor Pienaar und Doktor Kuhn, haben mir damals das Leben gerettet, und da mir nun auf mindestens ein Jahr das Reiten oder Radfahren untersagt war, so konnte ich für mein Volk wiederum nichts anderes thun, als durch meine Vorträge die Hilfethätigkeit zu unterstützen, die sich allerorts regte. Aber mein Herz brannte, so oft ich eine Zeitung in die Hand nahm und sah, wie mein Volk in Südafrika zu leiden hatte. Ich besprach mich mit ein paar Freunden, ob sie nicht mit mir gehen wollten, um zu versuchen, durch Deutsch-Südwestafrika zu den Kommandos zurückzugelangen. Aber sie lachten mich aus, weil sie es für unmöglich hielten, durchzukommen. Endlich fand ich die Unterstützung des Gesandten Dr. Leyds. Aber meine Reise verzögerte sich noch bis zum 18. Juli 1901, da ich noch verschiedene Sendungen und Berichte mitzunehmen hatte. Als Überbringer wichtiger Regierungsdepeschen machte ich mich also auf den Weg, und ich hatte das Glück, auf dem Schiffe einen Freund unserer Sache kennen zu lernen, dem ich viel verdanke.

Abreise aus Deutschland.

Im deutschen Schutzgebiete.

Bis ich auf den Boden von Deutsch-Südwestafrika gelange, sind meine Berichte bereits 4 Wochen alt, und ich weiß noch nicht, wo ich ein Burenkommando finden soll, denn in Deutsch-Südwestafrika, wo jeden Monat bloß zwei Schiffe einliefen, 1 von Kapstadt und 1 von Hamburg, und die Absperrung gegen die Kapkolonie hin streng durchgeführt wurde, war man über den Stand des Krieges weniger unterrichtet als in Europa. Bis nach Karabib ging es noch ziemlich rasch mit der Eisenbahn. Von dort fuhr ich 50 Kilometer weit mit dem Ochsenwagen bis nach Okahandya, der Niederlassung des Herrn Albert Voigt, wo ich den größten Kaufmann der Kolonie und zugleich das Muster einer deutschen Hausfrau kennen lernte, die in jeder Hinsicht die Gehilfin ihres Mannes ist. Hier verschaffte ich mir ein ausgezeichnetes Pferd und gelangte damit zunächst nach Windhoek, wo ich bei dem Gouverneur ein peinliches Verhör zu bestehen hatte, ehe ich die Erlaubnis bekam, im Lande zu bleiben und „Farmen zu kaufen". Daß ich auf die Fragen des Herrn Obersten immer die Wahrheit gesagt habe, möchte ich hier nicht behaupten, denn er hat mich zu sehr in die Enge getrieben. Aber schließlich bekam ich doch meinen Paß für das deutsche Gebiet; auf englischem Gebiet mußte mein Gewehr das Paßwort sprechen.

Von Windhoek reite ich nun 10 Stunden südwärts nach Rehoboth, von wo aus es noch 40 Stunden nach Gibeon ist, dem ersten Platze von Bedeutung. Von hier nach Keetmannshoop ist es wiederum 35 Stunden — immer ein Teil trauriger als der andere, denn das Land ist fast unbewohnt, und weder Mensch noch Tier finden hier Nahrung.*) Wovon die Hottentotten, die man da trifft, leben, weiß ich nicht. Wie mein Reitpferd diese Tour ausgehalten hat, ist mir unbegreiflich; der treue Schimmel muß auch aus Nationalgefühl Dienst gethan

*) Um nicht falsche Vorstellungen zu erwecken oder zu begünstigen, erkläre ich ausdrücklich, daß Deutsch-Südwestafrika auch andere Strecken und bei vernünftiger Erschließung eine große Zukunft hat. De Wet.

Gr. Windhoek.

haben. Die Buren haben in der späteren Zeit, wo sie vor dem übermächtigen Feinde ständig ihre Positionen ändern und weiterziehen mußten, auf die Frage, was sie denn nun eigentlich geleistet hätten oder zu thun gedächten, scherzhaft geantwortet: „Ons trap (wir laufen) für die Unabhängigkeit." In dieser Hinsicht war mein „Bil" ein echter Bur. In Gibeon bekam ich endlich durch den dortigen Bezirkshauptmann, den einzigen Zivilbeamten der Kolonie, 25 Pfund Hafer, die er in höchster Not auf Kosten der Regierung geben darf. Kaufen kann man aber von ihm nichts hier; von anderen noch weniger.

Von hier gehe ich nach Osten, um durch die Kalahariwüste nach Transvaal zu gelangen. Aber an der Grenze erfahre ich, daß ich auf diesem Wege 26 Stunden ohne Wasser bin, ein Wagnis, das ich mit meinem müden Pferd nicht unternehmen kann. Es ist ohnehin schon 126 Stunden ohne Unterbrechung marschiert. Dazu hätte ich auf einen Zusammenstoß mit feindlichen Kaffern jeden Augenblick gefaßt sein müssen.

Mein Reisebegleiter.

Ich beschließe daher, lieber nach Süden zu gehen, wobei ich natürlich durch die Kapkolonie muß. Aber wenn mir auch der Boden unter den Füßen brennt, ich muß vorher Halt machen, um meinen armen Tieren — außer meinem Reitpferd hatte ich noch ein Packpferd — 8 Tage Ruhe zu geben. Hier verlor ich meinen letzten Gefährten, den ich außer meinem Kaffernjungen mithatte. Es war ein deutscher Offizier, v. B., der in Südwestafrika sein Glück versuchen wollte. Ich verdanke ihm manche unterhaltende Stunde, denn er hatte von den Verhältnissen Südafrikas keine Ahnung und konnte sich anfangs gar nicht hineinschicken. Auf dem Wege nach Keetmannshoop waren wir 4 Tage ohne Nahrung gewesen; da kaufte ich am letzten Tage ein junges Böckchen von einem der bettelarmen Hottentotten, die da wohnen. v. B. aß „so etwas" nicht, wie er hundert andere Dinge auch nicht aß. Wie ich aber das Böcklein briet und recht oft wendete, damit ihm der Geruch des Bratens in die Nase stieg, fragte ich ihn so nebenbei: „Davon essen Sie

doch nichts?" — „. . . Donnerwetter (was für ein Donnerwetter er gerade in diesem Augenblick angerufen hat, weiß ich nicht, denn er hatte verschiedene auf Lager), ich fresse es, wenn ich's nur bekomme." Auch nach Messer und Gabel fragte er diesmal nicht, und eine Serviette schien er nicht zu entbehren.

Verschmachtet. Auch meinen Kaffernjungen ließ ich da zurück, daß er auf mich warten solle, denn ich konnte ja nicht sagen, was mein Ziel war. Er hatte 6 Monate lang zu warten. Auf dem Wege, der nun vor mir lag, litt ich furchtbar unter Durst und Hitze, denn es war Oktober, das ist in Afrika Hochsommer. Mein Pferd war so durstig, daß es das Fressen verschmähte, und mich quälte der Durst so, daß ich trotz aller Übermüdung nicht einschlafen konnte. Ich fühlte mich der Verzweiflung nahe, als ich mich auch noch verirrte. Was es nach einer solchen Zeit bedeutet, zum erstenmal wieder Regen zu bekommen, kann sich gar niemand vorstellen. Als ich dieses Segens teilhaftig wurde, habe ich ihn gewissenhaft ausgenützt — innerlich und äußerlich. Vorsichtshalber füllte ich erst meine Feldflasche, und dann lief ich wie ein Kind im Regen und ließ mir in den Mund und meine Haut naß regnen, bis ich erschauerte vor Kälte. Dann machte ich ein großes Feuer an, briet die Rippe eines Springbockes, den ich mit meiner Mauserpistole geschossen hatte, trocknete meine Kleider und suchte mir ein Plätzchen zur Ruhe, wo ich zum erstenmal wieder in voller Seligkeit träumte von einem herrlich erstandenen freien Südafrika. Als ich am Morgen aufwachte, war ich steif von meinem nassen Bette. Aber die Sonne hatte in einer Stunde diese letzten Erinnerungen an den herrlichen Regen verwischt.

Nach ein paar Tagen war ich glücklich auch an der deutschen Grenze und erfuhr, daß 12 Stunden jenseits der Grenze Burenkommandos stünden. Ja, jenseits der Grenze! Wenn ich nur schon drüben wäre! Mein Paß gestattet mir bloß die Reise in Deutsch-Südwestafrika; infolgedessen ist nicht darauf zu rechnen, daß mir die Grenzwache ohne weiteres die Erlaubnis

zum Überschreiten der Grenze geben wird. Ich brauchte sie allerdings auch nicht, um über den Oranje zu kommen, wenn der Fluß nicht so hoch ginge, daß es absolut unmöglich ist, ohne eine Fähre hinüberzukommen. Außerdem wollte ich es mit Herrn Strohmeier, der hier das Kommando führte, nicht verderben, denn ich mußte wieder zurückkommen. Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß man sich sofort anmelden muß, wenn man in die Nähe seines Postens kommt, und wurde infolgedessen — ich will vor der Hand nicht mehr sagen — sehr militärisch behandelt. Mein Vergehen bestand darin, daß ich bei dem Zelte des Herrn Visser, auf dessen Grund und Boden das Zollhaus steht, absattelte, statt direkt zu Herrn Unteroffizier Strohmeier, dem obersten Herrn der Schuitfurt, zu gehen. Schließlich aber freundete ich mich doch mit dem strengen Wächter an; ich erzählte ihm so viel von seiner schönen Heimat, daß er allmählich auftaute und mir einen 14tägigen Urlaub nach der Kapkolonie bewilligte.

Auf heimatlichem Boden. Die ersten Burenkommandos.

Am 18. Oktober, 2 Monate, nachdem ich Europa verlassen hatte, stand ich wieder auf dem Boden der Kapkolonie, meines Geburtslandes. Aber es dauerte noch ungefähr 12 Stunden, bis ich die ersten Burenkommandos antraf. Das war auf einer Farm Putjes, 2 Stunden von Kakamas. Es waren die Kommandos von Jan Louw und Conroy, beide Rebellen mit zusammen etwa 250 Mann, auch lauter Rebellen, meist aus Kenhart und mir zum größten Teile persönlich bekannt. Sie empfingen mich mit Jubel, und seit den Tagen, die der Gefangennahme Cronjes vorhergingen, habe ich einen solchen Geist nicht mehr gesehen, wie er in diesem Kommando herrschte. Um sie auch etwas fühlen zu lassen von dem, was ich draußen in der Welt gesehen hatte von der Sympathie für unseren Kampf, hielt ich ihnen eine Ansprache, in der ich ihnen erzählte, wie die Völker Europas unsere Sache immer mehr zu der ihrigen machten. Alles war von dieser Anteilnahme tief ergriffen.

Ich konnte jedoch in Kakamas nicht bleiben, sondern mußte

Das erste Opfer meiner Rapporte.

noch einmal nach Deutsch-Südwestafrika, weshalb ich auch meine Rapporte für Transvaal nicht selbst überbringen konnte. Aber Conroy trat mir für diesen Zweck zwei Männer ab, denen ich vertrauen konnte wie mir selbst, und die ich schon von früher her kannte. Es waren C. de Klerk und W. de Wit, sie übernahmen es, meine Berichte zu General de la Rey nach dem Westen Transvaals zu besorgen. Ihr Weg ist zunächst nur durch einen Ort gefährdet, das ist Upington. Dieser Ort ist stark befestigt, und auch die Straße, die daran vorbeiführt, ist durch eine Reihe von Schanzen gesperrt. Wir machen nun folgenden Plan: Conroy zieht mit seinem Kommando von 50 Mann über den Oranje bis Kaimoes, um da den Durchgang zu sichern, während ich unterdessen mir von Kommandant Louw für die beiden Rapportreiter gute Pferde aussuche und am nächsten Tage nachfolge. Darnach werden Conroy und ich mit einer Patrouille die zwei Mann an Upington vorbeibringen. Am nächsten Tage vertreibt Conroy den Wachtposten bei Kaimoes und wartet da auf uns. Wir glauben ruhig auf Upington vorrücken zu können und brechen um 3 Uhr des Morgens auf, um die Schanzen vor uns zu besetzen. Ich reite mit Leutnant Retman voran, und dieser, der sich hier auskennt, weist die Stelle an, wo wir unsere Pferde lassen müssen, um den Berg zu ersteigen, auf dem die erste Schanze liegt. Ich sah aber auf dem Wege dahin, daß Leute in das Fort*) gehen, und zwar von der anderen Seite her. Retman meint, sie müßten von unseren Leuten sein, und geht trotz meiner Warnung direkt darauf zu. Noch 15 Schritte entfernt, fragt er: „Wer ist hier?“ Ein Schuß in seine rechte Brust ist die Antwort, und wie er sich umdreht, erhält er noch einen Schuß von rückwärts in die linke Seite des Rückens und fällt tot nieder. Wieder ein tapferer Rebell weniger. Er hinterläßt eine Witwe mit 7 hilflosen Kindern! Ich werfe mich sofort auf die Erde und höre noch, wie einer

*) Der Bur nennt alles, was Befestigung ist, ein „Fort“. D. H.

im Fort sagt: „Komm vorwärts, da ist noch ein Fort, dann haben wir sie alle im Besitz.“ Zwei Mann treten durch die enge Thür der Schanze, und ich schieße sie mit meiner Mauserpistole nieder, ehe sie zurückkönnen.

Aber nun mußte ich auch zurück, denn ich bekam schon Feuer von rückwärts durch unsere eigenen Leute. Wie es nun Tag wird, sehen wir, daß wir durch eine fünffache Übermacht umzingelt sind. Nur nach dem Oranjefluß zu ist unser Weg noch offen. Aber der Fluß ist so voll, daß an ein Durchschwimmen nicht zu denken ist. Für unsere Pferde hatten wir auch keine ordentliche Deckung, und bald waren 20 davon tot. Wir halten unsere Stellungen bis Mittag um 12 Uhr. Aber die Umzingelung wird immer enger, und es ist Gefahr, daß wir den Hottentotten — solche stehen uns meist gegenüber — in die Hände fallen. Ich schlage darum Conroy vor, mit etwa 10 Mann durchzubrechen, um zu sehen, ob wir nicht den Feind von hinten fassen können. Er stimmt zu und geht selbst mit. An den Stellungen des Feindes entlang rücken wir etwa 3000 Meter weit vor; weiter weg können wir nicht, denn zu unserer Rechten ist der Fluß, und langsam reiten müssen wir auch, denn hier ist alles Stein und Gestrüpp. Wir machen verschiedene heftige Angriffe, finden den Feind aber überall zu stark. Dennoch arbeiten wir uns langsam von dem linken Flügel, den wir umgangen haben, nach dem rechten Flügel des Feindes vor, wo allein Hoffnung ist, einen Ausweg zu bekommen. Das glückte, aber wir blieben bis zum Abend hier liegen, um in der Dunkelheit uns zurückzuziehen. Wir hatten einen Kameraden verloren, während ein anderer sein Auge eingebüßt hatte. Der Feind hatte 35 Tote, ohne daß wir das ahnten, und wartete auch nur auf den Abend, um sich zurückzuziehen. Wir hätten auf keinen Fall unsere Stellung mehr halten können, denn manche unter uns hatten nur noch 3 bis 4 Patronen. Das war ja immer unser Unglück, daß wir keine Munitionsvorräte hatten, und so manchen Erfolg wieder auf-

Zurück.

geben mußten und immer wieder weiter flüchten mußten, ohne ein Gefecht zu liefern, bis irgend ein Tommy in seiner „Überraschung" uns wieder etwas Munition abtrat. Der Feind zog sich aber ebenfalls zurück, und die Toten blieben 3 Tage auf dem Schlachtfelde liegen, weil jede Partei dachte, daß sie geschlagen sei. Wir hatten von morgens 3 Uhr bis abends im Regen gekämpft und konnten kaum zu Pferde sitzen vor Nässe und Kälte, als wir nachts über den Oranje zurückkehrten. Ein böses Gewitter begleitete uns. Meine Rapporte kamen also hier nicht vorbei und es mußte ein anderer Weg gesucht werden.

Ein paar Tage später gelang es denn auch, die Rapportreiter zwischen Prieska und Kenhart sicher durchzubringen, und 15 Tage später waren die Berichte in den Händen des Generals de la Rey.

Eine schwere Zeit in Deutsch-Südwestafrika.

Sobald die beiden Boten jenseits des Oranje waren, konnte ich beruhigt wieder zurückkehren nach Deutsch-Südwestafrika, um dort meine Geschäfte zu erledigen. Natürlich mußte ich nun wieder den Civilisten spielen, der mit Buren und Krieg nichts zu thun hat. Ich bekam auch von der Grenzpolizei glücklicherweise die Erlaubnis, zurückzugehen, obwohl ich die Zeit von 14 Tagen, für welche mir mein Paß ausgestellt war, überschritten hatte. Den Monat Dezember, den ich nun in Deutsch-Südwestafrika zugebracht habe, sehe ich mit als die schwerste Zeit meines Lebens an, und ich habe es nie sehr leicht in meinem Leben gehabt. Die deutsche Neutralität ist in einem Kriege mit England ein bitter Ding für einen Buren. Und ich dankte Gott, als ich wieder über die Grenze durfte. Aber nun mußte ich zwei Tage lang unbewaffnet durch feindliches Gebiet ziehen, ehe ich wieder ein Burenkommando traf, da ich beim Übertritt auf deutsches Gebiet meine Waffe hatte verstecken müssen. Kein Bur durfte ein Gewehr da behalten.

Doch erreichte ich ungefährdet wieder das Kommando von Jan Louw. Große Ordnung herrschte in diesem Kommando

General Maritz (in der Mitte) mit seinem Stabe.
1 und 2 Brüder von Andries de Wet. 3. Kommandant Schoeman. 4. Piet Joubert, der Maritz mehrmals das Leben rettete.

nicht. Und da ich unterdessen auch von der Ankunft des Generals Smuts gehört habe, schlage ich Louw vor, ihn aufzusuchen. Er giebt mir 4 seiner tüchtigsten Leute mit, und jedem ein gutes Pferd, um Smuts aufzusuchen und wenn möglich hierher zu bringen. Wir reiten Tag und Nacht, und am fünften Tage kommen wir in Tontelboschkolk an, wo das Hauptquartier von General Smuts ist und gerade eine größere Expedition vorbereitet, wie auch der Plan für die zukünftige Thätigkeit entworfen wird.

Die nördlichsten Rebellenkommandos.

---

3. Die organisatorische und militärische Thätigkeit von General Smuts.

Smuts war im Begriff, nach Süden zu ziehen, nachdem er gerade eine Reihe anderer Kommandos nach Osten entsandt und Maritz als General für den Westen, Klein-Namaqualand, ernannt hatte. Ich kam also eigentlich zu spät, aber nachdem ich Smuts alles dargelegt, sah er ein, wie nötig es war, erst auch die Verhältnisse bei den nördlichen Kommandos zu regeln, und beschloß, am nächsten Tag mit uns dorthin aufzubrechen. Ich hatte also 24 Stunden Zeit, mich nach meinen alten Freunden umzusehen, und traf deren gleich 3 im Stabe von Smuts. Da war Dionys Reitz vom A. C. Korps, Willy Conradi aus Pretoria und schließlich Jan Borrius von unserer Kenhart-Expedition. Der arme Borrius! Er hat nur mehr ein Auge, und seine rechte Hand ist gelähmt, aber er kämpft noch allzeit weiter. Und so treffe ich noch den ganzen Tag Bekannte, denn ich bin hier in meinem Geburtslande, und bei den Transvaalern habe ich auch viele Freunde. Noch größer aber wird die Freude, als am Abend auch General Maritz mit seinem Stabe ankommt, bei dem zwei meiner Brüder sind; ich habe den einen 5, den anderen 2 Jahre lang nicht mehr gesehen. Wir sitzen bis spät in der Nacht zusammen, um uns zu erzählen, denn in der Frühe

Bei General Smuts.

des nächsten Morgens müssen wir wieder auseinander, sie nach Westen, ich nach Norden, und keiner weiß, ob er den anderen wiedersieht. Jeder überträgt dem anderen seine Grüße an die Eltern, falls wir sie nicht alle wiedersehen sollten.

Auf der Reise mit General Smuts.

Der folgende Tag war ein Reisetag. Und der nächste wieder und der folgende gerade so. Abwechslung gab's da nicht. Eintönig liegt das Land vor uns: eine „bult" länger als die andere, eine Ebene ausgestreckter als die andere, alle 4 bis 5 Stunden einmal etwas Wasser und dann noch schlechtes, so geht's Tag für Tag. Des Abends im Felde am Lagerfeuer ausgestreckt, plauderten wir von der Zeit aus dem Anfang des Krieges, wie wir da zusammen, Smuts damals noch Staatsanwalt, Kapitän Theron, der berühmte Kundschafter, nun längst tot, Pfarrer van Broekhuizen, der heute in Europa Geld sammelt für sein Volk, bei Ladysmith Patrouille ritten, um die Freistaater zu suchen, deren Vereinigung mit uns wir damals sehnlichst erwarteten. Aber lange dauerte es nicht, so ließ einer nach dem andern den Kopf auf seinen Sattel sinken, zog den Regenmantel über sich und schlief und träumte, während einer der Kameraden auf und ab laufend Wache hielt.

Regelung der nördlichen Kommandos. Ich trete in Smuts' Stab ein.

Da auf einmal verändert sich die Gegend, wir sehen grüne Bäume, hinter denen der „Große Fluß", der Oranjefluß, auftaucht. Es ist der neunte Tag, seitdem wir Tontelboschkolk verlassen haben. Jan Louw hatte seit meiner Abreise vier Tage gefochten. Achthundert Feinde hatten ihn angegriffen, und bei der Anarchie, die in dem Kommando herrschte, waren nicht mehr als sechzig seiner Leute ins Gefecht gegangen; aber doch hatte der Feind gegen sie nichts auszurichten vermocht. Gerade wie wir hier waren, kam auch Kommandant Lategan mit fünfundzwanzig Mann, dem Reste seines tapferen Kommandos, an, und ihm übertrug Smuts den Oberbefehl über die Kommandos von Louw und Conroy. Mich selbst frug Smuts, als er nun die Sache geregelt hatte und wieder nach dem Süden zog, ob ich in seinem Stabe bleiben wolle. Und ich nahm das

Anerbieten an, obwohl ich andererseits auch gern bei den Leuten geblieben wäre, von denen ich mir sagen mußte, daß sie mit durch mich in ihre schwierige Lage gebracht worden waren. Wir scheiden in herzlicher Freundschaft.

Über die kahlen Bulten ziehen wir zurück nach dem Buschmannland, das in seiner Länge und Breite beherrscht wird durch Smuts und Maritz. Wohl sagten auch die Engländer, daß sie das Land beherrschten, aber es ist ebenso, als ob die Bewohner eines Gefängnisses in einer Stadt behaupten wollten, sie seien die Herren; denn in dem einen Orte, den sie noch haben, sind sie völlig eingeschlossen. Wir hofften, bei Tontelboschkolk uns etwas ausruhen zu können und den Pferden, die durch die Reise in den dürren Strecken sehr mitgenommen waren und an dem schlechten Wasser sich den Magen verdorben hatten, etwas Erholung gönnen zu können. Der General hatte uns das auch fest versprochen.

Ein verlorenes und wiedergefundenes Kommando.

Aber auf dem Heimwege erfuhren wir von der Ankunft des Kommandos Dreyer, das Smuts, wie er in seinem Berichte erwähnt, im Freistaate zurückgelassen hatte. Ich trenne mich sofort von Smuts, um dieses Kommando abzuholen und es Smuts nach Tontelboschkolk zuzuführen. Smuts reitet direkt nach Tontelboschkolk. Kommandant Dreyer hatte seiner schwachen Pferde halber zurückbleiben müssen und gedacht, sich dort etwas erholen zu können. Aber sobald die Engländer sahen, daß sie General Smuts selbst nicht zurückhalten oder, wie sie es ausdrückten, nicht fangen konnten, ehe er in die Kapkolonie einzog, so stürzten sie sich auf den kleinen zurückgebliebenen Teil, um wenigstens diesen zu vernichten. Kommandant Dreyer nebst einigen Mann fiel in Feindeshand, und seine Leute mußten jeden Tag aufs neue ihr Leben retten. Drei Kommandanten hintereinander haben sie verloren, und es ist nicht zu verwundern, wenn ihnen unter solchen Umständen mehr als einmal der Mut sank. Aber es war ein Mann unter ihnen, der sie stets neu aufrichtete und

Pfarrer Kriel

den Halt des ganzen Kommandos bildete; das war Pfarrer Kriel von Langlaagte. Er hat Gottes Wort nicht allein in den friedlichen und behaglichen Verhältnissen seiner heimatlichen Pfarrei verkündigt, sondern auch draußen im Felde, wo wir es nötiger als jemals brauchten. Und in seinem Munde gewann jedes Wort neue Kraft, denn er war ein Vorbild der Vaterlandsliebe und der Aufopferungsfähigkeit. In der Stunde der größten Verzagtheit trat dieser Mann vor und bestrafte die Leute um ihres Kleinglaubens willen und sagte: „Wenn wir keinen Kommandanten mehr haben, so haben wir doch noch einen Gott, und auf ihn müssen wir weiter vertrauen und in seinem Namen vorwärtsziehen." So kamen sie endlich in die Kapkolonie, aber was sie auf dem Wege ausgestanden haben, füllt ein ganzes Buch.

Eine Gegenproklamation der Buren.

Wiederum waren es die Engländer, welche unsere Depeschenreiter machten, denn es war eine englische Zeitung, in welcher General Smuts las, daß dieses Kommando, das jetzt unter Kommandant Naudé stand, in der Kapkolonie angekommen sei. Ich nahm meinen Kollegen van Rooien*) mit, um dieses Kommando aufzusuchen und zugleich überall eine Proklamation zu verbreiten, welche den Buren verbot, ihre Pferde der englischen Militärbehörde einzuliefern. Wir reiten von Kakamas im Buschmannlande nach dem Süden bis in den Distrikt Sutherland, ohne jemals auf einen Engländer zu stoßen, und führen von hier Naudé zu Smuts an den Vischfluß, wo wir gerade am Tage vor dem (später geschilderten) Gefechte von Middelpost ankommen, während das langsam nachfolgende Kommando erst am Tage nach diesem Gefechte eintraf.

---

*) Van Rooien, auch ein Rebell, gehörte ebenfalls zum Stabe des Generals Smuts. Er ist abgebildet auf der Photographie, welche die Schanzen von Gokiep zeigt. Mit ihm waren sein Vater, ein 65jähr. Greis, und seine 3 Brüder in den Kampf gezogen, und nun war er allein übrig geblieben. D. H.

Das Gefecht bei Middelpost

Kaum in Tontelboschkolk angekommen, erhalten wir Bericht von General van Deventer, der noch weiter aufwärts als wir mit 150 Mann, meist Transvaalern, am Vischflusse liegt, daß eine englische Truppenmacht gegen ihn anzöge und daß er Verstärkung nötig habe. Sofort bricht General Smuts mit seinem Stab dahin auf, nicht als ob wir 12 Mann eine große Verstärkung gewesen wären, aber Smuts wollte selbst dabei sein, wenn gekämpft wurde. Kommandant Neser, der auch nicht weit von da lag, erhält Befehl, ebenfalls zu kommen.

Auf der Farm Middelpost haben sich die Engländer gelagert und verbringen den ganzen Tag damit, Burenfamilien zusammenzufangen. General Dorrien schreibt hier in seinem Tagesberichte, daß weit und breit keine starke Burenmacht im Umkreise sei, sondern daß nur kleine Banden herumschwärmten, die aber froh seien, von ihm in Ruhe gelassen zu werden. Er hat den Bericht noch nicht abgesandt, da fällt er selbst diesen kleinen herumschwärmenden Banden in die Hand und wird von ihnen auf offenem Felde angegriffen; und hier, wo er keine Schanzen und Blockhäuser hat, da sieht man, was der Engländer als Soldat bedeutet. In offenem Felde mit gleichen Kräften kämpfen, das kann kein Engländer.

Ein kühnes Reiterstück.

Nahe bei Middelpost ist ein hoher, spitzer Kop, auf den jeder vernünftige Offizier eine Wache gesetzt hätte, wenn er bei dieser Farm hätte lagern wollen. Dorrien that das nicht; allerdings, er hatte ja auch keine feindliche Truppenmacht zu fürchten. So konnte General van Deventer, der hier wie allezeit selbst ausging, um die Stellung des Feindes auszukundschaften, von diesem Kop aus mit 28 Mann den ganzen Tag die Bewegungen des Feindes aus nächster Nähe beobachten. Sobald er sah, daß man sich hier zum Übernachten einrichtete, sandte er seinem Kommando Befehl, sofort nachzukommen. Aber bis es da sein kann, vergehen noch einige Stunden. Wie nun, wenn er bis dahin entdeckt oder das Kommando beim Anmarschieren wahrgenommen wird? Die günstige Gelegenheit

wäre dann wieder verloren. Die schöne Stellung darf nicht aufgegeben werden. Van Deventer beschließt darum, wenn er von dem Feind wahrgenommen werden sollte, gar nicht auf sein Kommando zu warten, sondern allein einen Handstreich zu unternehmen, denn von hier aus beherrscht er das ganze Lager des Feindes.

Kurz vor Sonnenuntergang kam aus dem feindlichen Lager eine starke Patrouille an, welche auf dem Kop die Nachtwache beziehen wollte. Bis sie heraufkam, war es gerade dunkel, denn die Sonne geht in Afrika sehr rasch unter. Van Deventer läßt den Feind bis dicht herankommen und eröffnete dann ein gewaltiges Feuer auf ihn, um den Eindruck hervorzurufen, daß eine starke Heeresmacht hier verborgen liege, denn — er hat nun den Plan gefaßt, mit seinen 28 Mann das ganze Lager zu erobern. Wenn dieser Plan glücken soll, dann muß alles sehr rasch gehen; ehe der Feind weiß, mit wieviel Leuten er es zu thun hat, muß bereits alles vorbei sein. In dem Augenblick, wo die Patrouille Kehrt macht, springt van Deventer mit den Seinen auf die Pferde und jagte ihr auf dem Fuße nach bis in das Lager. Die 130 Wagen des Feindes stehen etwas von den Gebäuden und Kraalen der Farm abseits, die Kanonen bei den Kraalen. Gleichzeitig mit der Patrouille stürmt van Deventer ins Lager, immer noch feuernd, so rasch er kann. Kein Mensch hat eine Ahnung, wie stark der Feind ist, und alles gerät in Verwirrung. Die Kanonen feuern, ohne zu wissen, auf wen; die Schüsse knallen, aber sie treffen niemand. Die Soldaten, die bei den Wagen keine Deckung finden, ziehen sich zurück auf die Häuser, und das ist, was van Deventer gewollt hat. In kurzer Zeit stehen die 130 Wagen in Flammen; nur ein paar Kisten Munition, die für den bevorstehenden Kampf am folgenden Tage höchst nötig sind, werden mitgenommen, und damit verschwinden die kühnen Männer im Dunkel der Nacht.

Am folgenden Morgen kommt Smuts mit seinem Stabe

dahin; das Gefecht war schon von früh an im Gange, und Smuts erleidet bereits auf dem Wege dahin einen schweren Verlust. Gerade betrachtet einer mit dem Fernstecher die Stellung des Feindes und macht auf die Gefahr aufmerksam, da saust eine Bombe heran, durchschlägt Hugo, einem Stabsoffizier von Smuts, den linken Arm, geht durch die Brust ins Herz und bleibt in der anderen Brustseite sitzen. Van Deventer verlor an diesem Tag 4 Tote und 9 Verwundete. Aber in der darauffolgenden Nacht mußte sich der Feind in wilder Flucht zurückziehen, ohne mehr als seine Kanonen retten zu können. Das ganze Lager, soweit es nicht verbrannt war, mit 400 Pferden und Mauleseln fiel in unsere Hand. Auch die ganze Ambulanz mit 35 Verwundeten wurde unserer Gnade überlassen. Aber da wir nicht helfen konnten, sandte General Smuts nach der Stadt Calvinia und ließ sagen, sie möchten ihre Verwundeten holen. Ein schöner Erfolg.

Wir hatten bei dieser Gelegenheit auch Oberst Dorriens Wagen, einen Kapkarren, erbeutet, der mit 2 guten Pferden davor General Smuts als Geschenk angeboten wurde. In diesem Wagen fand sich ein großer Koffer mit geheimen Papieren, darunter auch der schon erwähnte, gerade fertiggestellte Bericht, der „Daily Rapport", in welchem der Oberst meldete, daß außer kleinen Banden kein Feind zu sehen sei. Auch eine Liste der heimlichen Spione fanden wir hier und eine Beschreibung unserer Offiziere. Von Maritz stand darin: „Er kann weder schreiben noch lesen, hat sich aber immer als humaner Mensch und tapferer Soldat gezeigt." Geheime englische Papiere.

Von Smuts: „Er hat viel studiert, ist ein kluger Mann, und nach seinen Reden vor dem Kriege konnte man alle Hoffnung haben, daß er progressiv würde."

Von Theron: „Ist brutal, schießt gern unbewaffnete Hottentotten nieder, bedeutet sonst nichts" u. s. w.

Nun konnte General Smuts daran denken, den infolge seines Zuges nach dem Norden aufgeschobenen Einfall nach Ein Einfall nach Süden.

Schwere Verluste.

dem Süden zu beginnen, woran folgende Kommandos teilnahmen: Bouwer, der bereits vorausgegangen ist bis nach van Rhijnsdorp, Fechtgeneral van Deventer, Kommandant Theron, Kommandant Neser und der soeben aus Transvaal angekommene Kommandant Naudé. Insgesamt hatte Smuts 700 Mann; d. h. Männer hatte er eigentlich mehr, und jeden Tag schlossen sich noch weitere an, aber Waffen hatte er nicht mehr als für 700. Die übrigen gehen einstweilen so mit, bleiben bei den Pferden und bei dem Train und müssen sehen, wie sie auf irgend eine Weise sich Waffen erbeuten. Wir zogen an Calvinia vorbei, über den Bokkeveldberg nach van Rhijnsdorp und von da nach der Farm Windhoek, wo sich ein englisches Lager befand. Wir beschlossen es zu nehmen und thaten es auch. Aber wir erlitten dabei schwere Verluste. Auf der Farm standen nur ein paar abgebrannte Häuser, und wir hielten sie für die einzige Position des Feindes. Aber davor lagen verborgene Schanzen, aus denen wir schon beim Anrücken Feuer erhielten, und bis wir sie genommen, war es Tag geworden, und wir mußten über offenes Feld die englische Position bei den Häusern stürmen, wobei von den 8 hier anwesenden Offizieren 4 getötet oder verwundet und von den Mannschaften 8 getötet und 10 verwundet wurden. Ein Rückzug wäre sicher ebenso verlustreich gewesen, denn er hätte auch über offenes Feld geschehen müssen. General van Deventer wurde so schwer verwundet, daß wir an seinem Aufkommen verzweifelten; glücklicherweise erholte er sich doch wieder.

Durch diesen Schlag wurde der ganze Plan von Smuts verändert, denn wenn er weitergezogen wäre, wären alle seine Verwundeten in die Hände der Feinde gefallen. Er mußte hier bleiben, um sie zu pflegen. Durch diesen Aufenthalt aber wurde sein Plan zu viel bekannt; der Feind besetzte alle Pässe, so daß ein Gelingen des Zuges sehr unwahrscheinlich war. Smuts sandte darum die Kommandanten Neser und Theron wieder zurück nach dem Distrikt Calvinia, während wir noch

weiterzogen bis zum Olifantfluſſe und Patrouillen bis dicht vor Clanwilliam ſchickten. Aber der Feind zeigte keine Luſt zum Kämpfen, ſondern blieb ruhig in ſeinen Blockhäuſern, mit deren Bau und Verſtärkung auch hier nun ſyſtematiſch vorgegangen wurde. Bereits zog ſich eine Linie von der Lambertsbucht an der Weſtküſte über Clanwilliam nach Calvinia, und gerade als der Friede kam, war ſie fertiggeſtellt bis nach Viktoria-Weſt an der Eiſenbahn Kapſtadt-Kimberley.

Kommandant Theron.

Inzwiſchen hatte ſich Kommandant Theron wieder mit der Hottentottenkolonne von Calvinia herumgeſchlagen und bei Rietfontein ſeinen treuen, tapferen Feldkornett W. de Vos verloren, der das Rückgrat ſeines ganzen Kommandos geweſen war. Welch tiefe Trauer lag auf aller Geſicht, als die Nachricht vom Tode dieſes Mannes zu uns kam! Ein paar Wochen nachher (14. April) ſtarb Jan Theron ſelbſt am Fieber, und da der andere Feldkornett ſchon bei Windhoek gefallen war, ſo war das Kommando nun aller ſeiner Führer beraubt.

General Malan.

In der gleichen Zeit war General Malan mit den Kommandos, die Smuts ihm unterſtellt hatte, im Oſten der Kapkolonie thätig und ſandte von dort fortwährend gute Berichte über Erfolge, die er erringe, und über den Zuwachs, den ſein Kommando von allen Seiten durch Aufſtändige erhalte.

General Maritz.

General Maritz war nach Klein-Namaqualand geſandt worden und hatte eine Reihe unbedeutender Gefechte mit Hottentotten gehabt, denn hier waren es faſt lauter bewaffnete Hottentotten, gegen die wir fechten mußten. In offenem Gefechte konnten ſie einem Manne, wie Maritz, nichts anhaben. Aber durch eine verräteriſche That hätte er faſt mit 8 ſeiner Leute ſein Leben verloren, und es iſt mir heute noch ein Wunder, wie er dieſem Anſchlag entkommen iſt.

Ein Mordanſchlag auf General Maritz.

Es war in der Nähe von Ganis, einer Miſſionsſtation, auf dem Dorfe Lilyfontein; dort wohnten ungefähr 300 Hottentottenfamilien. Sie haben prächtiges Getreide- und Weideland und lebten ſehr behaglich. Es war von ihnen eigent-

lich eine unbegreifliche Dummheit, daß sie sich überhaupt in eine Sache mischten, die sie nichts anging, und sich dadurch in so tiefes Elend stürzten. Aber aufgereizt durch ihren Missionar, der wahrscheinlich politischen Ehrgeiz hatte, nahmen sie eine drohende Haltung an. Maritz, der sich in der Nähe des Ortes aufhielt, nahm sich die Mühe, eine Proklamation zu erlassen, um den Leuten deutlich klar zu legen, daß sie von ihm nichts zu fürchten hätten, wenn sie sich ruhig verhielten; es solle ihnen auch nichts ohne Bezahlung weggenommen werden, und wenn ihnen irgend welches Unrecht durch seine Bürger geschehe, dann sollten sie zu ihm kommen und ihm das vortragen. Er ritt selbst mit 8 Leuten nach dem Ort, um diese Proklamation vorzulesen. An der Kirche traf er eines der Kirchenratsmitglieder, machte ihm seine Absicht bekannt, und bat ihn, alle Leute zu diesem Zwecke zusammenzurufen. „Gut, Herr, es wird besorgt," sagte der Schwarze mit dem ehrlichsten Gesichte der Welt. Und als er mit den Leuten zurückkam, frug er ebenso freundlich Maritz, ob er nicht in die Kirche gehen wolle, um da zu sprechen. Ohne irgend welchen Argwohn schlug Maritz dieses Anerbieten ab, und das war seine Rettung. Zur Kirche führt eine Treppe empor und da droben auf der Freitreppe stand Maritz mit seinen 8 Mann und um ihn herum etwa 40 Hottentotten mit vielen Frauen und Kindern. Die Pferde standen unter der Treppe, die Gewehre staken in den Gewehrschützern.*)

Gerade liest der Sekretär Maritz' die erwähnte Proklamation vor, da fragt auf einmal das Haupt dieser Hottentottenkolonie — Barnabas hieß er — in verächtlichem Tone: „Ja, wer ist denn der Herr eigentlich?" Und als er die Antwort erhielt: „General Maritz," fuhr er fort: „Wir sind für solche hohen Herren nicht eingenommen," und schlug in demselben

*) Die Buren trugen zum Schutze ihrer Gewehre Überzüge über den Läufen, während der Kolben frei blieb. D. H.

Augenblick mit seinem schweren Stock, seinem „Kiri", Maritz über den Kopf. Zugleich rief er „Fangt die Buren," und die ganze Horde stürmte auf Maritz zu. In einer Sekunde war dieser von einem Dutzend Händen gefaßt, riß sich aber los und rief laut: „Zu den Gewehren!" „Klein"-Joubert hatte allein seinen Revolver bei sich und schoß auch sofort Barnabas nieder. Ein Kampf auf Leben und Tod entspinnt sich nun um die Gewehre. Einer von Maritz' Leuten, de Klerk, kriegt das seinige überhaupt nicht mehr zu fassen. Mein Bruder hat das seine kaum aus der Schutztasche, da haben es auch schon 6 Hottentotten gefaßt und suchen es ihm aus der Hand zu reißen; und wenn es ihnen auch nicht glückt, so zerren sie ihn doch so herum, daß er nicht losdrücken kann. Ein Hottentotte, der das Gewehr de Klerks an sich gerissen hat, setzt es meinem Bruder an den Kopf und will losdrücken, aber es war Gott sei Dank gesichert, und der Hottentotte wußte nicht damit umzugehen. Aber nun hat Maritz sein Gewehr, und mein Bruder ruft ihn zu Hilfe. Kalt und ruhig zielt Maritz und schießt auf die ringende Gruppe. Zwei Hottentotten fallen auf einen Schuß, und die übrigen flüchten. Die größte Gefahr scheint vorbei, aber alle Pferde haben sich losgerissen und sind weg, mit Ausnahme von zweien, und auf diesen sendet Maritz 2 Leute aus, um die übrigen Pferde zu fangen. Zwei von seinem Gefolge haben die Flucht ergriffen, was, wenn auch nicht schön, so doch einigermaßen zu begreifen ist; Maritz steht also mit 4 Mann mitten in der feindlichen Ansiedlung. Und diese 4 Mann müssen dann mit unglaublicher Tapferkeit gefochten haben. Um sie herum liegen 8 Tote und eine Menge Verwundeter, als sie sich den Abzug erkämpft haben. Aber nun schießt's von allen Seiten, und es stellt sich heraus, daß sie auch noch von einer bewaffneten Schar — etwa 70 Mann — umzingelt sind, die nur bisher nicht hat schießen können, weil Freund und Feind durcheinander war. Aber die 4 schlugen sich auch hier durch. Außer

Ein Kampf auf Leben und Tod.

Ein Meisterschuß.

der Beule, die Maritz auf seinem Kopfe trägt, hat keiner von ihnen eine Wunde.

Das Strafgericht.

Am folgenden Tag überfiel Maritz das Dorf, schoß 35 Hottentotten nieder und sandte die anderen nach Ganis, wo eine englische Besatzung lag. Außerdem erbeutete er 1000 Sack Weizen, 500 Rinder und 3000 Schafe.

Wie General Maritz „haust".

Ob wohl solche Aufhetzungen und Verleitungen zu verräterischen Thaten den Engländern in Zukunft Segen bringen werden? Maritz gegenüber war eine solche That um so unentschuldbarer, als er die Eingeborenen, wie überhaupt die ganze Bevölkerung mit besonderer Freundlichkeit behandelte. Ich habe z. B., seit ich wieder in Europa bin, den Bericht eines Missionars aus jener Gegend gelesen; er stammt aus Kommaggas im Klein-Namaqualande und lautet also: „Schon längst hatten wir gefürchtet, von den Buren überrascht zu werden, doch schließlich glaubten wir nicht mehr so recht daran, daß sie auch in unsere stille und abgelegene Ecke kommen würden. Da auf einmal waren sie da. Es war am 2. Februar, also an einem Sonntag, als wir diesen wunderlichen Besuch zum erstenmal erhielten. Am darauffolgenden Dienstag kam eine noch größere Truppe, und am Donnerstag erschien General Maritz selbst mit etwa 130 schwer Bewaffneten und wohl mehr als 200 ausgesuchten Pferden. Natürlich gab das eine Aufregung unter unseren Leuten; aber alle Furcht war 'mal wieder unnötig gewesen, denn niemanden wurde ein Leid gethan, auch nichts von den Leuten genommen, nur der Laden meines Bruders und sein Korn im Speicher wurden nicht verschont. Für fast 6000 M. mußte mein Bruder herhalten, aber alles wurde sehr sorgfältig aufgeschrieben. Ob er es je bezahlt bekommt? Immerhin muß ich aber den Buren das Zeugnis geben, daß sie sich recht nobel und anständig betragen haben. Nachdem sie am Abend mit kräftigem Gesang und ernstem Gebet ihren Gottesdienst gehalten hatten, hörte man noch kaum einen Laut auf dem Platze; alles lag in stiller Ruhe.

Sie können sich denken, wie froh wir waren, als sie uns nach 2 Tagen wieder verließen, und als wir noch dazu vom General die Versicherung erhielten, daß wir nicht weiter mehr beunruhigt werden.“*)

General Smuts kehrt um.

Während nun General Smuts etwas in der Klemme saß, nicht vorwärts konnte und doch, wo er lag, nichts zu thun hatte, da suchte ihn General Maritz eines Tages auf und schlug ihm vor, den Plan nach dem Süden zu gehen, zunächst aufzugeben, denn der Winter stehe bevor. Er solle zu ihm kommen nach Klein-Namaqualand, da gäbe es noch viel zu thun, wenn mehr Kommandos da seien. Smuts überlegte und stimmte zu. Nach drei Tagen folgten wir Maritz. Smuts wollte aber eine größere Aufklärung mit diesem Zuge verbinden und machte deshalb mit 4 Leuten von seinem Stab und 60 Mann von dem Kommando van Deventers einen Umweg, während er uns mit dem Kommando den nächsten Weg ziehen ließ. Dieser führte durch das Hardeveld, einen dürren Strich an der Westküste von Afrika, in dem wir zunächst auf einer Strecke von 80 km überhaupt kein Wasser fanden; und was wir später fanden, war so salzig, daß es weder Mensch noch Tier trinken konnte. Hier habe ich etwas gesehen, was sonst sehr selten vorgekommen ist: die Buren murrten, und es fielen böse Worte. Selbst Pfarrer Kriel schien an diesem Tage seinen Einfluß verloren zu haben und erhielt abweisende Antworten. Aber er war nicht der Mann, sich kränken oder abstoßen zu lassen, sondern überlegte sich, was er thun könne, um diese Stimmung zu überwinden.

Kirchenglocken läuten.

Da kommen wir an eine Farm, auf der eine kleine Kirche steht, und Pfarrer Kriel hat den guten Gedanken, hier die Glocken läuten zu lassen. Das waren fremde verlockende Töne, denn wir hatten 2 Jahre lang unseren Gottesdienst nur unter freiem Himmel gehalten. Und ich habe ge-

*) Siehe „Berichte der Rhein. Miss.-Gesellsch.“ 1902. Nr. 6, S. 168. D. H.

sehen, wie mancher, der 24 Stunden nichts gegessen hatte und nun zum erstenmal wieder ein Stück Fleisch briet, alles im Stiche ließ, um wieder einmal in die Kirche zu kommen. Pfarrer Kriel ergriff das Wort und redete uns wegen unserer Ungeduld scharf ins Gewissen. Und seine Worte fanden jetzt den nötigen Widerhall.

Die Unzufriedenheit war hauptsächlich dadurch entstanden, daß es geheißen hatte, wir müßten uns zurückziehen, um unsere Pferde herauszufüttern, und nun in eine Gegend geführt wurden, in der es schien, als ob wir samt unseren Pferden vor Hunger umkommen müßten. Und ein Bur ist immer schlecht zu sprechen, wenn es seinem Pferde nicht gut geht. Zudem war es eine Zeit, in der alles vom Pferde abhing.

Wir eilen Maritz zu Hilfe.

Bald wurde der Weg auch etwas besser, aber nicht viel. Es blieben immer noch große Abstände zwischen den einzelnen Farmen, und das Wasser schien eigentlich noch schlechter zu werden. Und wie man uns sagt, wird es nicht besser, ehe wir nicht das Kamiesgebirge erreichen, und das ist dann die Gegend, wo Maritz sich aufhält, und wo wir auch hin müssen. Aber bis zu diesem Lande Kanaan ist es noch 8 Tagereisen, und es sieht schon traurig bei uns aus. Der ganze Weg, den wir zurückgelegt haben, ist gezeichnet von Pferden, die nicht mehr weiter können. Hier und da sieht man einen Mann sein Pferd treiben, statt darauf zu sitzen. So kam man endlich nach einer Farm „Kruitfontein" (Kräuterquelle), die ihren Namen von dem Wasser hat, das nach Kräutern riecht und schmeckt. Aber hier giebt es doch Futter, und so können wir ein paar Tage hier bleiben. Da auf einmal kommt ein Bericht von General Maritz, der nun zwischen Ganis und einem Weiler namens Mesklip steht, und meldet, daß von Mesklip eine große feindliche Kolonne nach Ganis marschiert sei und in kurzem von da zurückkommen müsse, da sie dort sicherlich nicht genug zum Leben finde. Er wolle diese Kolonne überrumpeln und ersuche uns darum um Verstärkung. Wie sollten wir in dem Zustand, in dem unsere

Pferde waren, eine Verstärkung bilden, zumal wenn sie noch 10 Stunden weiter bis zu der von Maritz bezeichneten Stelle gezogen wären! Es wurden darum nun von jedem Kommando die besten Pferde herausgesucht, und so brachte man 75 Mann zusammen, die unter Kommandant Bouwer als Verstärkung abziehen. Ich schließe mich neben zwei Kameraden vom Stabe des General Smuts an. Wir hatten zwar gegenteilige Befehle, aber wir dachten, daß der General ihre Übertretung nicht übelnehmen werde, wenn es zu einem guten Zwecke geschehe. Wir reiten nun von nachmittags 3 Uhr bis zum anderen Tage hintereinander die 80 km ab, aber dann sind unsere Pferde auch fertig. Glücklicherweise kommen wir auf eine Farm, auf der Maritz Reservepferde für uns bereit gestellt hat. Hier warten wir auf Anweisung, was wir thun sollen.

Ohne Weg und Steg.

Am selben Tag noch kam Maritz in Fühlung mit dem Feinde, und es wurde ziemlich heftig gefochten. Hier fiel auch der tapfere Boomzaaier, und Maritz mußte sich zurückziehen; er sandte zwei Adjutanten von seinem Stab, um uns zu holen. Wir sind nun in den Kamiesbergen, sicher einem ungünstigen Gefechtsterrain, zumal gegenüber Hottentotten, die hier jeden Strauch und Stein kennen. Über einen dieser Berge mußten wir mitten in der Nacht hinüber. Und mehr als einmal dachte ich, daß wir uns völlig verirrt hätten. Aber wir hatten einen großartigen Pfadfinder, das war der junge Schalkwijk, ein Nachbarsohn von mir, der von Hause weggelaufen ist, um mitkämpfen zu können. Beim ersten Gefechte, dem der Junge beiwohnte, lachte er die Freistaater aus, die flüchteten, und seitdem hatte er manche tapfere That verrichtet mit Maritz oder seinem Kommandanten Schoeman zusammen, und sich mehr als einmal mit dem Kolben erst von einem Angriff zurückschlagen lassen. Er lacht auch jetzt vergnügt, wenn einer meint, daß wir uns sicherlich verirrt hätten, und zieht unermüdlich und zuversichtlich vor uns her. „Nur keine Angst," sagt er, „ich bringe euch gerade dahin, wo ihr sein müßt, und

wenn es morgen Tag wird, so werdet ihr die Khakies gerade vor dem Schuß haben." Der arme Junge! Er wußte auch nicht, daß das seine letzte Nacht war, und daß er am nächsten Morgen um 10 Uhr bereits tot sein sollte.

Ein guter Plan mißglückt.

Der Plan von Maritz war folgender: am Abend des ersten Gefechtstages zog er eine Stunde weit zurück bis zu einer Höhe, welche seitwärts von dem Passe liegt, durch welchen wir kommen mußten. Vor seiner Stellung lag ein offenes Feld, über welches der Feind kommen mußte, und wir hätten dann bei rechtzeitigem Eingreifen Gelegenheit gehabt, ihn von rückwärts zu fassen. Aber wie so häufig zu spät, kamen wir diesmal zu früh, oder aber der Feind, durch die Begrabung seiner Toten aufgehalten, kam später, als Maritz erwartet hatte, und da uns die Hottentotten gleich wahrnahmen, mußten wir sie auf einem sehr ungünstigen Terrain angreifen und waren genötigt, uns bei der Übermacht des Feindes so sehr zu verteilen, daß in mancher Stellung nicht mehr als 3 oder 4 Mann waren.

Als Khaki erschossen.

Van Schalkwijk war in einer der vordersten Stellungen mit ein paar Kameraden. Er war völlig in Khaki gekleidet. Ich hatte ihn noch am Morgen vor dem Gefecht gewarnt, aber er hatte gelacht und gesagt: „Nein, ich thue die Kleider nicht aus, ich will sogar heute noch die Uniform von Oberst White erbeuten und werde dann nur noch in ihr ausgehen." Etwa 15 Feinde ritten gegen seine Stellungen an, von denen er 4 vom Pferde schoß, während die anderen flüchteten. Die 4 Pferde blieben bei ihren Herren stehen, und Schalkwijk suchte diese Pferde zu erbeuten. Aber als er schon bei den Pferden war, wurde er von ein paar Buren wahrgenommen, die ihn für einen Khaki hielten und ihn auf gut 800 Meter beschossen. Wir sahen es und wollten sofort dazwischen treten, aber schon beim 3. Schuß lag der tapfere Junge tot am Boden. Abraham Schalkwijk (kurz „Apie" genannt) war an Jahren ein Junge, aber an Leistungen einer der tüchtigsten Kriegsmänner, die jemals die

Waffen gegen England getragen haben. Er hat mehrmals Maritz' Leben gerettet.

Vom Vater verflucht.

Sein Vater, Feldkornett in englischen Diensten, war ganz verengliſcht und konnte es ſeinem Sohne nicht vergeben, daß er von Hauſe geflüchtet war, um ſich den Buren anzuſchließen. „Mögen ihn 7 Kugeln treffen im erſten Gefecht!" das war ſein Fluch geweſen für ſeinen Sohn, der fühlte, daß die Afrikaner von Haus aus eine Nation ſind und darum auch das Recht haben, geeint und ſelbſtändig zu exiſtieren. Dieſer liebreiche Wunſch war ja glücklicherweiſe nicht in Erfüllung gegangen, und es half auch nichts, daß der Vater die Photographie des Sohnes den Engländern gab, damit ſie den „Taugenichts" gleich erkannten, wenn ſie ihn ſähen. Nie hatte ihn eine Kugel des Feindes auch nur geſtreift, trotzdem er mehr als einmal mit ihm Bruſt an Bruſt rang. Nun fiel er von der Hand ſeiner Freunde.

Rekognoszierung vor Ganis.

Der Ausgang des Gefechtes war nicht, wie wir uns ihn gedacht hatten. Wir brachten wohl dem Feinde ziemliche Verluſte bei, aber der Sieg, auf den wir uns vorbereitet hatten, blieb aus. Es war ein ſchrecklich heißer Tag, und wir hatten viel unter dem Durſte zu leiden. Waſſer war nicht in der Nähe, und eine Feldflaſche iſt gar bald leer. Am Abend beſetzten wir alle Wege, um wenigſtens am folgenden Tag den Sieg zu vollenden. Aber in der Nacht flüchtete der Feind über einen Berg und kam wieder nach Ganis zurück. Wir jagten ihm am Morgen wohl nach, konnten ihn aber nicht erreichen. Die Gelegenheit, die Hottentottenkolonne endlich einmal zu vernichten, war wieder vorbei. Sie liegt wieder hinter ihren Wällen und Schanzen. Bouwer kehrt daraufhin wieder mit der Verſtärkung zu den übrigen Kommandos zurück. Ich bleibe mit den beiden anderen Adjutanten von Smuts' Stabe bei General Maritz, zumal Maritz am folgenden Tag Ganis erkunden will, um zu ſehen, ob nicht, wenn General Smuts kommt, ein Angriff auf dieſen Ort gemacht werden könne.

Schwer verwundet.

Am folgenden Morgen ziehen wir mit 22 Mann dahin. Das Dorf liegt zwischen Bergen versteckt, und wer sich nicht ganz gut auskennt in dem Gewirr von Bergen, kann nie sagen, wie weit er noch weg ist. Wir ritten ein paar Stunden lang, bis vor uns eine hohe Kuppe lag. Der General ritt voraus, wir folgen zu zwei und zwei. Unsere Absicht war natürlich, am Fuße des Berges die Pferde zurückzulassen und dann den Berg hinaufzusteigen, denn von da aus, hieß es, könne man das Dorf sehen. Ich muß sagen, daß ich mich sehr unruhig fühlte, und ich machte noch zu meinem Nachbar die Bemerkung, es wundere mich doch, daß der General nicht 2 Mann voraussende. Und richtig, gerade war es so weit, daß wir ans Absteigen denken mußten, da wird von der Höhe der Kuppe ein heftiges Feuer auf uns eröffnet, und zu gleicher Zeit bekomme ich einen Schuß in mein linkes Bein. Der Schlag war so stark, daß ich beinahe von meinem Pferd gefallen wäre. Sofort war mein ganzes Bein tot, und das Blut floß in Strömen herab. Aber ich begriff, daß Fallen den sicheren Tod bedeute, und so nahm ich alle Kraft zusammen, riß mein Pferd herum, wie auch die übrigen es thaten, und jagte mit ihnen noch etwa 1000 Meter zurück, jeden Augenblick in Gefahr, das Bewußtsein zu verlieren. Hier machen wir Halt. Der Feind schießt wohl noch, aber nachdem er aus allernächster Nähe außer mir Unglücksvogel niemand getroffen hat, während wir dachten, die Hälfte von uns müsse tot liegen geblieben sein, so war jetzt überhaupt keine Gefahr mehr. Und ich konnte jetzt meinen Freund Brink herbeirufen, damit er mir vom Pferde helfe.

General und Gemeiner.

Einer von uns war allerdings auf dem Kampfplatze geblieben, aber er war nicht verwundet und nicht tot, sondern nur gestürzt. Als das Maritz sah, jagte er ohne Besinnen zurück, nahm den Mann auf sein Pferd und brachte ihn heil aus dem Gefecht... Ob wohl viele Generäle so ihr Leben für das eines Mitkämpfers auf das Spiel setzen würden?

Es war mir unmöglich, das Pferd wieder zu besteigen,

obwohl ich mir alle Mühe gab, mich stark zu machen. Ich ärgerte mich darüber, denn ich hatte schon so viel Menschen mit einem Schuß im Beine gesehen, die noch einen ganzen Tag lang oder noch länger weitergeritten waren. Aber später hat sich gezeigt, daß meine Wunde auch ganz außergewöhnlich schwer war, und die Doktoren nannten es ein Wunder, daß ich es noch 6 Monate aushielt, ehe ich in eine vernünftige ärztliche Pflege kam. Mein Freund hatte unterdessen nach einem Wagen geschickt, und in einer Stunde war einer meiner Brüder mit einem Karren und einem „amerikanischen Arzte" da. Wir haben nie herausgebracht, wer dieser „Herr Dr.", der in unbeholfener Manier meine Wunde verband und mir dabei, wie es schien, den Tod wünschte, eigentlich war. Er nannte sich Garrengar und behauptete, ein Amerikaner und Arzt zu sein. Eine Patrouille von uns hatte ihn eines Tages auf einem englischen Pferde und mit einem Revolver bewaffnet aufgegriffen. Er gab an, auf dem Wege zu uns zu sein; das Pferd und den Revolver wollte er einem englischen Offizier abgenommen haben. Er erzählte uns Schauergeschichten von den Mißhandlungen, die er durch die Engländer erfahren habe. Es glaubt ihm zwar keiner, was er sagt, aber einen Beweis, daß seine Erzählungen unwahr sind, haben wir auch nicht. Erst später haben wir erfahren, daß es ein englischer Spion war, der von dem englischen Kommandanten aus Ookiep zu uns gesandt war, um uns, wenn sich dazu eine

Beim „amerikanischen Doktor".

Gelegenheit gäbe, alle zu vergiften. Alles, was er dazu brauchte, hatte er mitgenommen, aber verborgen oder vergraben, ehe ihn unsere Leute fanden. Das alles haben wir erst später auf Umwegen durch einen Mann erfahren, der das volle Vertrauen der Engländer genoß. Er hatte an einer solchen That auch nicht als Mitwisser schuldig werden wollen. Leider erhielten wir diesen Bericht zu spät, denn unterdessen hatte sich der „amerikanische Doktor" bei der Einnahme eines Dorfes des Diebstahls von Privateigentum schuldig gemacht und war auf Befehl von General Smuts ins Gefängnis geworfen worden, aber von hier entflüchtet.

Im „Buren-Hospital".

Ich blieb in seiner Pflege nicht, sondern ließ mich nach dem Buschmannlande schaffen, unserem allgemeinen Zufluchtsorte. Was ich aber auf dieser Reise auszustehen hatte, ist nicht zu beschreiben. Bei sehr schneller Reise erfordert der Weg drei Tage, ich brauchte natürlich länger; und den ganzen Tag in offenem Karren auf dem Rücken und mit dem Gesicht gegen die glühend heiße Sonne gerichtet zu liegen, bis man des Abends zur Abwechslung auf den harten Boden umquartiert wird, ist natürlich auch keine angenehme Beigabe. Trotzdem heilte meine Wunde sehr rasch. Aber nun wurde mein Bein steif, und in meinem Fuß hatte ich dauernd unerträgliche Schmerzen. 2 Monate lang mußte ich an Krücken gehen, da das Bein auch krumm wurde und sich nicht strecken ließ. Da fiel mir eines Tages eine Flasche „Emprocation" in die Hände, eine Art Schmierfett, das für Pferde gebraucht wird bei Verhärtungen der Muskeln oder Steifheit der Sehnen, und ich dachte mir: „Was gut ist für Pferde, wird wohl auch gut sein für Menschen, zumal wir Buren ja noch in innigerer Beziehung zur Natur stehen sollen als die „kultivierteren Menschen". Und siehe da, in 8 Tagen konnte ich ohne Krücken gehen. Im Fuße hatte ich zwar noch kein Gefühl, und an der Wundstelle blieb ein eigenartiges Beben und Pochen. Aber ich konnte doch wieder einigermaßen gehen, und wenn man wieder so weit

ist und sieht, was andere arme Teufel für ihr Vaterland leiden müssen, dann vergißt man sehr bald, was man selbst auszustehen hat. Da lag z. B. in unserem „Hospital" neben mir ein Bürger namens Wouter (Walter) Burger. Er hatte in dem Gefechte, in dem Feldkornett de Vos fiel, einen Schuß in das rechte Bein bekommen, der ihm das Bein brach; und nun lag er da seit 4 Monaten, und die Knochen wuchsen nicht zusammen. Man kann sich kaum vorstellen, was der Mann litt. Und wir hatten doch keinen Arzt, und von einer Verbringung nach dem Feinde wollte er nichts hören. Natürlich, er dachte an das Schicksal Scheepers' und Joostes, die beide gesund gemacht worden waren, um erschossen zu werden...

Als General Smuts bei Maritz ankam, wurde beschlossen, Ganis nicht anzugreifen, dagegen nach Gokiep zu ziehen, wo wegen der Kupferminen, die sich da befinden, eine starke Besatzung lag. Vor Ganis blieb nur eine Wache, eine Korporalschaft von 20 Mann unter J. Lorenz.

Ein Mord.

Dieser sandte jeden Tag 3 oder 4 Mann nach dem Nek, von dem aus man alle Bewegungen in Ganis beobachten konnte. Er selbst lag ungefähr drei Stunden weiter weg, wo seine Pferde Futter fanden. Offenbar durch den Verrat eines in der Nähe des Nek wohnenden Bauern kannte die Besatzung die Regelung dieses Beobachtungsdienstes genau, und 30 Hottentotten lauerten eines Tages im Hinterhalte der kleinen Patrouille auf. Unsere Leute kommen wie gewöhnlich an; einer bleibt bei den Pferden, drei gehen auf den Berg, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Wie sie sorglos wieder hinabsteigen, ruft es in nächster Nähe: „Hands up!" (Hände hoch!) Die überraschten Buren, die sich vollständig umzingelt sehen, können nichts anderes thun, als ihre Gewehre wegwerfen und auf die Hottentotten-Khakies zugehen. Da ruft jemand: „Was, mit Buren auch noch Hands-uppen!" — und nun schießt die ganze Bande. Einer der Dreie entkommt mit einem Schuß in die Hüfte, ebenso sein Kamerad, der unterdessen bei den Pferden

Wache gestanden hat. Die zwei anderen wurden später gefunden, der eine völlig nackt, von sieben Schüssen seitwärts durchbohrt vom Bein bis zur Schulter; bei dem anderen fehlten nur Hut, Schuhe und Gamaschen. Der Kopf war mit stumpfen Instrumenten zertrümmert, und in der Brust saßen zwei Schüsse. Beide waren Rebellen, der erstere hieß Nell, der letztere Hesselman; er war die einzige Stütze seiner Mutter und Schwestern gewesen. Also geschehen anfangs April 1902.

Smuts und Maritz in Klein-Namaqualand. Springbok erobert.

Unterdessen machten sich Maritz und Smuts daran, Klein-Namaqualand völlig in ihren Besitz zu bringen. Zunächst wurde eine fliegende Kolonne nach Springbok gesandt, das gut verschanzt war und eine starke Besatzung hatte. Die Eroberung des Dorfes machte keine Schwierigkeiten. General Maritz schleicht sich mit einem Teil seiner Leute nachts ins Dorf und nimmt es in Besitz. Aber die starken Schanzen, die das Dorf beherrschen, müssen mit Gewalt erobert werden. Gewehrfeuer vermag da nichts auszurichten, aber mit Hilfe der Handdynamitbomben, die auf etwa 10—15 Schritt in die Schanzen geschleudert werden, nachdem vorher die Lunte angezündet ist, bekommt man eine nach der anderen in Besitz.*) Zu diesem Anschleichen mit Dynamitbomben gehört gewiß Mut, aber es fehlte nie an Männern, welche diese Aufgabe gern übernehmen. In einer Nacht bekamen wir so die ganze Feste mit all ihren Verteidigern und dazu große Waffenvorräte — das war uns immer die liebste Beute — in unseren Besitz.

Concordia erobert.

Von hier aus ging's nach einem anderen Minendorf, Concordia, das nicht weit davon lag. Es hatte eine Besatzung von 250 Mann, englische und schwarze Khakies durcheinander. Die beiden Generäle mit ihren Stäben, zusammen 26 Mann, gehen selbst auf „Verkenning" aus und kommen ganz in die Nähe des Dorfes, ohne daß auf sie geschossen wird. Im Scherz erzählt hier General Smuts, er habe in der letzten Nacht ge-

*) Näheres über die Herstellung und Verwendung dieser Bomben siehe bei der Schilderung der Belagerung von Okiep. D. H.

träumt, das Dorf werde sich ohne Widerstand ergeben und, weil man doch einmal im Scherzen ist, schickt man gleich einen Parlamentär in das Dorf, um die sofortige Übergabe zu verlangen. Zu aller Verwunderung kam die Antwort zurück, daß man sich sofort ergebe, wenn das Leben der Hottentotten geschont werde. Hiergegen bestand kein Bedenken, und so ritten die beiden Generäle in das Dorf, wo vor ihnen und ihren 24 Mann 250 Mann ihre Waffen niederlegen. Wir hatten allein von diesen beiden Dörfern 450 gute Gewehre, 75 Kisten Patronen und eine Masse Dynamit erbeutet. Auch war ein Teil der reichen Kupferminen in unserer Hand, und außerdem konnten alle unsere Kommandos mit den Vorräten dieser Dörfer völlig neu ausgerüstet werden.

Van Deventer operiert auch mit Erfolg in Klein-Namaqualand.

Am folgenden Tage wurde von General van Deventer ein kleiner Ort an der Eisenbahn nach Port-Nolloth erobert. Die nicht waffenfähige Bevölkerung von Steinkopf war schon am 6. April nach Port-Nolloth gebracht worden, wo für sie ein Lager errichtet war. Das Fort wurde später auch aufgegeben. Damit war ganz Klein-Namaqualand mit Ausnahme von Ookiep in unserer Hand und blieb es auch bis zum Frieden. Auch Calvinia war ganz in unserem Besitze mit Ausnahme der Hauptstadt.

Ookiep wird belagert.

Calvinia störte uns wenig, die Besatzung beschränkte sich auf die Verteidigung, wäre uns aber bei einem Angriff ohne Geschütz stark überlegen gewesen. Ookiep dagegen mußte genommen werden. General Smuts sandte zunächst einen Parlamentär mit der weißen Flagge ab, und forderte, in der Hoffnung, daß sich der Kommandant verblüffen lassen werde, die sofortige Übergabe. Die List verfing nicht; der Kommandant antwortete, er habe alles im Überfluß und Leute zum Kämpfen genug, er sähe also nicht ein, wozu er sich übergeben solle. Daß eine Belagerung ein sehr zweifelhaftes Ding war, wußten wir von vornherein; denn dieser Ort liegt im Gebiete der reichsten Kupferminen, war von vornherein gut verschanzt und fand in seinem

Bergwerksbetriebe Mittel genug zur Verstärkung seiner Befestigungen, so daß es ohne Geschütze auch fast uneinnehmbar war, und wir hatten keine einzige Kanone.

Erstürmung der Forts.

Am ersten Tage ritten die beiden Generäle Smuts und Maritz selbst auf „verkenning" (Erkundung). Bei diesem Patrouillenritt verlor mein einer Bruder, der in Maritz' Gefolge mitritt, seine rechte Hand durch eine unglückliche Entladung seines eigenen Gewehres. Die beiden englischen Ärzte in dem von uns eroberten Dorfe Springbok nahmen ihn in Behandlung, hatten ihn auch zwei Stunden unter Chloroform, aber der Hand half das nichts. Im übrigen war die „Verkennung" von Erfolg begleitet; die Angriffe des nächsten Tages brachten uns in den Besitz von 11 Schanzen. Alle diese Schanzen wurden auf die gleiche Art erobert: mit Hilfe von Petroleumkännchen stellten wir Dynamitbomben her — und zwar von jedem Kännchen zwei —, die mit brennender Lunte in die Schanzen geschleudert wurden und die Besatzung zu rascher Flucht zwangen. Es mußte sich zu dem Zwecke immer ein Mann unter dem Schutze des Feuers seiner Kameraden an die Schanze anschleichen; einmal am Fuße der Schanze angelangt, war er sicher und konnte, wie das die beigegebene Photographie zeigt, in aller Ruhe seine Bombe werfen, denn die Schanzen waren so hoch, daß die Besatzung den Platz unter ihnen nicht beschießen konnte, ohne sich völlig unseren Geschossen preiszugeben. Aber einen Teil dieser Forts mußten wir wieder aufgeben, und die übrigen im Sturme zu nehmen war unmöglich. Wir mußten also eine langwierige und langweilige Belagerung beginnen. Gleich in den ersten Tagen kamen zwei englische Offiziere mit einer Meldung von Lord Kitchener an General Smuts, es seien Friedensverhandlungen angeknüpft mit den verbündeten Regierungen, er möge nach Pretoria kommen, wo seine Gegenwart dringend nötig sei. Smuts lehnte schriftlich ab. Aber ein paar Tage später kam dasselbe Ersuchen von seiten unserer Regierung, und nun mußte Smuts der Aufforderung Folge leisten.

Wie die Schanzen bei Vokiep genommen wurden.

General Smuts reist zu den Friedensverhandlungen.

Am Abend, ehe er abreiste, versammelte er alle Bürger um sich. Die Stimmung war nicht so zuversichtlich und fröhlich wie sonst, wenn der General eine seiner Ansprachen hielt. Ein Gefühl der Unbehaglichkeit und des Zweifels lag über der Versammlung. Sollte England schon völlig mürbe geworden sein? Oder gar — der Herzschlag stockte — sollte ein anderer Friede in Vorbereitung sein? Aber nein, das konnte ja nicht sein. Für eine so große Sache wie die unsrige war noch nicht genug gekämpft, und wir waren eigentlich jetzt erst so weit, daß wir an Kriegführen in der Kapkolonie denken konnten. Mit nichts hatten wir begonnen, und nun zählten wir 3000 Mann, gut beritten und bewaffnet und an nichts Mangel leidend, und der Nordwesten der Kapkolonie gehörte uns. Sollte nun . . . .? Doch wozu weiter mit finsteren Gedanken sich quälen. Der General mußte Näheres wissen.

Jan Smuts kam an. Er wußte nichts, als daß Verhandlungen stattfänden, bei denen er anwesend sein müsse. Daß von beiden Seiten nachgegeben werden müsse, hielt er für sicher, und wir dachten dabei an Zugeständnisse in der Wahlrechts- oder Dynamitmonopolfrage oder an einen Verzicht auf Schadenersatz. „Bürger," so schloß Smuts seine Mitteilung, „ihr müßt euch nun während meines Fernseins über den Frieden nicht den Kopf zerbrechen. Denkt nur nicht, daß eure Arbeit gethan sei. Es kann sein, daß Friede wird, es kann auch sein, daß der Krieg jetzt erst beginnt. Ein unerwünschter Friede wird's nicht sein, wenn er geschlossen wird. Und komme ich zurück, und es ist kein Friede, dann heißt es: südwärts ziehen! Kapstadt muß unser Ziel sein. Unterdessen aber fahrt fort in eurem Werke mit aller Energie!" Unter diesen Worten richtete jeder sich auf, der letzte Rest von Unsicherheit schwand, und der kriegerische Geist lebte auf in voller Kraft. Wir vertrauen auf Smuts' Mut und erprobte Tüchtigkeit.

Ehe Smuts abreiste, sandte er an die anderen Kommandos folgendes Rundschreiben:

Concordia, den 24. April 1902.

Ein Rundschreiben von General Smuts.

Kommandant Wessels wird als zeitweiliges Oberhaupt über die Kommandos von Theron und Fraser am Vischflusse angestellt. Springbok ist durch Sturm genommen, während der Feind Nasabeek und Steinkopf verlassen und Concordia sich auf Grund von Unterhandlungen ergeben hatte. Wir haben 300 Kriegsgefangene gemacht und besitzen noch genügend Munition und Gewehre; auch haben wir 170 Kisten Dynamit und außerdem alles, was wir bedürfen. Ganis, wo die Kolonne Whites eingeschlossen ist, ist noch immer im Besitze des Feindes. Gokiep wird von mir belagert. Von Port-Nolloth ist eine Entsatztruppe angerückt, wird aber von General van Deventer festgehalten. In Piquetberg und Clanwilliam ist fast kein Feind mehr zu sehen.

Von Generalkommandant Louis Botha empfing ich vor ein paar Tagen ein Telegramm, worin er mir mitteilt, daß zu Friedensverhandlungen, die z. Z. zwischen Lord Kitchener und den beiden Regierungen geführt werden, meine Gegenwart in der Südafrikanischen Republik erforderlich ist. Ich reise noch diese Woche über Port-Nolloth und Kapstadt dahin ab. Im nächsten Monat komme ich wieder zurück und werde euch dann sofort am Vischflusse besuchen.

Gott gebe, daß der Krieg, der bereits so viel Opfer von uns gefordert hat, jetzt in ehrenvoller und gerechter Weise beendet wird! Sind die Bedingungen, hinsichtlich der beiden Republiken und der Interessen der Kolonisten nicht annehmbar, so vertraue ich darauf, daß wir mit neuem Mut und Eifer den Kampf fortsetzen werden. Die Offiziere und Bürger können dessen sicher sein, daß wir unser Bestes thun werden für das dauernde Wohl von Land und Volk.

Wir bedürfen eurer Fürbitte in dieser kritischen Zeit, das Resultat der Verhandlungen werde ich euch persönlich mitteilen.

Setzt eure Thätigkeit mit aller Energie fort, ohne zu viel über den Frieden nachzudenken.

W. G. J. Smuts.

4. Die Fortsetzung der Kriegsoperationen während der Friedensverhandlungen.

Van Deventer.

Die Anknüpfung von Friedensverhandlungen hatte zunächst auf den Fortgang der Thätigkeit unserer Kommandos keinen Einfluß. Die Belagerung von Gokiep wurde fortgesetzt. Die Engländer schickten Verstärkung von Kapstadt zu Schiff nach Port Nolloth, von wo sie auf der Eisenbahnlinie, den einzigen begehbaren Weg, nach Gokiep vorrückten. Daß von Port Nolloth her Verstärkung erwartet wurde und kommen mußte, wußten wir aber auch; darum war General van Deventer schon bei Beginn der Belagerung von Gokiep gegen Port Nolloth zu vorgerückt, hatte, um jeden Zuzug zu verhindern, das kleine Dörfchen genommen, das an der Bahnlinie zwischen Gokiep und Port Nolloth liegt, und die Eisenbahn an verschiedenen Stellen aufgebrochen. Er trat sofort der jetzt heranrückenden Verstärkung entgegen und warf sie in verschiedenen Gefechten bis auf 30 km von Port Nolloth zurück und hätte ihr beinahe auch ihre Kanonen abgenommen. 30 Gefangene fielen in seine Hände. Unterdessen leitete Maritz die Belagerung von Gokiep.

Unsere Geschützgießerei.

Aber das Werk geht nicht vorwärts. Wenn man wenigstens einen Siebenpfünder hätte! Wird gemacht. Die Arbeitsplätze der

Minen in Concordia mußten das nötige Handwerkszeug, und das untere Ende eines Telegraphenpfahles — als Träger der Telegraphenleitungen werden bei uns überall eiserne Röhren benützt und die Holzpfähle umgetauscht, sobald eine Linie fertig ist — das Kanonenrohr liefern. Dieses „Kanonenrohr" wurde durch starke kupferne Bänder verstärkt, und nach mehrtägiger harter Arbeit hatten wir ein Geschütz. Eine 7pfündige Bleikugel war auch bald gegossen, und die Kanone wurde mit einem Pfund Pulver geladen. W. Meyer sollte sie abfeuern. Sein Vertrauen zu unserem Meisterstück war so groß, daß er, anstatt eine Lunte zu benützen, die ihm Zeit gegeben hätte, sich in Sicherheit zu bringen, mit einem brennenden Scheite das Pulver entzündete. Ein gewaltiger Schlag! Die Kugel ist 500 Meter weit geflogen, aber die Kanone ist auch entzwei, und Meyer liegt in seinem Blute am Boden — ein Stück Eisen in der Brust und im Beine. Die Kugel war zu schwer gewesen; vielleicht auch des Pulvers zu viel, aber weniger hätte die Kugel nicht zu schleudern vermocht, und anderes Metall als Blei, um Kugeln zu gießen, hatten wir nicht.

Unsere Kanonenbauer bekamen aufs neue Arbeit. Ein stärkeres Eisenrohr, das in dem Bergwerksbetriebe als Wasserleitungs- oder Dampfrohr gedient hatte, wurde ausgesucht und in derselben Weise, aber noch gründlicher als das vorige verstärkt. Die Hauptschwierigkeit bildete das Verschlußstück; es wurde zu diesem Zwecke ein Stück Eisen ausgesägt und mit kupfernen Bändern an den Lauf angeschlossen und von anderen, quer darüber gelegten Bändern festgehalten. Diesmal konnte es sich nicht fehlen; das war ein Werk für ewige Zeiten. Immerhin war man nun vorsichtiger geworden; die Lunte trat wieder an Stelle des Holzspahnes. Und das Resultat? Die Kugel flog nicht 10 Schritte weit, das Verschlußstück der Kanone oder wenigstens seine einzelnen Teile beträchtlich weiter. Das Zündloch war diesmal zu weit vorne gebohrt gewesen, so daß das Feuer von vornher das Pulver faßte und nach rückwärts wirkte.

Kein Fortschritt.

Diese Artillerie-Schießversuche wurden von Concordia aus geleitet, wohin sich das Gros unserer Leute von Gokiep bald hatte zurückziehen müssen. Denn die Gegend um Gokiep war völlig ausgesogen, alle Vorräte waren nach Gokiep in Sicherheit gebracht worden, und unsere Pferde fanden kein Futter, ja hatten schon in den ersten Tagen nach Futterplätzen geschafft werden müssen, die 8 Stunden entfernt lagen. Die Besatzung auszuhungern, war uns nicht möglich, eher wären wir vor Gokiep verhungert, oder wenigstens unsere Pferde, und den Wasserzufluß hatte sich der Feind durch gut angelegte Forts gesichert. Wir ließen deshalb vor Gokiep nur einen Beobachtungsposten, der Tag und Nacht regelmäßig abgelöst wurde und eine Gelegenheit erspähen sollte, den Feind im offenen Felde anzugreifen. Die Ablösung wurde auf einem Maultierwagen hin- und hergefahren, da außer dem Stabe kein Mann ein diensttaugliches Pferd hatte. Unter diesen Umständen wäre die Verfolgung selbst des geschlagenen Feindes wirkungslos geblieben. Aber es fand sich nicht einmal die Gelegenheit, ihn anzugreifen; der Besatzung gefiel es besser hinter ihren Mauern und Schanzen.

Ein Wagen voll Dynamit verbrannt.

General Maritz machte bald einen neuen Versuch, sich des Dorfes zu bemächtigen. Er ließ einen mit Dynamit beladenen Eisenbahnwagen gegen die Forts zu rollen, um das Dorf in die Luft zu sprengen. In dem Dorfe selbst lag ein ungeheurer Vorrat von Dynamit, auf dessen Mitentzündung bei der gewaltigen Explosion zu rechnen war. Manche fürchteten sogar, daß bei der Explosion das ganze durch Minen unterwühlte Dorf zusammenstürzen werde. Eben deshalb suchte man auch die wehrlose Bevölkerung vor dem mutmaßlichen Schicksal der Besatzung zu retten, und Maritz ließ den Kommandanten zweimal auffordern, die Frauen aus dem Dorf zu senden. Die Antwort lautete, die Frauen im Dorfe teilten die Anschauung der Männer und würden darum auch ihr Los teilen. Nun wurde ein offener Eisenbahnwagen — wir hatten deren mehrere er-

obert — mit 17000 Dynamitpatronen beladen, die einzeln nebeneinander lagen, eine Maschine davor gespannt, und so dampfte der Zug nach Ookiep. Ich glaube, die Vorsehung wollte uns vor einer That bewahren, die doch von unseren sonstigen Kriegsgebräuchen erheblich abwich, und über deren Zulässigkeit die Meinungen geteilt waren. Es kam zu keiner Explosion. Das Feuer faßte das Dynamit, ehe es an den Zünder kam, und im Nu flammte das ganze Dynamit in die Luft, ohne Schaden anzurichten. Dynamit, einfach in Brand gesetzt, brennt bekanntlich wie Fett, und man kann sich an dem Feuer z. B. ganz gemütlich wärmen; nur ein starker Stoß oder Schlag vermag eine Explosion herbeizuführen. Ookiep war also wiederum gerettet.

Ein Panzerzug wird gebaut.

Maritz meinte, einen Erfolg erzwingen zu können, und sein findiger Kopf ersann ein neues Mittel, um den Feind in die Enge zu treiben. Er ließ einen gepanzerten Wagen bauen und wollte diesen stückweise über den Berg bei Concordia bringen lassen bis zu der Stelle, wo man die Eisenbahn nach Ookiep erreichte, dann den Wagen noch in der Nacht rasch zusammensetzen und auf der etwas geneigten Bahn bis zu den stärksten Schanzen vorrollen lassen. Man brachte auch glücklich alles auf die Höhe des Berges, aber der Hinabtransport war einfach unmöglich, da nirgends ein Weg war, auf dem mehrere Leute, wie sie zum Transport der Stücke nötig waren, hätten gehen können. Und als es vollends tagte und damit ein weiteres Arbeiten im Bereiche der feindlichen Geschosse unmöglich wurde, mußte alles im Stiche gelassen werden. Vielleicht war das ein Glück für uns, denn wenn es uns nicht gelungen wäre, das Fort zu nehmen, so wäre uns mit unserem gepanzerten Zuge der Rückweg unmöglich geworden. All diese vergeblichen Versuche erzeugten eine müde, mißmutige Stimmung.

Rückzug nach dem Buschmannlande.

Unterdessen hatte auch General van Deventer Bericht gesandt, daß er aus Mangel an Proviant und Futtermitteln zum Rückzug gezwungen sei. Wohl wich der Feind vor ihm Schritt vor Schritt zurück, aber er brannte auch hinter sich alles nieder,

General Smuts mit allen Offizieren, die bei der Belagerung von Vokiep beteiligt waren.

so daß die Burenkommandos mit bitterer Not zu kämpfen hatten. Es blieb nichts anderes übrig, als nach dem Buschmannland zurückzugehen, das ganz in unserer Gewalt war, und das gerade Regen gehabt hatte, so daß dort für uns prächtig gesorgt war. Hier erwarteten wir die Rückkehr von General Smuts; mit welcher Spannung, läßt sich leicht denken, zumal wir sonst nichts zu thun hatten. Hier erhielten wir auch den offiziellen Bericht General de la Reys von seinem Siege über Methuen, und der bestärkte uns erst recht in der Überzeugung, daß nun die Unabhängigkeit der Republiken nicht mehr in Gefahr kommen, und auch das Schicksal der „Rebellen" keine ungünstige Wendung mehr nehmen könne. Bald darauf kam die ersehnte Botschaft: es war Friede.

Elftes Hauptstück.

Die Frauen im nationalen Kampfe.

Von

Andries de Wet.

Nun, wo wir am Ende des Kampfes stehen, wäre es ein großes Unrecht, wenn ich nicht derer gedächte, die mit uns gekämpft haben von Anfang an bis ans Ende, wehrlos gekämpft und darum bitterer gekämpft und schmerzlicher gelitten haben als wir — der Frauen. Wieviel verdanken wir ihnen! Und wieviel Mut gehörte für sie dazu, Rebellen zu unterstützen! Für den Rebellen bedeutete die Beteiligung am Kampfe gegen England von Anfang an etwas ganz anderes als für den Buren im Oranjefreistaate und in der Südafrikanischen Republik. Diese hatten wenigstens den Schutz der Regeln einer zivilisierten Kriegsführung oder konnten und mußten wenigstens glauben, ihn zu haben. Sie brauchten also nicht von vornherein um Gut, Kind und Weib besorgt zu sein. Und es ist bekannt, daß trotzdem die Angst um Besitz und Familie im ersten Teil des Krieges alle Operationen der Buren lähmte, weil keiner weit weg wollte von seinem eigenen Hause. Als die Heimat direkt bedroht war, eilten die einen zurück, um sie mit den Waffen in der Hand zu schützen, die anderen, um sich durch Unterwerfung den Schutz ihrer Familie und ihres Eigentums zu sichern. Daß darunter jeder weitschauende militärische Plan

leiden mußte, versteht sich von selbst. Den Rebellen stand von Anfang an nicht nur das allgemeine Los dessen bevor, der das Schwert ergreift, sondern ihnen drohte zugleich Verlust alles Besitzes, Zerstörung des Familienlebens, ja der Tod am Galgen. Die Männer im Felde hatten wenigstens die Gewißheit, daß man sie erst haben müsse, ehe man ihnen etwas anhaben könne, aber die Frauen sahen die Tage schlimmster Not als sichere Zukunft vor Augen. Und doch, sie wurden nicht schwach. Sie zürnten den Männern nicht, die sie der Not preisgaben, sondern kämpften und litten mit ihnen, sie segneten und pflegten sie.

Sie thaten ihrer Männer Werk.

Ich habe selbst erfahren, mit welcher Teilnahme diese armen Frauen das Geschick der Männer verfolgten, die für das Vaterland kämpften, statt für ihre Familien zu sorgen; wie sie, die mehr litten als wir, nur darauf bedacht waren, die Männer zu ermutigen und ihnen ihre Sorgen und Schmerzen zu erleichtern. Es ist schon viel gesagt worden, was in dieser Beziehung die Frauen von Transvaal und dem Freistaate geleistet haben. Ich kann versichern, daß die Frauen und Töchter der Rebellen nicht hinter ihnen zurückstanden. Als ich verwundet nach dem Buschmannlande transportiert wurde, kam ich nachts an einem Lagerplatz an, wo mindestens zwölf Zelte aufgeschlagen waren, alle bewohnt, aber keines von Männern. Es waren alles Frauen, welche an Stelle ihrer Männer die Wirtschaft führten und mit ihren Kindern, wie das ja im Buschmannlande, wo man nicht an einem Orte bleiben kann, immer geschehen muß, von Wasserstelle zu Wasserstelle*) und von Weideplatz zu Weideplatz zogen. Ihre Lage war äußerst traurig, aber sie selbst schienen nichts davon zu fühlen, denn sie kamen alle herbei und bedauerten mich, daß ich mich fast

*) Im Buschmannlande treibt man nur Viehwirtschaft, und da das Land fast kein Wasser hat, so zieht der Bur, der da lebt, immer nach den Orten, wo es gerade geregnet hat, weil sich dann in den „Putten", „Vleien" und „Pannen" so viel Wasser sammelt, daß man da wieder für einige Wochen das Vieh tränken kann. D. H.

ſchämte vor dieſen Heldinnen. Und als einer von uns einer der Frauen gegenüber ſein Mitleid bezeugt, da erwidert ſie ſtolz: „Ja, ich habe es wohl ſchwer, aber ich thue es gern. Mein Mann iſt auf Kommando, und ich habe ihn ſeit ſechs Monaten nicht geſehen. Er ſoll auch gar nicht hierherkommen, ſolange er auf Kommando nötig iſt.“

Sie pflegten die Verwundeten.

Der Platz, wo ich verpflegt wurde, iſt eine Farm mit dem Namen „Boegoefontein“. Dieſe Farm gehört Gert Nel. Hierhin wurden meiſt unſere Verwundeten gebracht, und es lagen zu meiner Zeit ungefähr dreißig da. Willſt du einen Augenblick hineinſchauen, lieber Leſer, ſo ſiehſt du da drinnen eine Frau ſich abquälen von morgens früh bis abends ſpät, um für alle dieſe Leute zu ſorgen. Der eine bekommt etwas zu eſſen, dem anderen verbindet ſie die Wunden, dem dritten ſagt ſie ein paar freundliche, ermunternde Worte, und alle dieſe Kranken liegen nicht etwa in einem Saal nebeneinander, denn das Haus hat nur drei Räume, die Küche, das Schlafzimmer und ein Vorzimmer, das als Eßzimmer und für alles andere, wofür man es auch brauchen kann, dient. In dieſem Vorzimmer muß ich nachts ſchlafen. Die Frau ließ es nicht zu, daß ich auf meinem Wagen bleibe, aber die anderen liegen zerſtreut teils in Zelten vor dem Hauſe, teils in der Scheuer, teils auf den Wagen. Und die Frau, die überall hier ihres freiwilligen Amtes waltet, iſt Frau Eſther Nel. Den ganzen Tag iſt ſie auf den Beinen, ſo daß ich mich oft frage: „Wie kann ſie es nur aushalten?“ Und trotzdem ſcheint ſie nachts noch nicht einmal zu ſchlafen, denn die leiſeſte Bewegung genügt, und ſie eilt herbei und fragt: Was kann ich für dich thun?“ Das Ergreifendſte von allem aber iſt, daß dieſe Frau bei all ihrer Arbeit immer heiter und fröhlich iſt und ſich nie mit einem Worte beklagt. Und wenn einer von uns etwas bedrückt iſt oder trübſelig vor ſich hinſchaut, ſo iſt ſie auch ſchon da und macht in ihrer mütterlichen Art ſanfte Vorwürfe, oder ſie ruft ihrer Tochter: „Elly, ſpiel ein bißchen, damit beſſer Wetter ein-

kehrt!" Und Elly spielt dann auf der Harfe, und die trübe Stimmung ist bald wieder verflogen.

Wie die Frau bei dieser Fürsorge für ihre Kranken auch noch Zeit fand, auf die Wünsche der Leute zu hören, die täglich vorbeikamen und um dieses oder jenes für das Kommando und die Männer im Felde baten, ist mir unbegreiflich. Und wenn alle diese Frau vergessen sollten, ich werde ihrer immer gedenken, und sie wird mir eine stete Mahnung sein an die nationale Aufgabe, die meinem Volke gestellt ist, und die es nicht anders erreichen wird als durch die Opferfreudigkeit von Männern und Frauen, die dieser Frau gleichen.

Sie sorgten für unsere Kommandos.

Eine andere Frau auf demselben Platze hat wieder in anderer Weise bewiesen, daß sie unseren Kampf im Herzen mitgefochten hat. In Zeit von zwei Monaten hat sie vierzig Anzüge für die Männer auf Kommando gearbeitet, und dann konnten sich wieder die Engländer wundern, woher wir Kleider bekamen und durch welche „Neutralitätsverletzung" die Einfuhr dieser Artikel möglich gemacht wurde. Wie hat die Liebe diese Frau erfinderisch gemacht!

Sie hielten die Männer im Kampfe.

Und wie tapfer haben die Frauen im Distrikte Calvinia alle die Gefahren und Beleidigungen ertragen, welchen sie ausgesetzt waren, wenn in Zeiten, wo die Männer auf einer Expedition waren, die Hottentottenkolonne von Calvinia den Distrikt durchzog! Kamen die Männer dann heim und fürchteten, die Frauen würden nun in sie dringen, ihnen nun weiteres Leid zu ersparen, so fanden sie sie nur entschlossener und „rebellischer" als je zuvor. Sie waren es, die den letzten Mann aufforderten, die Waffen zu ergreifen. Und was die Männer, die zu Hause blieben, mitunter von den Frauen oder jungen Damen zu hören bekamen, hätte ich mir nicht sagen lassen. So hörte ich eines Tages eine Frau zu ihrem Mann sagen: „Wenn du jetzt nicht mit den Buren gehst, so bist du kein Mann, und ich will dich als solchen auch nicht mehr haben, denn es ist eine Schande, mit einem solchen Feigling verheiratet zu sein." Und dieser

Mann, v. W., ist bekannt als der schönste Mann des Distriktes.

Sie litten gern.

Als ich mit van Rooien Kommandant Naudé aufsuchte, kam ich in ein Haus, wo ein paar junge Mädchen waren, und da sagte die eine: „Wenn wir nur etwas thun könnten! Es ist zu traurig, daß wir es so gut haben, während unsere Leute in solcher Not sind und so viel leiden müssen. Ich wünschte, daß die Engländer uns auch gefangen nähmen und in ein Kamp setzten, dann hätten wir doch auch ein Opfer für unser Volk gebracht!" Ich weiß nicht, ob nicht, wenn es so weit gekommen wäre, das Fleisch doch schwächer gewesen wäre als der Geist, aber die Thatsache, daß der Geist so stark war, ist doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Sie opferten alles.

Auf derselben Reise kam ich auf eine Farm, wo ein gewisser Marais wohnte. Es war schon spät und wir hatten für unsere Pferde kein Futter. Ich besprach mich gerade mit meinem Kameraden, wie wir uns helfen könnten, da trat die Frau des Hauses auf uns zu und sagte: „Freunde, die Engländer haben uns alles Futter weggenommen, aber in einer großen Kiste habe ich noch etwas Korn verborgen, um in der Zeit der höchsten Not ein Stück Brot zu haben. Dies Korn sollen eure Pferde haben." Dieselbe Frau hatte einen Sohn unter den „Rebellen". Sie gab ihn dahin um ihres Volkes willen.

Sie klagten nicht.

Das Kommando von Kakamas, von dem ich auch schon erzählte, mußte eines Tages aus diesem oder jenem Grunde nach Griqualand. Infolgedessen war der ganze Distrikt offen, und Kapitän Koffy aus Carnarvon machte einen der beliebten englischen Verwüstungszüge. Es ist das das Gebiet der „Arbeitskolonie", ein Strich an der Grenze, wo meist arme Bauern wohnen. Für sie hat erst der Missionar Schröder von Upington eine Existenzmöglichkeit geschaffen, indem er mit sehr geringen Unkosten — ich glaube vierzigtausend Mark — einen Kanal von Upington aus dahinleitete und so eine Ansiedelung schuf, auf der sich bis zu Beginn des Krieges bereits hundert Familien

niedergelaſſen hatten und eine ſichere Exiſtenz fanden, ſo ſelbſt, daß dieſe Gegend gewiſſermaßen als Kornkammer für die benachbarten Orte gilt.*) Auch dieſe ganze Entwickelung haben die engliſchen Kulturhorden geſtört, und etwa ſechzig Familien flüchteten vor ihnen durch den Oranjefluß nach Deutſch-Südweſt-Afrika. Was ſie dabei gelitten haben, iſt unſagbar. Koffy durchzieht nun den ganzen Diſtrikt, nimmt alles mit, was ſeine Hand erreicht, Kinder über zwölf Jahre werden ihren Müttern weggenommen, Familien mit fünf bis ſechs kleinen Kindern läßt man drei bis vier Schlachtſchafe, ſonſt nichts. Und was geſchah, als der Herr Koffy weg war? Setzten ſich die Frauen klagend und jammernd in eine Ecke und legten verzagt die Hände in den Schoß? O nein, ſie bringen hervor, was ſie verborgen und gerettet haben, und fangen an, ihre Länder ſelbſt zu pflügen und zu eggen. Und die Ernte habe ich ſelbſt geſehen, als das Kommando vier Monate ſpäter wieder zurück war. Sie brachte nicht nur ſo viel, daß man davon leben konnte, ſondern es war auch für die Pferde der Kommandos geſorgt. Und die Frauen waren ſtolz darauf, ihre Hände zu zeigen, die verbrannt und hart waren wie die eines gewöhnlichen Arbeiters. Mehr als einmal habe ich andächtig zugehorcht, wenn ſie behaglich von jener Zeit erzählten, und am Schluſſe geſagt: „Nun ja, Tante, dafür werdet Ihr auch ſicher durch ein freies

*) Dieſes Werk begann Schröder nördlich des Oranje und dehnte es ſpäter auch auf den Süden aus. Man vergleiche dazu, was de Wet S. 8 über die ſchlechte Ausnützung des Oranje für Bewäſſerungszwecke ſagt. D. H.

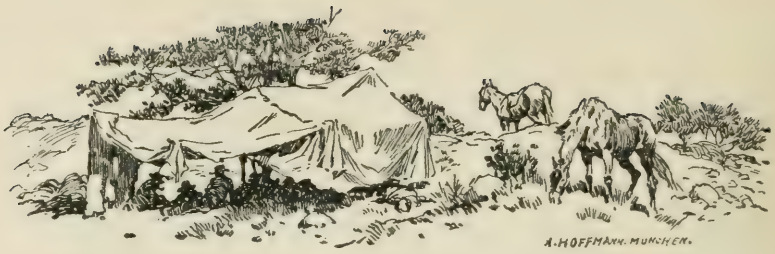
Südafrika belohnt werden." Und gewöhnlich erhielt ich darauf die Antwort: „Daran habe ich noch nie gezweifelt." . . .

Sie gaben ihre Söhne dahin.

Und nun, was mir am nächsten geht. Ich kenne sehr gut eine Mutter, eine Frau, der angst ist, wenn sie das Wort Krieg nur hört, und die für die Erhaltung des Friedens jedes Opfer zu bringen bereit ist. Lieber Unrecht leiden, als Recht erzwingen, ist ihr Wahlspruch. Ihr Sohn . . . ist Rebell, und sie hat ihn in der ganzen Zeit des Krieges nicht gesehen. Kurz vor dem Frieden, ehe jemand wußte, was aus den Verhandlungen werden würde, kam der Sohn zum erstenmal nach Hause. Vierundzwanzig Stunden kann er nur bleiben, und dann muß er wieder weg. Es ist ein bitterer Abschied, und in einem Tone, wie ihn der Sohn von der Mutter noch nie gehört hat, gibt sie ihm die Worte mit: „Mein Sohn, so schwer es auch für deine Mutter sein würde, denke daran, daß ich dich lieber tot sehen würde als hören, daß du vor dem vermessenen Feinde die Waffen gestreckt hättest" . . . Unterdessen ist der Vater bereits auf dem Wege, um bei dem nächsten Militärposten zu melden, daß sein Sohn in seinem Hause ist. Ein furchtbarer Widerstreit der Pflicht gegen die von Gott gewollte Familie und der Pflicht gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit — ein Kampf, der nur dadurch erleichtert wird, daß die englische Regierung dem Manne, dem sie den Schutz des Distriktes anvertraut hat, im Kriege Pferde und Waffen weggenommen hat, so daß er sich gegen den Besuch seines Sohnes gar nicht schützen und seine Ankunft gar nicht rechtzeitig anmelden kann. Zwölf Stunden hat der Vater bis zum nächsten englischen Posten, und die Mutter weiß: „Wenn er rasch genug hinkommt, ist die Möglichkeit da, daß dein Sohn gefangen wird, und wenn er nicht rasch hinkommt, so besteht die Möglichkeit, daß die übrige Familie ins Unglück kommt."

Es ist mir schwer zu denken, daß trotz all der Opfer, welche unser Volk gebracht hat, trotz all der Leben, die im Felde dafür geopfert wurden, doch unsere Freiheit verloren sein

soll. Aber noch schwerer liegt mir dieser Gedanke auf dem Herzen bei der Erinnerung an all den festen Glauben, das Leiden und die Opferfreudigkeit unserer Frauen. Warum doch hat die Vorsehung diese Hoffnung und diese Entschlossenheit in sie gelegt, wenn es doch alles für nichts sein soll? Es ist schwer, aus dem Irrgarten von Bedenken, Zweifeln und Anfechtungen, in den diese Frage führt, den rechten Weg herauszufinden. Der Gedanke daran lag mir von Anfang an als eine fürchterliche Last auf der Seele, und meine Ungewißheit auf diesem Gebiete wird stets größer. Das Einzige, was mich vor Kleinmut bewahrt, ist der Gedanke, daß Gottes letztes Wort noch nicht gesprochen ist, und daß das Ende seiner Wege heut noch nicht zu ersehen ist.



Zwölftes Hauptstück.

Der Friede.

Die erste Kunde vom Frieden.

Es war am 2. Juni, da kam ein englischer Offizier aus Calvinia bei unseren Vorposten in Tontelboschkolk an mit einer weißen Flagge und verkündigte, daß Friede sei. Überall hin eilten von hier aus unsere Rapportreiter, um die frohe Kunde zu verbreiten. General van Deventer, der Smuts in seiner Abwesenheit vertrat, lagerte bei Katkop, dem einzigen Orte mit fließendem Wasser im Distrikte, als hier der Bericht einlief. Mit dem Rapportreiter zugleich traf auch ich hier aus unserem „Hospital" zu Boegoefontein, etwa zwei Stunden zu Pferd von Katkop entfernt, ein, wo ich mich notdürftig von meiner schweren Verwundung erholt hatte. Dominee (= Pfarrer) Kriel war, wie allezeit, auch jetzt bei dem Kommando. Er war gleich allen anderen tief gerührt von der Friedensbotschaft, die uns nach der langen Zeit des Feldlebens zunächst wie ein Traum vorkam. „Brüder," sprach er, „laßt uns sofort eine Gebetstunde halten, um unserem Gott zu danken für das, was er an uns gethan hat. Es ist Großes, was geschehen ist." Und enger aneinander rückten die Männer, und die Häupter entblößten sich, und so standen da ein paar hundert

Männer, um Gottesdienst zu halten im offenen Felde und — zu danken für etwas, wovon sie noch gar nichts Genaues wußten. Ihr Glaube sagte ihnen, daß über ihr Los nur günstig beschlossen sein könne. Und die Thatsachen, soweit sie sie kannten, waren diesem Glauben eine Stütze.

In der Ungewißheit.

Es kamen neue Berichte, — alle durch Vermittelung englischer Offiziere: General Smuts sei am Kommen. Wir sollten heute dahin, morgen dorthin, ihn zu treffen; Futter und Lebensmittel sollten wir von den Engländern bekommen. Am 6. Juni brachte Kapitän Green eine Einladung für General Maritz und stellv. Hauptkommandant Wessels, nach Oude Muur zu kommen, von hier wurden sie nach Van Rhijnsdorp bestellt, und hier erhielten sie Bericht von General van Deventer, daß sie nach Zoetwater kommen sollten. So bestimmten die Engländer unseren Weg, ohne daß wir die Absicht merkten; über 200 km weit führte man uns zunächst bis nach Calvinia. Hierhin kam der Befehlshaber von Matjesfontein, einer Stellung mitten im Felde, um zu fragen, wie es gehe, ob wir Futter genug bekommen hätten (dabei hatten wir uns gerade darüber schon wiederholt beschwert) 2c. Er hatte auch „zufällig" einen Zeitungsbericht bei sich; aber darauf, meinte er, brauche ja der Kommandant nichts zu geben, jedoch wollte er ihn auf Wunsch vorlesen. Der Kommandant (Boshoff) wünschte das nicht, aber ich nahm das Blatt in die Hand und las ein Telegramm von Minister Brodricks Mitteilungen über den Friedensschluß. Wenn unser Mann kein Vertrauen zu dieser Nachricht besessen hätte: warum kam er zu uns? Was that er da? Wollte er uns helfen, später den Krieg gegen ihn aufs neue fortsetzen zu können? Aber vergebens ersuchte ich den Kommandanten, diesem englischen „Freunde" das Lager zu verbieten. Wohl wurde geschimpft, und das Verhalten der Engländer, freundlich und doch verächtlich, als rieben sie sich im stillen die Hände und machten sich über uns lustig, war mir mehr als einmal verdächtig. Sie wußten von nichts, wir konnten sie fragen, was

wir wollten; sie hätten wohl in Zeitungen von den Verhandlungen im Parlamente gelesen, aber das seien alles Gerüchte, Positives sei ihnen unbekannt, sie warteten selbst sehnsüchtig auf General Smuts, um zu wissen, wie sie daran seien. Und dabei hatten sie Post und Telegraph! Höchst verdächtig. Andere wieder gaben zu, daß sie mehr wußten, drückten sich aber in ihren Antworten um jede bestimmte Erklärung herum. „Die Buren haben alles bekommen, was sie wollten," sagte uns ein englischer Offizier. Die Engländer hätten in den Republiken die Waffen niedergelegt, dafür müßten wir sie in der Kolonie niederlegen, bekämen sie aber nachgesandt, hieß es anderwärts. Ein Glück, daß man uns damals nicht mit einem Male die Größe unseres Unglückes enthüllte, ein Ausbruch der Verzweiflung und ein letzter Kampf auf Leben und Tod wäre sonst unausbleiblich gewesen. Das fühlten wohl auch die englischen Offiziere. Fast 14 Tage lebten wir in diesem Zustand der Ungewißheit. Möglich, daß mich die Schmerzen meines verwundeten Beines und mein unbeholfener Zustand schwermütiger und mißtrauischer stimmte als andere; die meisten hatten kein Arg und nahmen die unsinnigsten Märchen der englischen Berater, die durch unsere Linien liefen, als seien sie hier zu Haus, für bare Münze.

Der Ort der Zusammenkunft mit General Smuts.

Und als man schließlich hörte, die Goldminen hätten geopfert werden müssen, um die Unabhängigkeit zu retten, da konnte die Möglichkeit dieses Verlustes der allgemeinen Befriedigung und Freude keinen Eintrag mehr thun. Der Gedanke, daß Friede sei, wurde von Tag zu Tag stärker in den Herzen unserer Leute und überwältigte sie schließlich ganz. Laute Jubelrufe aus freier Brust begleiteten den Marsch, Tag und Nacht gab man Freudenschüsse ab, und um die Lagerfeuer tanzten in ausgelassener Fröhlichkeit Leute, die alles Schwere überstanden zu haben glaubten. Endlich wurde uns die Farm Zoetwater als Sammelpunkt und Ort der Zusammenkunft mit General Smuts bestimmt. In Eile ging es — Calvinia links liegen lassend —

dahin, noch weiter nach Süden; fast kein Kommandant konnte seine Leute mehr zusammenhalten, denn jeder wollte zuerst aus dem Munde des Generals selbst die Bestätigung seiner Hoffnungen erhalten. Jeder Karren oder Wagen trug die Farben einer der Republiken, und unser Zug glich einem Triumphzug. Wie stark war doch der Glaube unseres Volkes! Im Glauben hatte es den Kampf begonnen, im Glauben immer weitergekämpft, und im Glauben sah es das glückliche Ende als Thatsache voraus. Wäre die Überzeugung von dem günstigen Ablauf der Friedensverhandlungen nicht so stark gewesen, so hätte man den vorgezeichneten Weg nicht unbesorgten Herzens beschritten. Denn wir waren nun im Herzen des Landes und rings von englischen Truppen eingeschlossen; mit bloßem Auge konnten wir die englische Blockhauslinie sehen, die sich von Clanwilliam über Calvinia und Carnarvon nach Victoria-West zog, und die Lager, welche die englischen Truppen da geschlagen hatten. Aus diesen Lagern bekamen wir unsere täglichen Rationen, und zwar äußerst knapp, so daß wir auch in Hinsicht auf die Verproviantierung völlig in englischen Händen waren. General Maritz, der mit einem kleinen Gefolge nicht allzu weit von uns entfernt bei van Rhijnsdorp lagerte, wäre im Falle einer Ablehnung der Friedensbedingungen fast ebenso wenig wie wir im stande gewesen, sich der Umklammerung durch den Feind zu entziehen. Aber wir dachten ja nicht daran, daß uns ein Friedensvertrag vorgelegt werden könnte, dem nicht jedermann sofort freudig zustimmen würde.

Im Gespräch mit englischen Offizieren.

Allmählich trafen auch andere Trupps an dem Sammelpunkte ein, und wir waren schließlich in der Stärke von 2000 Mann hier versammelt. General van Deventer war unmittelbar nach Empfang der Friedensbotschaft nach Calvinia gegangen, um sich dort in ärztliche Behandlung zu geben. Er litt an den Folgen einer bei Windhoek empfangenen Kopfwunde. Ich war allein abseits von der Truppe nach Zoetwater geritten, weil sich nur auf diese Weise die Gelegenheit ergab,

nachts irgend ein Unterkommen in einem Hause zu finden, und das war mir infolge meines verwundeten Beines höchst nötig. Auf der letzten Reisestrecke — zwischen Zwartklip und Zoetwater — begegnete ich zwei englischen Offizieren, die mir auffällig freundlich „Guten Morgen" zuriefen und gleich ein Gespräch begannen. Sie waren, wie sie sagten, unterwegs, um Schlachtschafe für unsere Bürger und ihre Truppen zu „kommandieren". Sie hatten General van Deventer und seinen Stab in Calvinia bereits getroffen und waren seitdem manchem unserer Leute begegnet. Sie waren verwundert über unsere treffliche Ausrüstung und den vorzüglichen Zustand unserer Pferde. Nur über das eine sprachen sie nicht, was mir am meisten am Herzen lag, den Friedensschluß. Auf meine direkte Frage behaupteten sie, auch jetzt noch nichts Bestimmtes zu wissen und selbst sehnsüchtig auf die Nachrichten zu warten, die General Smuts bringen werde.

General Smuts kommt.

Unsere Leute fand ich in sehr schlechter Stimmung. Die Engländer waren mit der Zusendung von Kost und Futter aus Calvinia und ihren Lagern so sparsam, daß sich unwillkürlich die Frage erhob, woran das denn liege, und ob unsere Regierung nicht die Macht habe, die Engländer zur Einhaltung eines bestimmten Lieferungsvertrages zu verpflichten. Aber bald sollte ja alle Not ein Ende haben. . . . Noch an demselben Abend erhielten wir ein Telegramm, daß General Smuts am folgenden Tage bei uns eintreffen werde. Das war einer der längsten Tage, dieser 14. Juni, und dutzendemale wurde ich von Bekannten gefragt, ob denn Smuts immer noch nicht angelangt sei. O, daß wir diesen Tag nie erlebt hätten! . . . Um 5 Uhr des Nachmittags kam von den feindlichen Linien her ein Karren in Sicht; einer von unserem Stab ritt ihm entgegen. Der Karren kam direkt auf uns zu. Es war unser General.

Ein Donnerschlag.

Mit donnerndem Hurra wird Smuts begrüßt; man eilt ihm entgegen, zieht ihn aus seinem Karren und trägt ihn auf den Händen. Er grüßt freundlich wie immer, aber sein Gesicht

bleibt bewölkt. Er fragt, wie es uns geht, drückt seine Freude aus, uns wiederzusehen. Aber es ist wie eine Mauer vor ihm, über die er nicht hinwegkommt. Er fährt nicht fort in seiner Rede. Jeder wartet, keiner fragt. Wie ein kalter Frost legt es sich allmählich auf unsere Freude. Totenstille. Ich nehme endlich einen Anlauf und frage: „General, und wie geht es Ihnen?“ Mit einem Seufzer antwortet er: „Andries, mir persönlich geht's gut.“ Weiter nichts. Ich sehe, wie er innerlich kämpft. Erschrocken starrt einer den anderen in die Augen, als wäre ein Donnerschlag mitten zwischen uns gefahren. In manchem Gesicht erstarrt plötzlich das vorher noch mühsam festgehaltene Lächeln. Zu fragen gab's nichts mehr, und mehr zu sagen, war nicht nötig. Viele schleichen stillschweigend hinweg; sie haben genug gehört. Der General faßt sich zuerst wieder; er weiß, er muß den bitteren Kelch bis zum Ende trinken. Er richtet sich auf in militärischer Haltung und befiehlt seinen Adjutanten: „Ruft alle Offiziere zusammen.“

Die Offiziere kommen zusammen.

Wie bereits erwähnt, lagen unsere verschiedenen Kommandos zerstreut in und um Zoetwater. Sie kampierten unter freiem Himmel, da Smuts verboten hatte, die Bewohner zu belästigen, die ohnehin schon mit der Pflege von Verwundeten und der Beherbergung ihrer Verwandten in den Kommandos Mühe genug hatten. In aller Eile wurden die Offiziere von allerorts herbeigerufen, einzelne waren schon auf dem Wege zu uns. Wie sie unsere Gesichter sehen, verlieren auch sie die Lust zum Fragen. Sie begrüßen den General, fragen, wie es ihm geht, und dann schaut jeder seinen Nachbar an, ob dieser nicht die Frage thun will, die ihm selbst auf dem Herzen liegt. Nachdem alle Offiziere beisammen waren, befahl Smuts seinem Sekretär, uns die amtlichen Schriftstücke über die Friedensverhandlung zu überhändigen und verabschiedete sich von uns mit den Worten: „Ihr werdet daraus den traurigen Zustand kennen lernen; ich ersuche euch, heute abend um 8 Uhr mit allen euren Leuten aufs neue hierherzukommen, wo ich dann alles

ausführlicher erklären werde." Die Wirkung dieser Worte ist schwer zu beschreiben. Ich sah hier manchem Offizier, der nie vor einer feindlichen Kugel gezittert hat, die Thränen über die Wangen rollen; mehr als einer weinte wie ein kleines Kind. Und bald darnach ging ein Geraune durchs ganze Lager; vorsichtig und halblaut trug man die Kunde weiter wie eine Trauerbotschaft. Nie habe ich herzbrechendere Schauspiele gesehen, als wie sie sich hier abspielten. Starke Männer fielen bewußtlos nieder, als sie das Wort hörten: „Wir haben alles verloren"; andere schluchzten laut hinaus, und wieder andere hörte man aus der Ferne, wo sie sich abseits von dem Lager auf die Erde niedergeworfen hatten, stöhnen und mit sich selber ringen. Ach, und all diese Anklagen im Wort und stummem, verzweifeltem Blick, all diese Fragen: „Wie ist's denn um Gottes willen nur möglich?" — Und keine Antwort!

Die Bürger versammeln sich.

Langsam, langsam geht die Zeit vorbei bis zum Abend. Auf 8 Uhr sind die Bürger zu der Versammlung berufen. Von allen Seiten kommen sie an in kleinen Trupps. Gestern haben sie noch gelacht und gescherzt, heute ziehen sie dahin, als hätte jeder von ihnen Vater oder Mutter verloren. Und sie haben mehr verloren: Vaterland und Freiheit. — — — — — —

Es war eine schwere Aufgabe für einen Mann wie General Smuts, anderen eine Sache annehmbar zu machen, gegen die sich sein eigenes Innerste empörte. Zudem: er wußte, was die Männer, die vor ihm standen, geopfert hatten, wie sie ihm vertraut hatten, wie sie unverzagt weitergefochten hatten, trotzdem ein Teil ihrer Brüder sich verraten fühlte, ein Teil ins Gefängnis geworfen war, ein anderer am Galgen sein Leben ausgehaucht und mancher Kamerad, auf einen Stuhl festgebunden am Rande des selbstgegrabenen Grabes, wie ein Hund niedergeschossen worden war, wie sie weitergekämpft hatten, ermutigt durch ihn, der allzeit gesagt hatte, daß wir jetzt die schwere Zeit hinter uns hätten und nicht mehr unterliegen könnten; er hatte mit freudigem Stolze mehr als einmal selbst seine Leute

sagen hören: „Jan Smuts wird für uns Rebellen sorgen.“ Das alles lastete zentnerschwer auf seiner Seele; lange starrte er uns schweigend an, dann stieg er auf eine Mauer und hielt von da seine Ansprache:

„Offiziere, Bürger, Landsleute, ich habe heute abend die traurigste Pflicht zu erfüllen, die mir jemals in meinem Leben zugefallen ist. Ich muß euch mitteilen, daß die große Sache, für die wir gestritten haben, mißglückt ist. (Aus mehr als einem Munde konnte man hier einen Seufzer vernehmen.) Ich muß euch mitteilen, daß die zwei Republiken, für welche in den drei letzten Jahren so viel gelitten wurde, nicht mehr bestehen. Sie, die für euch und mich alles waren, haben aufgehört zu existieren, ihr Schicksal ist durch die Unterschrift beider Parteien besiegelt; am 31. Mai des Nachts um 12 Uhr geschah das Schreckliche. Hiermit haben wir alle unsere Rechte aufgegeben, und auch unsere Regierung besteht als solche nicht mehr. Es bleibt euch und mir nichts anderes übrig, als englische Unterthanen zu werden; ja, wir sind es bereits. Daß es traurige Verhältnisse waren, die uns zu diesem Schritte zwangen, brauche ich nicht zu versichern.“ Und nun legte er den ganzen Gang der Verhandlung dar, den hier im einzelnen zu wiederholen nicht nötig ist.*) Er zeigte, wie man Schritt für Schritt weitere Zugeständnisse gemacht habe, wie man schließlich aus Bundestreue gegen den Freistaat die Übergabe ganz Transvaals angeboten habe, wenn nur der Freistaat als solcher erhalten bleibe, und wie man schließlich, zumal in Rücksicht auf die 6000 Frauen, die hungernd und schutzlos zwischen den Kommandos und den englischen Festungslinien herumirrten, vor der einen Frage gestanden sei, ob es recht und verständig sei, der — unbestimmten — Hoffnung auf Erlangung der Unabhängigkeit die ganze Volkskraft zu opfern.

Die Republiken bestehen nicht mehr.

*) Siehe darüber Bd. III. von „Im Kampf um Südafrika“. D. H.

Das Schicksal der Rebellen.

Des Näheren ging er dann auf das Schicksal der Rebellen ein: „Wir haben Kitchener wissen lassen, daß wir alle mit den Rebellen stehen oder fallen werden, wenn sie an Leib und Leben gestraft werden sollen, denn ihr Schicksal ist für uns nicht nur eine Frage der Blutsverwandtschaft, sondern auch eine Frage der Ehre. So sind wir denn endlich dahin übereingekommen, daß die Rebellen ihre Waffen niederlegen gegen die Zusicherung des Lebens und der Freiheit, jedoch verlieren sie ihr Wahlrecht. Nur für diejenigen, die bei uns Offiziersrang bekleidet oder vor dem Kriege in englischen Diensten ein öffentliches Amt inne gehabt haben, konnten wir das gleiche Zugeständnis nicht erlangen. Aber für sie giebt es einen andern Weg zur Rettung, über den ich später mit ihnen sprechen werde, und auf die Dauer soll ihre Ausschließung auch nicht sein."

Nicht gebeugt vor dem Feinde, sondern gebeugt vor Gott.

Zum Schlusse sprach der General: „Meine Brüder, es ist traurig, daß alles so abgelaufen ist, aber es ist Gottes Wille. Nicht vor dem Feind haben wir uns gebeugt, sondern vor Dem, in Dessen Namen wir den Krieg begonnen haben. Seine Hand ist es, die uns Stillstand gebietet. Als General, Brüder, muß ich euch alle ersuchen, eure Waffen niederzulegen und stille und getreue Unterthanen eurer neuen Regierung zu werden. Als Bruder und Afrikaner aber" — hier gewann seine Stimme zum erstenmal wieder die Kraft, die wir von früherher an ihr kannten — „muß ich euch dringend ermahnen, diesen Schlag zu überwinden durch den Sieg über die Entmutigung. Ihr dürft euer Afrikanertum nicht aufgeben, und euren Idealen nicht untreu werden. Denkt nicht einen Augenblick, daß unsere Arbeit, unsere Opfer, unser Leiden und Streiten, vergebens gewesen seien. Ich habe noch keinen Augenblick daran gezweifelt, daß die Saat, die in den letzten Jahren ausgestreut wurde, wenn sie auch jetzt niedergetreten und zerschlagen liegt, doch eines Tages aufgehen und uns eine reiche Ernte bringen wird. Darum, daß wir den Krieg verloren haben, brauchen wir uns noch lange nicht vor der Welt zu schämen. Es muß vielmehr unser Stolz

sein, zu bekennen, daß wir Afrikaner sind und an dem mißglückten Freiheitskrieg teilgenommen haben."

Die Waffenniederlegung.

Nun nahm die Gegenwart wieder ihr Recht in Anspruch, und es wurde in verhältnismäßiger Ruhe beraten, was zunächst zu geschehen habe. Am nächsten Tage sollte die Waffenniederlegung stattfinden, und dann sollten die Transvaaler und Freistaater nach Piquetberg (bei Kapstadt) marschieren, um von da mit der Eisenbahn nach ihrem jeweiligen Wohnort gebracht zu werden. Die „Rebellen" sollten ursprünglich an dem gleichen Orte sich auflösen, dann hätten sie aber zu Fuß nach den Distrikten Calvinia und Kenhart zurückkehren müssen, wo die meisten von ihnen zu Hause waren. Auf ihre Beschwerde hin wurde für sie jedoch die Erlaubnis erwirkt, bis in ihre Bezirke zu reiten und dort erst ihre Pferde abzuliefern, unter der Bedingung, daß sie vorher, am 16. Juni, ihre Waffen ablieferten in Vorlogskloof.

Es regt sich Unzufriedenheit.

Die Thatsache, daß die Rebellen ihre Pferde abliefern mußten, während die Freistaater und Transvaaler sie behalten durften, erregte neue Unzufriedenheit, und ein großer Teil der Bürger fühlte sich schlecht behandelt, wenn auch auf die Frage Smuts', ob man die Beraubung des Wahlrechtes als ein Hindernis für die Waffenniederlegung ansähe, alle in der ersten leidenschaftlichen Erregung ausriefen: „Wahlrecht unter dieser Regierung? Wir verzichten darauf." Und noch einmal kam ein gefährlicher Augenblick. Es war, als Kommandant Neser aufstand und sagte: „Mir ist die Sache nicht klar, und ehe wir die Waffen niederlegen, müssen wir erst de Wet sprechen." Kalt aber antwortete Smuts: „Sie müssen nicht reden wie ein Kind, sondern wie ein Mann." Die Zufriedenheit war jedoch damit noch nicht hergestellt, und es konnte nicht ausbleiben, daß Vergleiche gezogen wurden und mancher meinte, wenn dieser oder jener Führer die Rebellen vertreten hätte, so wären sie besser dabei weggekommen. Doch in jener Stunde regte sich kein Widerspruch mehr; die „Rebellen" bewiesen, daß sie ihr hartes

Schicksal als Männer zu tragen wußten. Kein Wort des Vorwurfes wurde laut, daß man sie zum Aufruhr verleitet oder durch günstige Berichte getäuscht habe.

„Gottes Stunde ist noch nicht gekommen".

Die Alten — wir hatten auch solche in unseren Reihen, manchen mit Sohn und Enkel, und den 65jährigen Willy von Wijk z. B. mit seinen 4 Söhnen — ergaben sich zuerst. Hinter mir hörte ich zwei von ihnen sagen: „Wir haben es anders erwartet, aber nun es so gekommen ist, müssen wir es geduldig hinnehmen. Wir dachten, daß das Leiden unseres Volkes zu Ende sein müsse, aber Gottes Stunde war noch nicht gekommen." Auch über die Jüngeren kam es wie eine heilige Ruhe, als auf Smuts' Ersuchen Pfarrer Kriel einen kurzen Gottesdienst hielt, ehe wir auseinander gingen. Wie schwer diesem Manne das Opfer fiel, in dieser Stunde tröstende und aufrichtende Worte zu uns zu sprechen, konnten wir selbst fühlen. Welchen unerschütterlichen Glauben hatte er immer gehabt! Wie hatte er täglich gepredigt, daß es gar nicht anders sein könne, als daß unsere Sache mit Erfolg gekrönt werde, wenn wir nur Glauben hielten! Der Gedanke an seinen herzzerreißenden Schmerz linderte unseren eigenen Kummer. „Brüder," so sprach er, „heute abend bin ich wie ihr alle völlig aus dem Felde geschlagen. Unser Glaube hat ohne Zweifel einen schweren Stoß erhalten. Aber laßt uns mit dem Apostel Paulus sagen: „Ich rühme mich auch der Bedrückung." Laßt uns nicht mutlos werden, nein, laßt uns die Hand küssen, die uns schlägt, und Er wird uns auch wieder segnen."

So endigte der Abend des Tages, den wir so sehnlichst erwartet hatten, weil General Smuts uns Neues von dem Frieden bringen sollte.

Vom Frieden ausgeschlossen.

Die ganze Nacht hindurch konnte man kleine Trupps beisammen stehen sehen. Und wie ein Summen und Brummen ging es über das ganze Lager dahin, wenn sie so langsam und traurig miteinander redeten. Es war, als ob es ihnen angst sei, laut zu sprechen; an Schlaf dachte niemand. Ich selbst

konnte nicht schlafen gehen, denn ich hatte bei mir beschlossen, lieber zu flüchten, als die Waffen niederzulegen. Aber dann mußte ich wieder an Smuts' Erklärung denken, daß er verantwortlich sei für jeden einzelnen seiner Leute, und ihn wollte ich nicht gerne in Verlegenheit bringen. So blieb ich denn, um am anderen Morgen zu hören, welche Bestimmungen für diejenigen getroffen seien, die vom Frieden ausgeschlossen waren. Ich selbst war zwar gleich zu Anfang des Krieges Bürger der Südafrikanischen Republik geworden, und Smuts glaubte mich ganz gewiß schützen zu können, aber es lagen so viele Beispiele vor, daß England, das angeblich für die möglichst baldige Verleihung des Bürgerrechtes an frisch Zugezogene kämpfte, das Bürgerrecht der Südafrikanischen Republik nicht anerkannte; es dünkte mir darum sicherer, mein Schicksal mit dem der Kolonisten zu vereinigen, die in der Kolonie noch zur Zeit des Krieges ansässig gewesen und hier aufgestanden waren. Wie gut ich daran that, beweist die später von der englischen Regierung ohne Verständigung mit den Unterhändlern der beiden Republiken durchgeführte Praxis, niemandes Bürgerrecht anzuerkennen, der nicht schon 14 Tage vor der Kriegserklärung Bürger geworden war.

Wir legen keine Waffen nieder. Aufbruch nach Deutsch-Südwestafrika.

Die vom Frieden Ausgeschlossenen hatten zwei Wege zu ihrer Rettung: sie konnten entweder sich nach einer der beiden Republiken durchschlagen, wo sie einer Verabredung gemäß sicher waren vor jeder Verfolgung, oder sich in das Ausland flüchten. Für uns wäre der Versuch, noch rasch nach dem Freistaat oder der Südafrikanischen Republik zu gelangen, aussichtslos gewesen. Es blieb uns darum nichts anderes übrig, als uns nach Deutsch-Südwestafrika in Sicherheit zu bringen und uns dort aufzuhalten bis zur Gewährung einer allgemeinen Amnestie, welche durch Lord Milner und Lord Kitchener für den Tag der Königskrönung in sichere Aussicht gestellt wurde. Noch vor 12 Uhr verließ ich mit dem französischen Mitkämpfer Marquis de Kersauson die Kameraden, um weg zu sein, ehe

die Waffenniederlegung stattfände. General Maritz versprach, mit einer Reihe seiner Freunde zu folgen, während auch bei den anderen Kommandos einzelne Flüchtlinge sich auf denselben Weg machten. Wir beide sollten vorausreiten, da wir den Weg kannten, und uns bei den deutschen Grenzbehörden versichern, ob unser Zug ungehindert passieren dürfte. Von der deutschen Grenzstation aus sollten wir den Nachfolgenden Bericht senden oder selbst überbringen, und uns dann jenseits der deutschen Grenze in Warmbad wieder zusammenfinden. Ich war froh, als ich das Lager im Rücken hatte, denn das Elend länger ansehen war mir unmöglich. . . . Ich war bei dem Kommando, als die Nachricht von der Einnahme Bloemfonteins kam; ich sah, welche Wirkung die Besetzung Pretorias auf unsere Leute ausübte. Aber das war nichts gegenüber dem vernichtenden Eindruck, den die Nachricht von diesem Friedensschlusse hinterlassen hatte. Es war ein Anblick zum Weinen.

Die Stimmung im Lande.

Und doch, ob ich auch floh, ich konnte diesem Elende nicht entrinnen; überall, wohin wir kamen auf dem langen Wege von Hantam (in Süd-Calvinia) über das Buschmannland nach dem Oranje, sahen wir neue Scenen der leidenschaftlichsten Erregung und der wortlosen Niedergeschlagenheit über dieses Ende des Krieges. Fast jeder Besuch auf den Farmen, in denen wir rasteten oder übernachteten, vermehrte nur unser eigenes Herzeleid. Ja, die Erfahrungen, die wir da machten, bewogen uns, auf Farmen, wo wir Futter oder Lebensmittel zu haben wünschten, erst uns das Nötige zu verschaffen, ehe wir ein Wort erzählten.

Ohne Gruß entlassen.

Auf der ersten Farm, wo wir einkehrten, war nur die Frau mit ihren Kindern zu Haus. Die erste Frage war natürlich: „Wo kommt ihr her?“ Und als wir darauf geantwortet hatten, folgte sofort die nächste: „Ihr dürft es mir nicht übel nehmen, aber ich möchte doch gern wissen, ob ihr General Smuts gesprochen habt.“ „Ja,“ antwortete ich, „und was ist dann mit dem Frieden?“ „Wir haben den Krieg verloren.“

Da hätte man die Frau sehen müssen, wie sie zornig auf mich einschrie: „So, Sie wollen ein Bur sein? Wenn Sie mir solche Geschichten aufbinden wollen, so jage ich Sie aus meinem Haus."

Ich erzählte noch einmal und wenn möglich mit noch größerem Ernste, was ich zu sagen hatte, aber es half nichts, die Frau wurde immer zorniger, und als ich das Haus verließ, verweigerte sie mir den Gruß. Sie war fest überzeugt, daß ich ein Engländer sei, der sich als Bur ausgäbe.

Wir mußten befürchten, von unseren eigenen Leuten nichts mehr zu essen und zu trinken zu bekommen, wenn wir die Wahrheit sagten, und nahmen uns deshalb vor, überhaupt nichts mehr zu erzählen; aber auch das war unmöglich, denn sobald die Leute erfahren hatten, woher wir kamen, drangen sie so lange in uns, bis wir reden mußten.

„Ich glaube kein Wort davon."

Auf einer anderen Farm waren zwei alte Leute, beide über 60 Jahre alt. Und wie ich ihnen alles erzähle, sitzen sie vor mir, ohne mich mit einem Worte zu unterbrechen, und schauen mich an, als ob ihr Geist abwesend wäre, bis endlich der alte Herr herausfährt: „Wie ist es denn um Gottes willen nur möglich? Ich glaube kein Wort davon, und wenn ich noch einmal 68 Jahre alt werde," und zornig geht er weg. Das alte Mütterlein aber sitzt da und weint und vergißt die Gegenwart und unsere Bitten, und ich schleiche mich stille hinaus, um sie in ihrer Trauer nicht zu stören.

„Ich darf es nicht glauben".

Die nächste Farm, auf die wir kamen, war Boesmanskop. Hier wohnte ein gewisser Lorenz. Der Mann stand an seiner Mühle und war gerade beim Kornmahlen. Da ich seinen Namen zufällig gehört hatte, begrüßte ich ihn sehr liebenswürdig: „Guten Tag, Mijnheer Lorenz, Sie haben hier noch viel Korn, hier werden sicher unsere Pferde, die ordentlich Hunger haben, etwas Gutes bekommen." „Ja, Freunde," erwiderte er, nachdem wir ihm unsere Namen gesagt, „ihr sollt alles haben, was ihr braucht. Wir wollen rasch die Pferde versorgen, und

dann setzen wir uns hieher vor die Mühle, denn ich muß doch sehen, daß sie im Gange bleibt — das Mühlenwerk wurde von Pferden getrieben — und dann erzählt ihr mir alles, was ihr von General Smuts und dem Frieden gehört habt."

„Ja," erwidere ich, „aber wir haben durch unsere Mitteilungen schon viel Unannehmlichkeiten gehabt." „Ach nein, nicht möglich, kommt, setzt euch hierher." Wir setzen uns, und ich fange an, in allem Ernste zu erzählen. Aber es dauert nicht lange, so springt der Bur auf und ruft: „Verfluchte Kerls, glaubt ihr, daß ich mich von euch zum Narren halten lasse? Wäret ihr bei eurem Kommando geblieben, anstatt hier herum zu streuen und die Leute zu ärgern. Daß ihr General Smuts gesprochen habt, glaube ich auf keinen Fall, und daß ihr die Personen seid, für die ihr euch ausgebt, ebensowenig. Denn diese Leute würden sich nicht dazu hergeben, einen alten Mann zum besten zu haben." Ich war nun auch nicht gesonnen, mich als kleinen Jungen behandeln und noch beleidigen zu lassen, wo ich Dinge erzählte, die mir ohnehin schon schwer über die Lippen gingen, und so wäre es denn zwischen mir und Herrn Lorenz fast zu Thätlichkeiten gekommen. Endlich beruhigt sich der Mann und bittet mich höflich um eine nochmalige Erklärung. Ich gebe sie ihm, denn ich weiß ja, daß seine Erregung nur auf sein festes Vertrauen und auf seine Liebe zu unserer Sache zurückzuführen ist. Und nun lädt er mich ein, mit ihm nach seinem Hause zu gehen. Unterwegs fährt er wieder aus seinem Sinnen auf und sagt: „De Wet, es thut mir leid, daß es vorhin so weit zwischen uns gekommen ist, aber glauben kann ich es doch nicht, ich darf es nicht glauben und will es nicht glauben."

„Kann ich meiner Bibel noch vertrauen?"

An demselben Tage sagte ein anderer Mann zu mir: „Wenn das wahr ist, so habe ich heute zum letzten Male meine Bibel gelesen, aber du bist ein Lügner." Und am Abend kam ich auf eine Farm, wo Bekannte wohnten, die mich mit Freude empfingen. „Jetzt werden wir endlich die Wahrheit hören!"

rufen sie aus. Ja, sie hörten die Wahrheit, aber sie kostete mich ihre Freundschaft, wenigstens für jenen Tag.

Endlich kamen wir auch nach der Farm, wo ich während meiner Verwundung gelegen hatte. Hier waren viele liebe Menschen, die schmerzlich auf Friedensnachrichten warteten, und es that mir tief innerlich so weh, ihnen sagen zu müssen, was ich wußte. Nels Frau war noch immer die aufopfernde Pflegerin und Helferin, als welche ich sie aus eigener Erfahrung kannte, aber eines kannte ich nicht an ihr, das war das starre, mit dem Ausdruck der Todesangst erfüllte Gesicht, das ich heute an der Frau sah, die ich bisher nie anders als heiter, zuversichtlich und andere ermutigend gesehen hatte. Sie glaubte mir ohne weitere Versicherung, denn sie kannte mich, aber aus ihrem Blick schwand alles Leben, und sie sah aus wie jemand, der keine Zukunft mehr hat. Ja, für unsere armen Frauen, die sehen mußten, daß all die furchtbaren Opfer, die sie gebracht hatten, vergebens waren, war dieses Ende besonders schmerzlich. Und für die, welche am meisten geopfert hatten, war im ersten Augenblick der Rückschlag am furchtbarsten.

Keine Zukunft mehr.

Dreizehntes Hauptstück.

Aus der Heimat vertrieben.

Von

Andries de Wet.

Der Abschied.

Im Buschmannlande, wo die Kommandos von General Maritz geblieben waren, kamen die Flüchtlinge zusammen. Wir waren im ganzen 50 Mann, darunter mehr als die Hälfte Offiziere. Der Zustand der meisten war traurig. Leute, die vor dem Krieg große Besitzungen gehabt und vielleicht noch nie erfahren hatten, was es heißt, an Geld Mangel zu leiden, standen da ohne einen Pfennig und mußten nach einem fremden Lande flüchten, von dem sie nicht einmal wußten, ob sie da aufgenommen würden, und was ihnen da bevorstehe. General Maritz allein war imstande, ihnen durch Abtretung eines Teiles seiner erbeuteten Pferde und Maulesel Reise- und Zehrgeld zu verschaffen.

Der Abschied von all den Freunden und meinen drei Brüdern, die bis zum letzten Augenblick treu ausgehalten hatten und jetzt zu dem Feinde reiten mußten, um sich dort wie Feiglinge oder Besiegte zu übergeben, war bitter. Waren wir denn Übelthäter, die alles im Stiche lassen müssen, was ihnen lieb und teuer ist, und in ein Land flüchten, wo sie niemand kennt? Wahrlich, es war keine leichte Sache für uns, diesen Weg zu gehen, zumal die meisten gar keinen Begriff von dem Lande hatten, nach dem sie zogen, und von der Regierung, der sie da unterstellt sein sollten. Sie hatten wohl gehört, daß das deutsche Volk große Sympathien für die Buren habe, sie hatten aber auch

minder angenehme Dinge vernommen und sind sich über das, was ihrer auf deutschem Gebiet wartet, nichts weniger als klar. Indessen, es ist der einzige Ausweg und wir müssen ihn wählen.

In Konflikt mit der Polizei.

Während Marquis de Kersauson und ich vorausgehen, um zu sehen, ob das Land für uns offen sei, konnten sich auch die Leute von Maritz und Lategan, deren Kommandos ihre Waffen noch nicht niedergelegt hatten, zur Reise rüsten. Aber von Maritz' Leuten schließt sich uns noch Kommandant Schoeman an, der verwundet ist und möglichst rasch in ärztliche Pflege gebracht werden soll. Vier Tagereisen weit müssen wir von hier aus noch durch einen dürren Strich, der völlig unbewohnt ist, und dann erst kommen wir an den Oranjefluß, der die Kapkolonie von Deutsch-Südwestafrika scheidet. Infolge von allerlei Umständen kommen wir aber durch eine falsche Furt. Die deutsche Regierung läßt nämlich den Übertritt auf ihr Gebiet nur an bestimmten Stellen zu, wo denn auch Polizeistationen sind, um den Zoll zu erheben und die Persönlichkeit der Einwanderer festzustellen. Wir kamen über die Feldschuhtrift, über welche einst auch die 60 Familien aus der Arbeitskolonie geflüchtet sind, von denen ich früher erzählte, und auf dem Weg, den sie gemacht haben, folgten wir nach. Welch ein Weg war das! Wir brachten unseren einen Karren, den wir mit uns hatten, fast nicht hinab, und jene Schar, zu der fast bloß Frauen und Kinder gehörten, ist mit Ochsenwagen da hinabgegangen; allerdings mußten wir nachts marschieren, denn wir wollten am nächsten Morgen bei Tagesanbruch bereits bei der Polizeistation sein, um uns anzumelden und zu entschuldigen, damit wir nicht etwa als Flüchtlinge festgehalten würden und unter unserem Versehen die nachfolgenden Freunde leiden müßten. Wir zogen darum auch, als wir den Berg glücklich hinabwaren, noch anderthalb Stunden weiter bis zu der Farm Blijdevervacht, und de Kersauson ging von hier aus direkt nach Warmbad, um zu erklären, warum wir durch die Feldschuhdrift statt durch die Schuitdrift gekommen

wären. Der Leutnant machte es gnädig mit ihm und erlaubte auch, daß die anderen nachkämen unter der Bedingung, daß sie über die vorgeschriebene Furt zögen. Unterdessen war aber auch an den Platz, wo wir lagerten, ein Polizist gekommen und wollte uns trotz der Versicherung, daß einer von uns bereits nach der Polizeistation geritten sei, mitnehmen, um uns dem Stationskommandanten vorzuführen. Nur dem Zureden des Besitzers hatten wir es zu danken, daß der Mann die Rückkehr de Kersausons abwartete; er ließ uns aber nicht aus dem Auge. Nachträglich wurde jeder von uns in Warmbad für das Passieren einer falschen Furt um 100 Mark gestraft; denn als man hörte, daß ich dabei gewesen sei, glaubte man nicht, daß ich mich verirrt hätte, sondern vermutete Böswilligkeit! Für die zukünftige Ansiedlung in deutschem Gebiete war dieser Vorfall eine gute Schulung, wir lernten die Polizeigesetze respektieren.

Wir verkaufen unsere Pferde.

Deutsch-Südwestafrika ist ein schrecklich trockenes Land, und es ist auf dem direkten Weg zur Küste unmöglich, mit Pferden zu reisen, ohne Futter mitzunehmen. Aber woher sollen wir Futter haben? Mitgebracht haben wir keines, und zu kaufen ist nichts da. Es war ein Glück für uns, daß wir am folgenden Tage auf einen Leutnant stießen, der für die Regierungstruppen Pferde einkaufte. So konnten wir doch wenigstens unsere Pferde auf eine anständige Weise loswerden, andernfalls wären sie einfach verhungert. In Warmbad warteten wir auf die Kameraden, denen wir einen Boten zugesandt hatten mit dem Bescheid, der uns von der Grenzbehörde gegeben war. Alle kamen hier zusammen. Die meisten verkauften ihre Pferde an die Regierung und blieben gleich in Deutsch-Südwestafrika, während 12 von uns, lauter Offiziere, beschlossen, nach Europa zu gehen.

Eine Burenkur.

Unterdessen war auch Schoeman, für den wir einen Arzt besorgen wollten, auf Burenmanier geheilt worden. Er hatte eine Kugel ins Gesäß bekommen, die ihm in Ermangelung

Reiter der Schutztruppe in Deutsch Südwestafrika.

anderer chirurgischer Instrumente mit einem gewöhnlichen Messer ausgeschnitten worden war. Beim Reiten hatte sich die Wunde verschlimmert, und beim Übergang über den Oranje waren die Schmerzen für ihn so unerträglich und die Geschwulst, die sich gebildet hatte, so groß geworden, daß wir sie ihm auf sein dringendes Verlangen wiederum mit einem gewöhnlichen Messer aufschnitten. Er hatte daraufhin gleich eine große Erleichterung gefunden, und bis wir in Warmbad alle beisammen waren, fühlte er sich schon völlig gesund.

Im Rate der Hottentotten.

In Warmbad hatten wir während unseres Aufenthaltes Gelegenheit, die Hottentotten dieser Gegend genauer kennen zu lernen. Da ein Teil von uns sofort Ansiedelungsplätze suchte und wir anderen auch daran dachten, uns in Deutsch-Südwestafrika niederzulassen, so mußten wir mit den Eigentümern von Grund und Boden in Verhandlung treten. Der Grund und Boden in Deutsch-Südwestafrika, soweit er nicht der Regierung oder der „Territory Company" von Südwestafrika gehört, ist Eigentum der Hottentotten, denn die deutsche Regierung hat ihnen ihr Land nicht weggenommen oder ihnen ein bestimmtes Gebiet zur Besiedelung angewiesen, wie das sonst in Südafrika der Fall ist, sondern hat ihnen ihr Eigentum und das Recht des Verkaufes gelassen, jedoch muß die Regierung erst um Zustimmung zu den Verkäufen gefragt werden, damit nicht die Schwarzen selbst ihren Grund verschleudern oder von anderen ausgebeutet werden. Auf meiner ersten Reise hatte ich ein Stück Land gesehen, das mir schon damals in die Augen stach, und so hatte ich den „Rat" des Stammes gefragt, ob man mir das Land eventuell verkaufen wolle. Es war dies für mich zugleich eine erwünschte Gelegenheit, die „Ernstlichkeit" meiner Ansiedelungspläne zu beweisen. Ich hatte damals den „Kapitän" des Stammes und Vorsitzenden des Rates nicht getroffen, aber der Dolmetscher des Stammes hatte mich in den Rat eingeführt. Das war ein merkwürdiger Mann, dieser Dolmetscher. Klein, unscheinbar,

mit den Untugenden seiner Rasse behaftet und doch ein gescheiter und politischer Kopf und stolz auf seine Rasse und sein Volk. Ich verständigte mich sehr gut mit ihm und vermied auch die Klippe, die schon in der Form der Anrede gegenüber einem solchen Mann liegt. „Herr" zu sagen, verbietet mir mein, ihn als „outa" (= „Alter Vater", Großvater) zu behandeln, sein Stolz. Besonders den „Halbmenschen (= Mischlingen) gegenüber ist das eine schwere Frage, wie auch sie das Wort „Baas" (= Herr) in der Anrede an Weiße vermeiden.

Die „Prokterat"-Regierung.

Mein „outa" — ich gebrauche das Wort hier im Vertrauen — hatte mir schon, ehe ich in die Sitzung ging, vorzureden versucht, daß die Sache ganz von ihrem Rat abhänge; „unsere Regierung" nannte er ihn, und von der deutschen Regierung sprach er nur als von der „Prokterat"-(Protektorat)-Regierung. „Wir müssen ja allerdings auch auf unsere Prokteratregierung etwas Rücksicht nehmen," sagte er so herablassend, als ob er dieser Regierung aus Gutmütigkeit einen Gefallen erweise, wenn er sie befragte. Im Rate stellte er mir dessen „angesehenste" Mitglieder vor, die mir zunächst prinzipiell klarmachten, daß die Bewilligung von Landabtretungen Sache des Rates und des Kapitäns sei, wobei sie ungesucht den Übergang zu dem Punkte fanden, um den es sich für sie handelte, nämlich, daß sie die maßgebenden Mitglieder des Rates seien und den Kapitän wesentlich beeinflussen könnten. Sie selber aber mußten erst gewonnen werden, damit sie diesen Einfluß geltend machten. Auf diesem langen Umwege waren wir denn endlich da, wo der Ausgangspunkt für die Unterhandlungen mit jedem Hottentotten liegt. „Wenn Mijnheer etwas thut, daß wir sehen, daß sein Herz bei uns ist, so werden auch wir alles thun, was wir können, um das Herz des Kapitäns zu bewegen."

Wie ich beweise, daß ich ein Herz für die Hottentotten habe.

„Gut, ich bin gern dazu bereit."

„Und was will Mijnheer für uns thun?"

„Ich bin unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen, füge mich aber der Gewohnheit und bitte Sie, mir zu raten," wandte

ich mich mit dem Aufgebot aller Liebenswürdigkeit an den Dolmetscher.

„Ich würde Mijnheer raten, jedem dieser Männer zehn Schillinge zu geben," erwiderte er und führte mir fünf Männer vor, welche die einflußreichsten Mitglieder des Rates repräsentierten. Der eine war ein „persönliches" Bruderkind des Kapitäns, der andere ein naher Verwandter, der dritte sein bester Freund u. s. w.

Nachdem die Sache zur Zufriedenheit geregelt war, begann dann der offizielle Teil der Verhandlung. Der Alte setzte sich in Positur, begrüßte mich dann feierlich, indem er behauptete, sein Stamm sei froh, mich hier zu sehen. Und dann stellte er ein förmliches Verhör an: „Ich möchte gern wissen, wo Mijnheer de Wet geboren ist."

„In Südafrika, in der Kapkolonie."

„Und wo ist Mijnheer de Wets Vater geboren?"

„Auch in Südafrika."

„Und wo ist der Vater von Mijnheer de Wets Vater geboren?"

„Sie wissen, daß vor hundert Jahren die meisten Menschen in das Land gekommen sind; dabei war auch meines Vaters Vater."

„O, dann ist es gut, dann ist Mijnheer de Wet ein echter Afrikaner und wir sind Landsleute (natürlich erst nach den 10 Schillingen!). Mijnheer de Wets Haut ist weißer als die meine, das ist der ganze Unterschied (wie gnädig!). Als Landsleute müssen wir zusammenhalten und einander helfen. Dagegen die Menschen, die ‚geschwommen' kommen, sind unser Verderben. Sie, die Schwimmer, haben es alle Zeit verstanden uns zu trennen, und dadurch haben sie die Macht bekommen. Aber die Zeit wird kommen, daß wir uns einander brauchen, darum (natürlich nur darum!) will ich alles thun bei dem Kapitän. Denn ich glaube, Afrika hat noch eine Zukunft und mein Volk auch, darum müssen wir Menschen unter uns haben,

deren Herz für uns ist (für mein Herz sprachen die 10 Schillinge!). Der Platz, den Herr de Wet ausgesucht hat, sollte zwar nach dem Willen des alten Kapitäns nicht verkauft werden, denn hier, sagte er, sei die Rettung des Volkes (diese geheimnisvolle Andeutung blieb mir unverständlich), aber an verständige Menschen, die echte Afrikaner sind, dürfen wir ihn wohl geben."

Die Rede endigte mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der Kapitän nicht hier sei und keine definitive Antwort gegeben werden könne. Ich sollte aber durch einen Brief von seiner Entscheidung unterrichtet werden. Diesen Brief habe ich nie erhalten. . . .

Zum zweiten Male im Hottentottenrate.

Meinen Freunden hatte ich mehrmals von dieser Geschichte erzählt, und sie hätten gar zu gern auch einer solchen Ratssitzung beigewohnt. Ich suchte also den alten Dolmetscher wieder auf, und machte ihm zunächst Vorwürfe, daß ich den Brief nicht bekommen habe. Aber er wußte sich wunderschön herauszureden. Ich hätte ja das Land verlassen, und so hätte es keinen Wert gehabt, mir zu schreiben, auch hätte der Brief mich nicht erreicht (NB. Ich hatte ihm die Adresse eines Bekannten angegeben, so daß meine Weiterreise keinen Einfluß auf die Bestellung des Briefes haben konnte, hatte ihm aber nicht gesagt, daß ich nach der Kapkolonie wolle. Wie er es überhaupt herausgebracht hat, daß ich den Oranje überschritt, weiß ich nicht.). Außerdem habe ich mein Wort nicht gehalten und infolge dieser Untreue das Vertrauen des Rates verloren. Er könne also jetzt nicht mehr daran denken, mir den Platz zu geben. Dieser schlaue Fuchs!

Ich stritt mit ihm über diesen Punkt nicht, sondern fragte ihn: „Nun gut, mag das sein, wie es will, es handelt sich jetzt nicht um mich allein, sondern um meine Freunde. Ihr wißt, daß wir den Krieg verloren haben, und wir möchten uns vielleicht hier ansiedeln, aber natürlich nur, wenn man uns als Freunde aufnimmt. Zu dem Zwecke möchten wir gern einer Sitzung des Rates beiwohnen." Diese Erlaubnis

wurde jedoch nicht allgemein gegeben, sondern nur für 5 oder 6 von uns. Diesmal waren mehr Hottentotten da, aber der Kapitän fehlte wiederum. Er sollte „jeden Augenblick kommen." Ich hielt hier zunächst eine Rede, in der ich darlegte, daß ich betrogen worden sei, und daß man mir nicht Wort gehalten habe, daß ich aber trotz der traurigen Erfahrung mich auf ihr Wort verlassen würde, wenn sie uns eine gute Aufnahme zusichern würden. Nun aber erwiderte der Dolmetscher in einer Weise, welche dem gewandtesten Advokaten Ehre gemacht hätte, so daß ich schließlich selbst fast glaubte, im Unrecht zu sein. Dann kam er auf unsere Frage und meinte, darauf wolle er heute noch keine Antwort geben, aber die Sache solle dem Rat vorgelegt werden, und dann sollten wir Nachricht erhalten. „Bis wann wollen die Herren Mitteilung haben?" frug er weiter, als der Rat seiner Ansicht beistimmte, und wir antworteten, wir reisten noch weiter im Land und kämen über einen Monat zurück, dann müßten wir wissen, wie wir daran seien. Am Abend kam er vertraulich zu Maritz und mir und erzählte uns — zuvor hatte er uns um etwas Branntwein gebeten, den er sich als Hottentotte nicht kaufen durfte — der Rat habe zwei von uns herausgewählt, die er zur Aufnahme in ihrem Gebiete vorschlagen wolle, und das seien Maritz und ich. Auch der Unterkapitän sei dieser Ansicht. Wir beide hätten das Vertrauen des Rates. (Also nun doch! Außerdem hatten wir dafür bezahlt!)

Natürlich war unsere Anfrage nur eine Form gewesen und hatte nur dazu gedient, uns den Eintritt in den Rat zu verschaffen, denn der Rat hatte ja nicht das Geringste dazu zu sagen, ob und wo wir uns niederlassen wollten, wenn wir nicht Land von ihm dazu benötigten. Aber in ihrem dünkelhaften Hochmut glauben diese Hottentotten immer noch, daß sie die Regierung seien, oder suchen es anderen einzureden. Oder sollte der listige Alte uns für so dumm gehalten haben, daß er glaubte, Nutzen aus unserer Unwissenheit ziehen zu

können? Wie dem auch sei, wir haben nichts mehr von ihm gehört.

Die Buren und die Eingeborenen von Südafrika.

Aber ich habe oft seitdem an das Wort von den „Schwimmern" und den „Landsleuten" gedacht. Bei meinem zweiten Besuche habe ich dem Alten vorgehalten: „Sie redeten von Zusammenhalten der echten Afrikaner. Und nun standen Eure Leute auf Seiten der ‚Schwimmer'." „Ja, leider," erwiderte er, „aber eben deshalb habt ihr verloren. Also habe ich doch recht." . . . Ob nicht doch eine Möglichkeit gewesen wäre und eine Notwendigkeit für uns Buren vorgelegen hätte, uns irgendwie mit den eingeborenen Stämmen zu verständigen zur Abwehr eroberungssüchtiger Eindringlinge? Ich war selbst dabei, wie in Stormberg General Olivier von einem der vornehmsten Basutohäuptlinge die Botschaft bekam: „Laß uns zusammenkommen, damit ich höre, womit ich helfen kann." Aber die Regierung wollte von solcher Hilfe nichts wissen. Der Swasiefürst hatte bei Präsident Krüger angefragt, wie viel bewaffnete Krieger er ihm schicken solle, und der Präsident ließ ihm sagen, er solle ruhig zu Hause bleiben, dann habe er seine Pflicht gethan. Gewiß, der schwarze Mann darf dem weißen nicht gleichgestellt werden, sonst macht es ihm sein Hochmut unmöglich, von anderen lernen und die fremde Kultur als die höhere zu achten. Aber nun hat er den Engländern geholfen, die Burenherrschaft zu vernichten; wäre es da nicht immer noch besser, berechtigter — und ungefährlicher für Südafrika gewesen, wenn wir mit ihm uns verständigt hätten? England hat den Widerwillen unseres Volkes, mit den Schwarzen zusammen für die Freiheit Südafrikas zu kämpfen, noch genährt und mit heuchlerischem Augenverdrehen von der Schuld geredet, die man durch ein Zusammenarbeiten mit den Schwarzen auf sich lade. Danach aber hat es 100000 von ihnen bewaffnet und gegen uns gebraucht. Die Losung: „Südafrika dem Südafrikaner" wird ohne Mitwirkung der Farbigen, wenigstens der kultivierteren Stämme unter ihnen, kaum in

Erfüllung gehen. Der Bur hat vor dieser Zusammenarbeit einen begreiflichen Widerwillen, und seine Art, den Eingeborenen zu behandeln, hat tausendmal mehr zur Kultur Südafrikas beigetragen, als die englische. Aber ob nun nicht noch ein Schritt weiter gethan werden muß? . . .

Wir reisen nach Swakopmund.

Doch zunächst beschäftigte uns nicht die Frage, wie wir in Südafrika bleiben, sondern wie wir davon wegkommen konnten. Der nächste Weg nach Europa führt über den Hafen Swakopmund; aber bis dahin ist eine schreckliche Reise. Von Warmbad bis Windhoek kann man bloß mit dem Ochsenwagen (oder mit Kameelen) reisen, Pferde halten diese Reise nicht aus. Nach einigem Suchen glückte es mir, wenigstens ein Gespann Ochsen für uns nach Keetmannshoop zu bekommen; den Wagen hatten wir, und so konnte unsere Gesellschaft — wir trennten uns in verschiedene Reisegesellschaften —, bestehend aus General Maritz, Kommandant Wessels, Feldkornett van Brumelen, Marquis de Kersauson und mir, ungehindert weiterziehen, und kam auch nach 6 entsetzlich langweiligen Tagen an ihrem Ziele an. Unsere Kameraden waren noch 6 Stunden weiter zu Pferd geritten, aber da gaben sie diese Art zu reisen auf und verschafften sich Wagen und Ochsen.

Im Ochsenwagen.

Die Ochsen mußten wir natürlich selber treiben, und das ist keine leichte Arbeit. Es ist geradezu eine Kunst. Denn jedes Gespann muß zusammen eingefahren werden, oder wenn es eingefahren ist, so verwendet werden, wie es das gewöhnt ist. Es kann nicht jeder Ochse „voortrekken", und es gibt zudem „geborene" Vorder- und Hinterochsen. Der eine kann besser ziehen, der andere besser führen, der dritte besser zurückzuhalten und bremsen, und das alles müssen die Ochsen besorgen. Es geht unmöglich, daß man jedesmal absteigt, um die Ochsen um Steine, die im Wege liegen, herumzuführen oder um zu bremsen. Der Ochse muß wissen, wie er jeden Stein zu „nehmen" und Steigung und Gefälle zu überwinden hat. Der Fuhrmann muß aber mit seinen Ochsen „sprechen", muß sie beim Namen

kennen und sie ermuntern, dies oder das zu thun, zumal wenn sie schlapp werden. Sonst wird der Ochse störrig oder lässig. Ist aber einmal ein Gespann eingefahren, so streikt jedes Tier, wenn es falsch eingespannt oder falsch behandelt wird. Es will seine gewohnte Arbeit haben, und es ist ihm, wenn es bisher richtig verwendet worden ist, auch thatsächlich unmöglich, eine andere zu thun. Zum Beispiel richtig zu ziehen, daß die schwere Kette immer straff gespannt ist, wird kein Ochse, der nicht eigens dazu angeleitet ist, bei der Beschaffenheit der südafrikanischen Wege fertig bringen. Glücklicherweise haben Maritz und ich von Jugend auf mit Ochsen umzugehen gelernt, und wir können jetzt, wo es not thut, unsere Kunst zeigen.

Appetitliches Wasser.

Auf der ersten Strecke, 12 Stunden zu Pferd oder 48 Stunden mit dem Ochsenwagen ist kein Tropfen Wasser zu finden. Kurz vorher ist allerdings in einem Berge bei einem Platze, den die Hottentotten „Nauchobib" — einen Schnalzlaut vor dem ersten Buchstaben muß man sich noch dazu denken — nennen, etwa 1 Meter tief unter der Erde eine Felsenspalte, eine Quelle, aus der Wasser, wenn man den Sand wegschafft, tropfenweise quillt. Ich hatte sie auf meinem ersten Ritte durch das Land kennen gelernt, und auf dem Bauche liegend arbeitete ich mich jetzt mit Maritz abwechselnd ab, um den Platz mit den Händen sauber zu machen und den Schmutz aus dem Felsen mit Hand und Mütze wegzuschaffen. Immer in der Meinung, Schlamm zu fassen, schaffen wir größere Teile heraus, die sich als — Stücke eines halbverwesten Pavians herausstellen. Da flohen wir entsetzt von hinnen; daß unser Durst über dieser Arbeit nicht geringer geworden war, wird jedermann begreiflich finden. Sie hatte aber noch eine weitere schlimme Folge. Unsere Hände und Mützen rochen so schrecklich, daß unsere Kameraden uns nicht mehr zu unserem Wagen lassen wollten. Erst als wir sie vor die Wahl stellten, uns entweder den Rest des von Warmbad mitgenommenen Wassers zum Händewaschen abzutreten oder uns ohne diese Vergeudung

des Waſſers zuzulaſſen, da entſchloſſen ſie ſich doch für das letztere. Drei Tage lang brachten wir den ekelhaften Geruch nicht weg.

Eine unangenehme Geſchichte.

Mit unſeren Ochſen paſſierte uns noch eine unangenehme Geſchichte. Weiter im Norden kann man ſie leicht mieten, und der Beſitzer, der ſie zu dieſem Zwecke verleiht, giebt auch in der Regel ſeine „Treiber“ dazu. Aber im Süden giebt es ſolche berufsmäßige „Spediteure“ nicht, und wir mußten uns privatim Ochſen leihen, was in liebenswürdiger Weiſe der Beſitzer von Waaihoek, — dieſe Farm liegt 4 Stunden entfernt von Warmbad — that. Er gab uns auch ſofort, als wir ihn aufſuchten, Futter für unſere Tiere, trotzdem er ſelbſt wenig hatte. Die Ochſen beſorgte er, obwohl er ſelbſt in Verlegenheit war. Wir brauchten für unſeren Reiſewagen allerdings auch nicht 16 oder 24 Ochſen, wie man ſie in Deutſch-Südweſtafrika vorſpannen muß, ſondern konnten uns mit 6 begnügen. Ich habe vergebens geſucht, mit ihm über einen Preis überein zu kommen. Er ſagte nur immer: „Wir werden ſchon einig,“ und als ich darauf hinwies, daß noch mehrere Freunde bei der Reiſe beteiligt ſeien, und deshalb eine genaue Vereinbarung nötig ſei, erwiderte er: „Mit denen werde ich auch fertig.“ Als ich ihn am nächſten Tage in Anweſenheit meiner Kameraden nochmals fragte, antwortete er kurz und bündig: „Es hat noch nie jemand für Geld eine Wohlthat gethan.“ Wir waren über dieſe Selbſtloſigkeit äußerſt erſtaunt und ſagten noch unterwegs: „Das geht doch nicht, daß wir dem Mann ſeine Ochſen für nichts gebrauchen, wir wollen ihm dann wenigſtens 2 Säcke Mehl — dieſe ſind hier ein ſeltner Artikel — als Gegengeſchenk geben.“ Wir ſollten die Ochſen, die er uns verſchafft hatte, bei dem Schwiegerſohne des Beſitzers kurz vor Keetmannshoop zurücklaſſen. Ich ritt dahin voraus, um von dieſem Manne andere Ochſen zu bekommen für die letzte Strecke bis Keetmannshoop, aber er hatte ſchon eine andere Fracht angenommen, und ſo blieb uns

nichts übrig, als die Ochsen bis Keetmannshoop mitzunehmen und von dort aus zurückzusenden. Ich teilte das dem Manne mit, er aber lief schleunigst zu dem Bezirkshauptmann von Keetmannshoop, verklagte mich und forderte im Namen seines Schwiegervaters 500 Mark für „widerrechtlichen" Gebrauch der Ochsen und Rückgabe „seiner 8 Ochsen nebst den Jochen und dem Riemenzeug für 10 Ochsen". Der Bezirkshauptmann suchte eine Verständigung herbeizuführen, aber ich wollte eine gerichtliche Entscheidung haben, denn der Mann hatte uns geradezu als Diebe hingestellt. Maritz jedoch redete mir zu, dem Manne 100 M. zu geben, und richtig, er nahm die 100 M. und seine 6 Ochsen, denn mehr hatten wir nie gehabt, nebst den Jochen für ebensoviel Tiere, und trollte sich davon. Hier erhielten wir leicht ein anderes Gespann bis nach Gibeon.

Auf dem Kameel.

Aber nun hatten wir von Ochsen auch genug. Auch hätten wir mit ihnen das Schiff, das Ende jedes Monats in Swakopmund abgeht, nicht mehr erreichen können. Wir hörten, daß Kameele zu bekommen seien; 5 Stück wurden uns angeboten, aber wir mußten sie kaufen, denn ein Kameel läuft schneller als ein Gläubiger, und wir waren außerdem auf der Reise nach dem Auslande. Zu je zweien auf einem Kameel, machten wir dann das Ende der Reise, und ich kann jedem, der in Deutsch-Südwestafrika reisen will, so lange das Land in diesem unkultivierten Zustande ist, nur raten, sich derselben Transportgelegenheit zu bedienen. Ich habe den Weg zu Pferd und mit Ochsenwagen gemacht und kann darum aus Erfahrung sprechen, wenn ich sage, daß für die großen Entfernungen in diesem Lande ein Kameel von unschätzbarem Werte ist. Man kann aber auch Pferd, Ochs und Kameel abwechselnd benutzen, wie ich es auf der letzten Reise gethan habe, wo ich 100 Stunden zu Pferd, 60 Stunden mit dem Ochsenwagen und 48 Stunden auf dem Kameel gewesen bin, bis ich nach Windhoek kam; von da aus benützten wir natürlich für die letzten 200 km die Eisenbahn bis Swakopmund.

De Wet. Marquis de Kerfauſon.
Andries de Wet auf der Reiſe durch Deutſch Südweſtafrika.

Operiert.

So bin ich denn an den Hafen von Deutsch-Südwestafrika, von da über Holland nach Deutschland gekommen, und hier erst erfuhr ich, daß die Wunde, die ich vor Ganis empfangen hatte, tödlich war und auch jetzt noch tödlich werden mußte, wenn eine Operation nicht schleunigst einer weiteren Störung des Blutumlaufes, die durch Verletzung der beiden Arterien des Beines herbeigeführt war, vorbeuge. Ich hatte das Glück, von dem weltberühmten Professor Exc. von Bergmann in Berlin operiert zu werden und völlige Heilung zu finden, so daß ich zweimal deutschen Ärzten mein Leben verdanke.

In der Klinik von Professor v. Bergmann habe ich dann auch in den Wochen des Stillliegens nach der Operation diese Aufzeichnungen niedergeschrieben. Mögen sie dazu dienen, daß bei der Geschichte des Kampfes um Südafrika wie bei der Hilfsthätigkeit für diejenigen, die dort gekämpft und gelitten haben, auch die Kaprebellen nicht vergessen werden. Meine Reisegenossen sind noch in Holland, Deutschland und Belgien verstreut. In die Heimat zurück können sie nicht, und in der Fremde sich eine Existenz zu schaffen, dazu fehlen alle Vorbedingungen. Ein Teil von ihnen hat immer noch Ansiedlung in Deutsch-Südwestafrika im Auge, und die Gründung einer Gesellschaft zu diesem Zweck ist schon im Werke. Die andern warten auf den Tag der Heimkehr. Gott gebe, daß sie bald zurückkönnen, um an der Erhaltung ihres Volkstums weiter zu arbeiten.

Vierzehntes Hauptstück.

Wird dieser Friede von Dauer sein?

Von

Andries de Wet.

Auf jeden Krieg mit der durch ihn bedingten Anspannung aller Kräfte und Entfachung aller Leidenschaften folgt eine Zeit des Nachlassens aller Kräfte und Leidenschaften, eine Zeit des Ruhebedürfnisses. So auch bei uns in Südafrika. Wer aus den augenblicklichen Verhältnissen einen Schluß auf die Zukunft machen wollte, würde sich an jeder geschichtlichen Erfahrung versündigen. Nur der Verstand, der mit den Verhältnissen der Vergangenheit, mit dem Wesen und mit den Erfahrungen unseres Volkes in dem letzten Kriege Rechnung hält, kann für seine Beurteilung der Zukunft Beachtung verlangen.

Wer sich eine Ansicht bilden will über die Frage, ob die Kapkolonie in Zukunft die englische Herrschaft ertragen wird, muß wissen, aus welchen Gründen es diesmal zu einem Aufstande gekommen ist. Bei den Freiheitskriegen anderer Völker hat oft ein Faktor den Ausschlag gegeben, der für die Buren bisher noch nicht von alles beherrschender Bedeutung geworden war. Der Bur hat noch wenig gelernt, für eine Idee zu kämpfen. Es waren praktische Gründe, die den Kolonisten zur Empörung trieben; er diente durch diesen Kampf der Idee, aber ohne sich dessen von vornherein klar bewußt zu sein. Er kämpfte zunächst für seine persönliche Freiheit, nicht für eine nicht greifbare Frei-

Kommandant Meyer

Gruppe von Offizieren, die durch Deutsch-Südwestafrika flüchteten, ohne ihre Waffen niederzulegen.
1. General Maritz. 2. stellv. Hauptkommandant Lategan. 3. Andries de Wet. 4. H. van Doornik.

heit; er kämpfte für sein Recht, seine Verhältnisse ordnen zu dürfen nach seiner Auffassung des göttlichen Willens, nicht allgemein für das Recht. Aber die persönliche Freiheit schließt die Freiheit des Vaterlandes, und die Erhaltung des persönlichen Rechtes die des Rechtes überhaupt ein. Kein Bur kämpfte für den Satz, daß ein Volk, das von gemeinsamer Abstammung ist, gerade darum das Recht hat, sich zu vereinigen, sich selbständig zu regieren und ein abgeschlossenes Staatswesen zu schaffen, das die Möglichkeit gewährt für eine Entwicklung der Eigenarten und Tugenden dieses Volkes. Der Bur denkt viel einfacher: er oder sein Vorfahre hat sich seinen Besitz rechtmäßig errungen, dafür will er Freiheit und Recht. Gott hat ihm und seinen Vätern ein Land geschenkt, darum sieht er nicht ein, mit welchem Rechte andere es ihm nehmen oder ihn in unerträglicher Weise chikanieren wollen. Das nationale Gefühl in seiner ganzen Größe und Stärke ist das noch nicht, sondern erst der Weg dazu. Und die große Masse war auf diesem Wege wohl auch schon vor dem Kriege, aber noch weit weg vom Ziele.

Die Motive des Freiheitskampfes.

So haben sich die Kapkolonisten im großen ganzen den Buren nicht angeschlossen aus Gründen, die der Begeisterung für rein nationale Ziele entspringen, sondern aus Gründen, die vor der Hand liegen. Sie sahen ein schändliches Unrecht vor Augen, sahen einen Mordplan in der Ausführung, gegen den sich ihre ganze Seele empörte, um so mehr, als ihre nächsten Angehörigen davon bedroht waren. Ich habe die Gründe, die für ihre erste Erhebung maßgebend waren, bereits im ersten Hauptstücke dieses Buches dargelegt. Der zweite Aufstand ist im wesentlichen, man kann sagen: aus lokalen Gründen und infolge vorübergehender Verhältnisse erfolgt. Die Rücksichtslosigkeit, die Gesetzwidrigkeit, die Grausamkeit der Engländer hat immer aufs neue die Flammen der Empörung geschürt, und ich sagte darum an anderer Stelle, daß die Engländer selber den zweiten Aufstand hervorgerufen haben. Eingriffe in die Freiheit der persönlichen Verfügung wie die, daß die Waffen

Gewaltsame und gefühllose Beschädigungen.

und die Pferde — mancher, der vorher 100 Pferde hatte, behielt nicht 1, um seine nötigsten Besorgungen zu machen — abgeliefert werden mußten; daß die Felder nicht bestellt werden durften; daß, wie die letzte Proklamation im Nordwesten der Kapkolonie vor dem Frieden lautete, kein Mann mehr als 1 Anzug im Hause haben dürfe und die Frauen Nadeln, Garn und ähnliche Dinge abliefern mußten, damit keine Möglichkeit bleibe, für die Männer im Felde Kleider zu schaffen, nebst den brutalen Requirierungen: das genügte, um loyale Buren zu Rebellen zu machen. Und die Art und Weise, in welcher diese Verfügungen durchgeführt wurden, schuf neue. Ein Bur hängt an einem einzelnen Stück Vieh, an einem einzelnen Stück seines Hausrates und Besitzes, und es kann ihm durch kein Geld ersetzt werden. Das roh weggenommen zu sehen, erträgt er nicht. Wie solche Gefühllosigkeiten schon zur ersten Auswanderung beitrugen, hat Präsident Krüger in seinen „Lebenserinnerungen" gezeigt. Ein Bur wird sich z. B. nicht leicht von seinem Kirchenrock oder seinen Kirchenschuhen trennen. Er hält es für eine unnötige Grausamkeit, wenn man sie ihm wegnimmt. Die ganze Wegnahme, die von den Militärbehörden in der Kapkolonie angeordnet wurde, erfolgte aber ohne jede Schonung der Eigenart und ohne Verständnis für die Gewohnheiten des Buren. So etwas fühlt ein Bur schwer. Man ertrug es nicht, daß die Vorräte an Getreide, die auf dem von den Vätern ererbten Grunde geerntet waren, aus dem Hause getragen und draußen verbrannt werden mußten, oder daß gar die Frucht auf dem Halme vernichtet werden sollte. Wie groß mußte da erst die Erbitterung werden, wenn im Falle nicht rechtzeitiger Befolgung des Befehles die Getreidevorräte auf dem Boden der Scheuern von englischen Patrouillen in Brand gesteckt wurden, wobei natürlich die Scheuer mit abbrannte!

Dazu kam eine Beleidigung des Rassegefühls, die unerträglich war. Hottentotten und Kaffern wurden bewaffnet, sie spielten die Aufpasser, waren gleichsam die Herren über die

Burenfarm in Deutsch Südwestafrika.

weiße Bevölkerung, und auf ihr Zeugnis hin wurde mancher verurteilt. Die Nachwirkung dieses Vorgehens wird sich erst noch zeigen. Und nun das schlimmste von allen: Wie England in Transvaal und im Freistaate den Hochverrat künstlich gezüchtet und für seine Zwecke ausgebeutet hat, so hat es in der Kapkolonie diejenigen, die unter allerhand Bedenken, vielleicht schweren Herzens, ihrer Regierung Treue hielten, noch gezwungen, ihre nächsten Angehörigen, ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Vettern, ja ihre Väter zu verraten, andernfalls sie mit entehrenden Strafen belegt oder mit Ruinierung ihrer Familie bedroht wurden. Nicht nur neutral sollte der loyale Bürger bleiben, sondern er war gezwungen, den Volksgenossen und Bruder den englischen Häschern auszuliefern, und wenn er eine Mitteilung in dieser Hinsicht auch nur zu spät machte, so mußte er auf schwere Strafe gefaßt sein. Diese Demoralisierung unseres Volkslebens werden und können wir England nie verzeihen, und je mehr das Volksbewußtsein und der Volksstolz wächst, desto grimmiger wird der Haß wegen dieser Thaten werden.

Beleidigung des Rassestolzes und Demoralisierung des Volkslebens.

Und die Opfer dieser Methode der Kriegsführung werden auch nicht vergessen werden. Man muß doch im Auge behalten, daß abgesehen von den Rebellen, welche im Kampf gefallen sind, in Kriegsgefangenschaft waren, ohne daß man ihre Personalien feststellen konnte, oder bis ans Ende gekämpft haben und infolgedessen straffrei blieben, nach dem Berichte des Generalstaatsanwaltes der Kapkolonie 12119 Rebellen namentlich bekannt sind und etwa 8000 davon bis zum Ende des Krieges bereits bestraft waren. In welcher Weise diese Bestrafungen erfolgten und was für Leute es waren, die bestraft wurden, möge man aus folgenden Notizen ersehen.

Vernichtung der bürgerlichen Existenz.

Am 13. Dezember 1901 wurden in Oudtshoorn öffentlich 9 Verurteilungen gegen Buren der dortigen Gegend bekannt gegeben und 23 weitere angekündigt. Die 9 erstgenannten Verbrecher sind Louw Fourrie, Daniel du Plessis, Douw Steyn,

Wm. Scholtz, John Wayer, Jakobus Potgieter, Tjaard Barnard, Volksratsmitglied Johannes Hendrik Schoeman und Feldkornetts-Assistent Joh. Hendrik Schoeman. Der 1. erhielt 2 Monate Zwangsarbeit und 100 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er Lebensmittel bei sich verbarg; der 2. erhielt 2 Monate Zwangsarbeit und 300 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er dem Feinde Nachrichten zukommen ließ; der 3. erhielt 2 Monate Zwangsarbeit und 100 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er Lebensmittel und Munition im Hause hatte; der 4. erhielt 12 Monate Zwangsarbeit und 150 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er dem Feinde Hilfe geleistet hatte; der 5. erhielt 2 Jahre Zwangsarbeit und 500 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er dem Feinde die Annäherung einer Patrouille verraten hatte; der 6. erhielt 4 Monate Zwangsarbeit und 500 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er nicht alle Pferde und Munition ablieferte; der 7. erhielt 3 Monate Zwangsarbeit und 500 Pfund Sterling, weil er die Anwesenheit des Feindes nicht meldete; der 8. erhielt 6 Monate Zwangsarbeit und 500 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er Pferde nicht ablieferte, die dann dem Feinde in die Hände fielen, und der 9. erhielt 3 Monate Zwangsarbeit und 250 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er Lebensmittel bei sich verbarg und die Anwesenheit des Feindes nicht meldete.

Gefängnis mit Zwangsarbeit ist dasselbe, was bei uns Zuchthaus ist. Als Zuchthaussträfling kehrte das Volksratsmitglied Johannes Hendrik Schoeman die Straßen von Kapstadt, weil einige seiner Pferde dem Feinde d. h. seinen Blutsverwandten in die Hand fielen! Nun, nach dem Frieden, ist Schoeman durch gerichtliches Urteil, wie viele andere, schuldlos erklärt worden. Aber die Strafe nimmt ihm niemand ab.

Piet van der Kolff erhielt 6 Monate Gefängnis und 150 Pfund Sterling Geldstrafe, weil er seinen Sohn, der Rebell war, nicht gefangen nahm und zur Erschießung auslieferte.

In Oudtshoorn wurden ferner am Freitag, dem 7. März 1902, verurteilt: Michael Jonker zu 3 Monaten Gefängnis und 1000 M. Geldstrafe, event. noch 3 Monate Gefängnis, „weil er die Anwesenheit des Feindes nicht meldete"; Pieter Johannes Fourie zu 2 Jahren, weil er unter Waffen gewesen war; Johannes Learey zu 1 Monat Gefängnis und 200 M. Geldstrafe, weil er einer „Rebellen-Versammlung" beiwohnte; Arie van Oordt zu 6 Monaten, weil er Waffen im Hause hatte; Michael Jonker zu 4 Monaten wegen desselben Vergehens; Benjamin Reeder zu 4 Monaten, weil er den Feind begleitet und seine Anwesenheit nicht gemeldet hatte 2c.

Solche Listen von Opfern des Krieges brachte jede Woche. Pfarrer Dewney Drew, früher in Johannesburg und Kapstadt, jetzt in London, berichtet in der „Daily News" vom 17. März 1902 über folgenden Fall:

Unnötige Grausamkeit.

De Vos wurde wegen Verschwörung angeklagt, weil er der Militärbehörde die Anwesenheit des Feindes auf seiner Farm nicht angezeigt habe. Der Mann konnte zwar nachweisen, daß er eine rechtzeitige Meldung gar nicht hatte erstatten können, weil ihm von den Engländern alle seine Pferde weggenommen waren und er 20 Meilen bis zur nächsten Militärstation zu gehen hatte. Die Meldung hatte er zwar gemacht, aber das Militärgericht fand, er hätte sie noch etwas früher machen können. Infolgedessen wurde er zu 200 Pfund Sterling Geldstrafe und 2 Monaten Gefängnis mit harter Arbeit gleich einem gemeinen Verbrecher verurteilt. Während der Untersuchungshaft des Mannes erkrankte seine Frau auf den Tod und wollte gern ihren Mann vor ihrem Abscheiden noch einmal sehen. Vergeblich boten seine Freunde 20000 — 30000 Pfund Sterling (400000 bis 600000 Mark!) als Bürgschaft. Erst als die Frau gestorben war, erhielt er zum Begräbnis Urlaub gegen eine Bürgschaft von 6000 Pfund Sterling, mußte aber zur Strafe dafür, daß ihm seine Frau gestorben war, den ganzen Weg zu Fuß machen. —

Leute, die nicht als Freiwillige eintraten in die Bürgerwehren, mußten gewöhnliche Arbeiten verrichten, und so fand man hunderte von Mitteln, um die Bevölkerung zu zwingen, Kriegsdienst zu leisten gegen ihre Brüder.

Mordthaten.

Natürlich, wenn man so schon die „Neutralen" behandelte, dann mußte man gegenüber den mit der Waffe in der Hand gefangenen Rebellen zu Greuelthaten kommen, wie sie bereits erzählt wurden, der Hinrichtung von Scheepers, der 1300 gefangene Engländer in der Hand gehabt und sie immer wieder hat laufen lassen, oder der Erschießung Louws, der sich unmittelbar vorher in einem Brief an General French in Middelburg über die Mordthaten beschwert hatte, welche englische Hottentott-Soldaten verübt hatten.

Diese Greuelthaten stehen nicht vereinzelt. Am 24. Juli 1901 wurde z. B. der Rebell H. L. Jakobs totgeschossen, weil er im Besitz von explosiven Kugeln gefunden wurde. Man bedenke dabei, daß es seit $1^1/_2$ Jahren keine Munitionsfabrik der Buren mehr gab, und der Krieg nur mit der Munition geführt wurde, welche den Engländern abgenommen war.

Im Distrikte Steynsburg auf der Farm Hongerkloof erzählte mir der Besitzer — die Thatsache wird auch von Kommandant van Reenen bestätigt —, daß sein im Gefecht verwundeter Sohn nach dem Gefecht von den bewaffneten Kaffern in Anwesenheit ihrer Offiziere totgeschlagen und schändlich verstümmelt wurde. Freunde schafften später die Leiche weg.

Der junge van Wijk — Maritz hatte ihn den 4 heldenmütigen Männern mitgegeben, welche auf einem russischen Kriegsschiff aus der Gefangenschaft entflohen und über Deutsch-Südwestafrika nach dem Kriegsschauplatze zurückkehrten — wurde als Brandstifter in Colesberg erschossen, weil er ein Postgebäude in van Wijksvlei in Brand gesteckt hatte, obgleich er gegenüber der brutalen Beamtin gar nicht anders handeln konnte. Aber er war ja in der Kapkolonie geboren! (NB. Aber schon jahrelang vor dem Kriege Bürger von Transvaal!)

Ich habe Schwestern solcher erschossener „Rebellen" kennen gelernt, die nur mit Mühe zurückgehalten wurden, sonst wären sie selbst ins Feld gezogen. Man lasse diese Saat nur groß werden! Unser Volk hat Märtyrer, und der Gedanke an sie wird es nicht zur Ruhe kommen lassen, bis es das englische Joch abgeschüttelt hat. Oder sollte es vergessen können, daß man 15jährige Jungen wie Isaak Bartholomäus Liebenberg hingerichtet hat um ihrer Liebe zu ihrem Volke willen? Sein rührender Abschiedsbrief wird ein Heiligtum bleiben in unserem Volke. Ich setze ihn darum noch hierher:

Aliwal North, den 10. Januar 02.

Meine Mutter und mein Brüderchen!

Der Abschiedsbrief eines Rebellen.

Welch bitterer Kelch es für Euch ist, die traurige Nachricht von mir zu empfangen, weiß ich wohl; aber meine liebe Mutter, Du mußt damit zufrieden sein, die Nachricht vom Tode Deines Sohnes zu empfangen. Du mußt Dich damit bescheiden, daß der Wille des Herrn geschehen muß. Wie bitter es auch für Dich sein mag, sei zufrieden mit Deinem Los. Christus ist unschuldig gekreuzigt, und ich, der nichts anderes als den Tod verdient hätte, was bin ich besser als er? Mutter, der Herr hat all' meine Übertretungen vergeben, und ich gehöre meinem Herrn. Er hat mir alles vergeben; und was er thut, ist wohlgethan. Mutter, nimm Deine Zuflucht und Deinen Trost bei dem Herrn. Er ist unsere Zuflucht und Trost, und er wird uns erretten und trösten.

Christus nimmt die Sünder an, liebe Mutter, so wünsche ich Dir denn Gottes besten Segen und dem Brüderchen und den Freunden dasselbe. Glaubet und vertrauet auf den Herrn, dann wird es Euch wohl gehen. Ich muß nun scheiden von Euch und werde Euch dermaleinst in der ewigen Seligkeit wiederbegegnen. O, wie selig würde ich sein, Euch dann

als Gottes Engel zu begegnen. Lebe wohl nun, meine teure Mutter; nun muß ich scheiden, teure Mutter und Freunde, trauert nicht über mich. Ich bin sicher bei dem Herrn, und was er thut, ist wohlgethan. So, nun verlasse ich Euch alle; Christus ist mein Retter, und Gott gehöre ich.

Jesus nimmt die Sünder an,
Mich auch hat er angenommen.
Mir den Himmel aufgethan,
Glaubend darf ich zu ihm kommen,
Jubelnd selbst am End' der Laufbahn.

Mama, ich habe Pfarrer du Plessis gebeten, alle meine Sachen Dir zu senden und meine Portraits auch, dann kannst Du damit thun, was Du denkst, daß gut ist. Ich fühle mich so zufrieden unter dem Kreuz, denn es ist der Wille des Herrn. So mußt auch Du zufrieden sein und sagen: „Herr, Dein Wille geschehe!"

Liebe Mutter, es ist da nichts, was mich hindern kann am Sterben. Ich habe alles dem Herrn übergeben. Ich bin vollkommen zufrieden, ich habe du Plessis bei mir, und er wird bei mir bleiben bis ans Ende. Jetzt im Augenblick ist er nicht hier, aber er wird gleich wiederkommen. O, welch eine Erlösung ist es: Aus dem Gefängnis in das ewige Königreich der Himmel. Wärst du und mein Brüderchen doch nur auch bei mir. O Mutter, der Vater und die zwei Brüder wissen noch nicht einmal, in welcher Lage ich bin. Wenn Du sie triffst, sage ihnen, daß sie ihre Zuflucht zum Herrn nehmen müssen; und wenn sie das mit aufrichtigem Herzen thun, so wird er sie retten. Mutter, all meine Hoffnung ist auf den Herrn gesetzt, und so will ich nun mit frohem Herzen schließen. Sei gegrüßt zum letztenmal. O, wie angenehm ist es doch, das Königreich der Himmel erben zu dürfen. Sei zum letztenmal im Geist gegrüßt. Gieb meine Uhr dem Vater, meinen Hut Alex, meine Gamaschen Barend, mein Bild Hennie.

Swakopmund.

Sicher in Jesu Armen
Leis' an seine Brust gelehnt.
Da in seinem lieben Schatten
Wartet mein die Herrlichkeit.

Vergiß nicht, Tante Loose ein Portrait zu senden.

Dein Dich nie vergessender Sohn

Izak Bartholomeus Liebenberg.

Ich sage noch einmal: diese Dinge haben geradezu zum Aufstand getrieben.

Neue Ärgernisse.

Sie wirken auch jetzt noch nach, sie sind nicht ungeschehen zu machen, und zu den Ursachen der Aufregung, die schon während des letzten Jahres bestanden, sind infolge des traurigen Ausganges des Krieges neue gekommen, welche die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen lassen. Zunächst direkte: Der Umfang der Verwüstung und Ausrottung, und die Größe der Leiden kommt den Leuten erst jetzt zum Bewußtsein, wo die Verkehrsbeschränkungen aufgehoben und die Möglichkeit der freien Aussprache wieder gegeben ist; die Art, wie die Friedensbedingungen erfüllt werden, bringt täglich neue Empörung. Am 1. September schrieb mir mein Bruder, daß er noch in Fraserburg festgehalten werde; aus der Gefangenschaft zurückkehrende Rebellen wurden festgenommen, obgleich sie nach dem Geiste des Abkommens unter die Amnestie fielen; die versprochene Ausbreitung der Amnestie ist noch nicht erfolgt; noch im September wurde nach solchen gespürt, welche verdächtig waren, einst den Aufstand unterstützt zu haben und ihnen durch Hottentotten im Auftrage des Majors Mackenzie das Vieh weggeführt. Ein Freund schreibt mir von dort: „Wir haben wohl Friede, aber tausend andere Dinge dabei, die wir lieber nicht hätten." Es fehlt jeder Mangel an Rücksicht auf die Thatsache, daß Südafrika doch nun einmal für den Südafrikaner bestimmt ist. Einer Afrikanerin, die während des Krieges nach Europa geflüchtet ist, hat der englische Konsul

in Berlin bei ihrem Ersuchen um Erlaubnis zur Rückkehr ganz ernsthaft die Frage vorgelegt, was sie in Südafrika wolle. Und derselbe Geist spricht aus allem, was England thut. Fühlten die Kolonisten bisher nur, was England in dieser Hinsicht an ihnen direkt sündigte, so müssen sie von heute an, wo sie mit den Republiken vereinigt sind, alles mittragen, was diesen widerfährt. Die 20000 in den Konzentrationslagern gestorbenen Frauen und Kinder sind heute nicht mehr die Toten der Republiken, sondern die Toten ganz Südafrikas, und die Leidensgeschichte der Republiken ein Teil der Geschichte der Kolonisten. Ganz Südafrika ist heute in englischer Hand; darum wird ganz Südafrika auch immer schärfer die Ungerechtigkeit dieser Erwerbung fühlen und immer lebhafter die Sehnsucht, sich wieder freizumachen, empfinden. Die Kolonie hat zum ersten Male im Jahre 1880 mit den Republiken empfunden, heute mit ihnen politisch vereinigt, ist sie auch mit ihnen vereinigt in der Trauer um die Vergangenheit, im Schmerz über die Vorgänge der drei letzten Jahre und in der Hoffnung auf die Zukunft. Auch sie sind durch Blut und Eisen zusammengeschmiedet.

Warum ist bisher trotz aller Verschuldung Englands an unserem Volke unser Nationalbewußtsein nicht lebendiger gewesen?

Was in der Seele des Südafrikaners lebt, ist im letzten Aufstande noch gar nicht zur Entfaltung seiner ganzen Kraft gekommen, das lag ebenfalls zum großen Teil in lokalen Gründen und in Verhältnissen vorübergehender Art: der Ausgedehntheit der Farmen und dem Mangel an Waffen und an Führern, die irgend welche militärische Bedeutung oder irgend welchen kriegerischen Ruhm gehabt hätten. Vor allem aber auch an einer religiösen Erwägung und dem Einflusse einer Gewohnheit. Ich habe noch im letzten Stadium des Krieges das Bedenken immer wieder gehört: „Nach der Bibel ist es verboten, Blut zu vergießen.“ Auch mein Vater hat mir so gesagt. Und der alte Jeremias Nieuwenhoudt, ein reicher Bur in Nieuwenhoudtsville im Distrikte Calvinia, meinte eines Tages, ja er glaube auch nicht, daß die Transvaaler und Freistaater ihre Unabhängigkeit verlieren könn-

ten, denn ihre Sache sei gerecht, aber daß es den Rebellen schlecht gehe, das sei nicht gegen Gottes Wort, denn sie hätten keinen direkten Grund gehabt zum Kriege, sie seien nicht die Angegriffenen gewesen. Ich mochte ihm sagen, daß wir doch mit den Freistaatern und Transvaalern durch die Bande des Blutes verbunden seien, daß die Kapkolonisten, denen die Regierung die Waffen abgenommen hatte, sich gar nicht gegen die Proklamation der Transvaaler und Freistaater, durch welche sie zu den Waffen gerufen wurden, wehren konnten; daß England mit Gewalt Rebellen mache: dieser Bur blieb darauf bestehen, daß sich einer nur wehren darf, wenn man ihm direkt zu Leibe geht. Dann wird natürlich jeder einzeln totgeschlagen. Solche Anschauungen beruhen auf dem Mangel an nationaler Energie, auf dem Mangel des Verständnisses für das nationale Recht eines Volkes, das göttlicher ist als das Recht einer zufällig bestehenden Regierung; sie hemmen jede nationale Bewegung.

Dazu meinten andere wieder, es liege gar nicht in der Art des Buren, zu revolutionieren, gleichsam, es schicke sich nicht, man kenne so etwas in unserem Volke gar nicht, und darum — dürfe es auch in der Zukunft nicht anders sein. So giebt man die Zukunft preis um der Vergangenheit willen. Weil es Gewohnheit ist, einer Regierung treu zu sein, darum müssen wir auch der Regierung treu bleiben, welche sich in jeder Weise an unserem Volkstum, dem Heiligsten, was ein Volk hat, versündigt! Und doch war das vielfach die Erwägung der Leute des Afrikanerbundes, und sie haben ostentativer ihre Loyalität gezeigt, als sie es sonst gethan hätten. Ja der Afrikanerbund ist in diesem Kriege geradezu ein Hindernis gewesen für unsere nationale Entwickelung. Um allen Verdacht zu beseitigen, war er loyaler, als es nötig war. Wie er vor Ausbruch des Krieges von öffentlichen Versammlungen abgeraten hat, so hat er auch während des Krieges alles gethan, um eine nationale Erregung zu unterdrücken. Im März 1900, als Lord Kitchener gegen

Prieska zog,*) gab ihm der Vorsitzende des Bundes einen Brief mit an den Rebellen-Landdrost in Prieska, worin er „das verführte Volk" aufforderte, jede Unterstützung der Rebellen zu unterlassen. Gleichzeitig wurde ein Manifest erlassen und später nochmals ein solches entworfen, worin die Pflichten gegen die Krone mit allem Nachdruck betont wurden. Und schließlich hat der Bund noch Mitte 1901 General French seine Unterstützung zur Unterdrückung des Aufstandes zugesagt. Man fürchtete die Opfer, welche der Kampf um die Freiheit kosten würde; man fürchtete den Vorwurf der Unloyalität.

An dem Tage, wo das Nationalgefühl die ausschlaggebende Kraft bei uns gewinnt, werden alle diese Bedenken und Erwägungen verfliegen und zerstieben. Präsident Steijn hat das große Wort gesprochen,**) daß die Greuel dieses Krieges geschehen müssen, auf daß das Nationalbewußtsein gestärkt wird. Ist das der Fall, dann hat das Burentum in Südafrika noch eine Zukunft; dann kommt eine Zeit, wo die Pflicht gegen das Volkstum über der gegen die „Krone" steht.

Das erwachende und gesteigerte Nationalbewußtsein des Afrikaners wird Englands Herrschaft auf die Dauer nicht ertragen.

Warum sollten wir denn auch eine fremde „Krone" brauchen, um uns zu regieren? Südafrika ist ein Land so reich und groß, daß es auf eigenen Füßen stehen kann. Es hat Landwirtschaft, es hat Industrie, und es hat Söhne genug, die das Land leiten können. Von Natur d. h. von Gott ist dieses Land zur Freiheit bestimmt, und gegen die Natur kann niemand auf die Dauer ankämpfen. Südafrika wird um so lebhafter nach Selbständigkeit verlangen, je lebhafter es seinen Wert fühlt. Und was hätte mehr dazu beigetragen, ihm das Gefühl seines Wertes zu geben als der letzte Krieg! Das kleine Volk hat jetzt einen Namen in der ganzen Welt, und es ist in den drei letzten Jahren zu einer Achtung gestiegen, die es vorher nicht zu träumen wagte. Und nun gerade, wo es zu Ansehen kommt, sollte es sich unterdrücken lassen? Zudem: in der Zeit, wo das

*) Siehe S. 79. D. H. — **) Siehe S. 115. D. H.

Afrikanervolk in der Achtung der Welt stieg, ist das englische Volk gesunken, und zwar so viel gesunken, als jenes gestiegen ist. Warum soll es denn gerade jetzt seine Geschichte verbinden mit England? Im Kampf gegen England hat es seine Größe erreicht; englische Herrschaft bedeutet seine Erniedrigung. Es hat mit England keine Erinnerung und kein Heiligtum gemein; was das eine Volk feiert, verachtet das andere. Wie kann sich daraus ein ehrliches und offenes Zusammenleben entwickeln und die Bitterkeit schwinden? Wenn Südafrika sich zu der Blüte entwickeln soll, die seine Natur verheißt, so muß Englands Herrschaft verschwinden; denn sie legt immer einen Teil der Kräfte und der Freudigkeit zur Mitarbeit lahm. England kann auch auf diese Herrschaft verzichten, es braucht Südafrika nicht, wir Südafrikaner aber haben kein anderes Land als diese unsere Heimat. Südafrika gehört dem Südafrikaner, und ihm allein. Und in diesem Kampfe um Südafrika wird schließlich die Kolonie die Führung übernehmen müssen. Ohne sie ist das Werk aussichtslos.

Damit ist allerdings auch gesagt, daß die alte Burenflagge dauernd begraben ist. Es wird kein Bauernstaat, keine patriarchalische Regierung, keine Teilrepublik mehr da auferstehen, sondern ein Volk, bestehend aus Buren, Engländern, Holländern, Deutschen u. s. w., wird sich selbst seine Regierung geben, und niemand wird ihm dareinreden oder es von außen her regieren. England hätte schon Cecil Rhodes nicht hindern können, die Kolonie frei zu machen, es gab nur einen Mann, der das vermochte, Paul Krüger. Das Bewußtsein, keine Rückendeckung zu haben, lähmte Cecil Rhodes. Diese beiden harten Mühlsteine haben sich zerrieben. Es konnte nicht anders sein; ein Paul Krüger konnte nicht mit einem Manne arbeiten, dem alle Mittel zu seinem Zwecke recht waren, und ein Cecil Rhodes konnte nicht seine selbstsüchtigen Pläne und unedlen Leidenschaften opfern, um sich für seine größeren Pläne das Vertrauen und die Mitarbeit seines großen Gegners zu gewinnen. Cecil

Rhodes ist tot, Paul Krügers direkter Einfluß aus dem öffentlichen Leben in Südafrika ausgeschieden. Auch dieser Gegensatz wird in Zukunft die Kraft derer, die Südafrika groß machen wollen, nicht mehr lähmen. Die Kraft der Südafrikaner wächst täglich, die Englands muß im Verhältnis dazu täglich abnehmen. Südafrika hat seine Kraft noch nicht ausgegeben, weil es sie vorher noch gar nicht erkannt hatte, und weil es neue Kräfte aus den letzten Kämpfen erst gewonnen hat. Der Bur ist mit seinem äußeren Kampfe auch innerlich gewachsen und kann darum für den Entscheidungskampf Kräfte einsetzen, die bisher noch nicht, oder doch nicht rücksichtslos und geschlossen genug, thätig waren. England dagegen braucht, um sich auch mühsam zu behaupten, entweder die Hilfe der Schwarzen oder die der Buren, und beide warten nur darauf, bis sie dort seiner Herrschaft ihr Grab graben können.

Mir ist um die ferne Zukunft nicht bange. Unser Ziel kann uns nicht verrückt oder gar entrückt werden. Unser Volk ist wirtschaftlich zu stark, ist national zu selbstbewußt geworden, hat zu viel gelitten und besitzt eine zu große Geschichte, um eine Kolonie zu bleiben, um sich regieren zu lassen. Nur die nächste Zukunft ist schwer, aber wir vertrauen auf Gott, den Herrn, daß er, der alles regiert und die Liebe zu unserem Volkstum in unsere Herzen gelegt hat, uns Kraft geben wird, auszuharren und stark zu werden.

GROSS NAMA-LD
Kalahari-Wüste
BETSCHUANENLA
PROTEKTORAT
SETSCHELI'S REICH
BRITISCH BETSCHUANEN
LAND
KORANNA-
LAND
WEST-GRIQUA-LAND
Klein-Sama-Ld
Swakopmund
Walfischbay
Sandwich Hafen
Conception Bai
Spencer Bai
Lüderitzbuch
Angra Pequena
Angras Juntas
Roast Reef Pt
Sylvia Hügel
Easter Cliffs
Holham's Bird I.
Saddle I.
Plumpudding I.
Whale Bay
Albatross Fels
Prince of Wales Bai
Pomona I.
Possession I.
Penguin I.
Halifax I.
Hottentotten Ra.
Gallovidian Reff
Danger Sp.
Marschall Felsen
Bout R.
Elisabeth Bai
Klein Bai
Mercury I.
Dolphin Sp.
Sierra Sp.
Farilhao Sp.
Omaruru
Karibib
Okahandja
Otjimbingue
Otjosasu
Otjiseva
Otjikango
Otjihaenena
Otjikaoko
Otjimbinde
Otjosondu
Otjihaenena
Otjosasu
Otjiseva
Otjikango

22
24
26
28
30
32
BETSCHUANENLAND
BAMANGWATO
MASARWA
Kalahari - Wüste
PROTEKTORAT
SETSCHELI'S REICH
BAKALAHARI ODER BAKWENA
BANGWAKETSI
BAROLONG
BAMANGWATO
MAKWABA
BOWJAI
SÜDAFRIKANISCHE REPUBLIK
TRANSVAAL
Zoutpansberg
Waterberg
Rustenburg
Marico
Pretoria
Lydenburg
Middelburg
Lichtenburg
Potchefstroom
Heidelberg
Krugersdorp
Johannesburg
Barberton
Carolina
Wakkerstroom
Ermelo
Standerton
Vryheid
Utrecht
Newcastle
Dundee
Ladysmith
Harrismith
Bethlehem
Vrijburg
Wolmaransstad
Ventersdorp
Potchefstroom
Klerksdorp
Christiana
Bloemhof
Kroonstad
Parys
Heilbron
Frankfort
Vredefort
Boshof
Hopetown
Barkly West
Kimberley
Griquastown
WEST-GRIQUALAND
Jacobsdal
Modderrivier
Magersfontein
Belmont
Douglas
Prieska
Upington
Kenhardt
Calvinia
Namaqualand
Clanwilliam
Piquetberg
Malmesbury
Cape Town
Simonstown
Caledon
Swellendam
Riversdale
Mossel Bay
George
Knysna
Plettenberg Bay
Port Elizabeth
Uitenhage
Cradock
Graaff-Reinet
Aberdeen
Willowmore
Oudtshoorn
Beaufort West
Prince Albert
Worcester
Paarl
Stellenbosch
Wellington
Tulbagh
Ceres
Montagu
Robertson
Bredasdorp
Caledon
Somerset East
Cookhouse
Fort Beaufort
Alice
Queenstown
Komgha
Kei Mouth
East London
Butterworth
Umtata
Kokstad
Umzimkulu
Port Shepstone
Durban
Pietermaritzburg
Estcourt
Colenso
Dundee
Newcastle
Utrecht
Vryheid
Wakkerstroom
Ermelo
Carolina
Barberton
Lydenburg
Middelburg
Witbank
Springs
Germiston
Boksburg
Benoni
Krugersdorp
Johannesburg
Pretoria
Heidelberg
Potchefstroom
Klerksdorp
Lichtenburg
Rustenburg
Zeerust
Mafeking
Vryburg
Taungs
Vryburg
Schoschong
Palapye
Serowe
Francistown
Tati
Selukwe
Gwelo
Bulawayo
Matabeleland
Mashonaland
Salisbury
Umtali
Beira
Rhodesia
Zambesi
Limpopo
Crocodile R.
Vaal R.
Orange R.
Orange-Freistaat
Swasiland
Tongaland
Natal
Zululand
Basutoland
Maseru
Leribe
Thaba Nchu
Ladybrand
Harrismith
Bethlehem
Ficksburg
Wepener
Aliwal North
Zastron
Smithfield
Rouxville
Philippolis
Hopetown
Colesberg
Cradock
Graaff-Reinet
Aberdeen
Willowmore
Oudtshoorn
Beaufort West
Prince Albert
Worcester
Paarl
Stellenbosch
Wellington
Tulbagh
Ceres
Montagu
Robertson
Bredasdorp
Caledon
Somerset East
Cookhouse
Fort Beaufort
Alice
Queenstown
Komgha
Kei Mouth
East London
Butterworth
Umtata
Kokstad
Umzimkulu
Port Shepstone
Durban
Pietermaritzburg
Estcourt
Colenso
Dundee
Newcastle
Utrecht
Vryheid
Wakkerstroom
Ermelo
Carolina
Barberton
Lydenburg
Middelburg
Witbank
Springs
Germiston
Boksburg
Benoni
Krugersdorp
Johannesburg
Pretoria
Heidelberg
Potchefstroom
Klerksdorp
Lichtenburg
Rustenburg
Zeerust
Mafeking
Vryburg
Taungs
Schoschong
Palapye
Serowe
Francistown
Tati
Selukwe
Gwelo
Bulawayo
Matabeleland
Mashonaland
Salisbury
Umtali
Beira
Rhodesia
Zambesi
Limpopo
Crocodile R.
Vaal R.
Orange R.
Orange-Freistaat
Swasiland
Tongaland
Natal
Zululand
Basutoland
Maseru
Leribe
Thaba Nchu
Ladybrand
Harrismith
Bethlehem
Ficksburg
Wepener
Aliwal North
Zastron
Smithfield
Rouxville
Philippolis
Hopetown
Colesberg

Karte zu
„Im Kampf um Südafrika“
J. F. Lehmanns Verlag, München.
Erklärungen:
Ehemalige Freistaaten der Buren:
Südafrikan. Republik (Transvaal)
Oranje-Freistaat
Deutsch
Britisch
Portugiesisch
Die Grenzen der Distrikte (in den Burenstaaten und Rhodesien), der Divisionen (im Kapland) und der Counties (in Natal) sind in der Farbe ihres Landes ausgezogen.
Eisenbahnen
Kabel
Goldfelder
Mafsstab 1 : 4000000.
Kilometer.
ORANJE-FREISTAAT
TRANSVAAL
NATAL
BASUTOLAND
TRANSKEI
WEST-GRIQUALAND
KAPLAND
Johannesburg
Pretoria
Durban
Port Elizabeth
East London
Kimberley
Bloemfontein
Pietermaritzburg
Ladysmith
Newcastle
Harrismith
Standerton
Vryheid
Utrecht
Dundee
Glencoe
Estcourt
Greytown
Richmond
Victoria West
Beaufort West
Aberdeen
Graaff-Reinet
Cradock
Somerset
Queenstown
Aliwal South
Barkly West
Hopetown
Prieska
Carnarvon
Fauresmith
Jacobsdal
Boshof
Bethlehem
Harrismith
Winburg
Kroonstad
Heilbron
Frankfort
Vereeniging
Potchefstroom
Lichtenburg
Mafeking
Zeerust
Rustenburg
Middelburg
Barberton
Lydenburg
Pietersburg
Louis Trichardt
Waterberg
Swaziland
Zululand
Tugela
Umzimkulu
Umtata
Kokstad
Port Shepstone
Port St. Johns
Port Alfred
Grahamstown
Cradock
Colesberg
Philippolis
Smithfield
Rouxville
Wepener
Ficksburg
Senekal
Vrede
Standerton
Ermelo
Carolina
Wakkerstroom
Piet Retief
Utrecht
Dundee
Glencoe
Estcourt
Greytown
Pietermaritzburg
Richmond
Victoria West
Beaufort West
Aberdeen
Graaff-Reinet
Cradock
Somerset
Queenstown
Aliwal South
Barkly West
Hopetown
Prieska
Carnarvon
Fauresmith
Jacobsdal
Boshof
Bethlehem
Harrismith
Winburg
Kroonstad
Heilbron
Frankfort
Vereeniging
Potchefstroom
Lichtenburg
Mafeking
Zeerust
Rustenburg
Middelburg
Barberton
Lydenburg
Pietersburg
Louis Trichardt
Waterberg
Swaziland
Zululand
Tugela
Umzimkulu
Umtata
Kokstad
Port Shepstone
Port St. Johns
Port Alfred
Grahamstown
Cradock
Colesberg
Philippolis
Smithfield
Rouxville
Wepener
Ficksburg
Senekal
Vrede
Standerton
Ermelo
Carolina
Wakkerstroom
Piet Retief
S - Distr. Stutterheim
SS - Distr. Stockenstrom
FB - Distr. Ft. Beaufort
VE - Distr. Victoria East
KW - Distr. King Williamstown
EL - Distr. East London
B - Distr. Bathurst
E - Distr. Pt. Elizabeth
St - Distr. Steinsburg.
22
24
26
28
30
32
34

K A P L A N D
Östliche Länge von Greenwich
14
16
18
20
22
24
26
28
30
32
34
Kapstadt
Simonstown
Malmesbury
Clanwilliam
Piquetberg
Worcester
Ceres
Caledon
Swellendam
Riversdale
Mossel Bay
Aliwal South
Ladismith
Prince Albert
Beaufort West
Victoria West
Richmond
Hanover
Colesberg
Carnarvon
Fraserburg
Calvinia
Springbok
Klein-Nama-Land
Grosses Buschmannland
Namaqua-Land
Bushmans-Land
Hottentots-Land
Great Karroo
Little Karroo
Great Namaqua-Land
Little Namaqua-Land
Cape of Good Hope
Cape Agulhas
Nadel Kap
Cape Columbine
Cape Point
Table Bay
Saldanha Bay
St Helena Bay
Algoa Bay
Mossel Bay
Plettenberg Bay
Knysna
George
Uitenhage
Port Elizabeth
Prince Alfred
Oranje Fl.
Orange Fl.
Olifants Fl.
Zout Fl.
Groene Fl.
Bitter Fl.
Breede Fl.
Gouritz Fl.
Gamtoos Fl.
Sundays Fl.
Great Fish Fl.
Great Kei Fl.
Buffalo Fl.
Keiskamma Fl.
Kowie Fl.
Bushmans Fl.
Kromme Fl.
Swartkops Fl.
Zwartkops Fl.
Baviaans Fl.
Kamiesberg
Roggeveld
Nieuweveld
Sneeuwberg
Winterberg
Stormberg
Zuurberg
Witteberg
Cedarberg
Hantam Bg
Roggeveld Bg
Nieuweveld Bg

Anmerkungen.

Einige häufig vorkommende Ausdrücke bedürfen einer Erklärung. Es wird genügen, wenn wir die folgenden besonders herausheben:

Das „hooge veld", Hochfeld, Hochland, z. T. auch Hochebene, ist der höher gelegene Teil Transvaals, von 1400 m über Meereshöhe an, waldlos und wasserarm, gesund und verhältnismäßig gut bewohnt.

Das „laage veld", Tiefland mit dem Buschfeld, sind die tiefer gelegenen Landstriche von Nord- und Osttransvaal, heiß, fieberreich, meist sandig, im Sommer unbewohnbar, aber im Winter der Zufluchtsort der Viehherden. Dornenbäume und -Sträucher bilden den Busch; dazwischen liegen ausgiebige Grasflächen.

„Donga" ist ein trockenes Flußbett oder eine vom Wasser ausgegrabene Rinne.

„Rand" ist ein langgestreckter Berg.

„Kop" ein runder Berg.

„Krans" eine jäh abfallende Bergwand.

Alle diese Ausdrücke beziehen sich nur auf die Form, nicht die Höhe der Berge. „Bult" ist eine Erhebung etwa einem niederen „Rand" gleich. „Randje" und „Kopje" sind Verkleinerungsformen.

„Milies" = Mais, kleines Welschkorn.

„kniehaltern" = einem Pferde den Zügel um ein Bein schlingen, damit es weiß, daß es nicht weglaufen soll.

„Pan" (Pfanne) ist eine kreisförmige, nach der Mitte zu laufende Vertiefung auf dem Hochlande, in der sich Wasser sammelt. Wenn sich Salz daraus gewinnen läßt, ist es eine „Soutpan" (Salzpfanne).

Die mit „station" zusammengesetzten Namen bezeichnen immer die oft weit von dem Dorf oder der Niederlassung des gleichen Namens entfernte Eisenbahnstation.

„Lager" ist nicht gleichbedeutend mit einem stehenden, aufgeschlagenen Lager, sondern jede Heeresabteilung, welche das, was nötig ist, um ein Lager (sei es auch noch so primitiv) zu schlagen, mit sich führt, wird ebenfalls „Lager" genannt. So findet der Leser viele wandernde Lager in den Schilderungen der Buren. Im Gegensatz dazu steht das „Pferdekommando", das keine Wagen mit sich führt.

„Kapkarren" haben nichts mit dem „Kap" zu thun, sondern führen ihren Namen von der „Kappe", dem Schutzdach, das sie tragen. Diese „Kappe" ist bald feststehend, bald zurückschlagbar oder abnehmbar. Die Kapkarren sind das gewöhnliche Gefährt für den Buren auf Reisen, wenn er nicht mit dem großen Ochsenwagen „trekken" muß.

„Das Feld" oder „Veld" ist die Ebene, das Flachland und wird zum „Buschfeld", wenn es mit Wald bestanden ist. D. Ü.

Sachregister

zu A. de Wet, Die Buren in der Kapkolonie.

(Es sind nur die wichtigsten Namen und Ereignisse verzeichnet.)

Afrikaanderbond oder Afrikanerbund 4. 283—284.
Afrikaander Cavallerie Corps (A.C.C.) 82. 84. 195. 203
Albrecht, Major 20. 23. 25. 29. 31. 43.
Aliwal-North 86. 117.
Allemansfontein 144. 148.
Ambulanzen 33. 55. 89.
Amnestie 253. 281.
Arbeitskolonie 131. 238. 259.

Badfontein 142—144. 154.
Bakhuisbaas 91.
Bamboesgebirge 187.
Barkly-West 51. 53.
Baxter 71. 194.
Bedford 107. 109. 188.
Belmont 22. 23. 31.
v. Bergmann 271.
Beyers, General 182.
Blockhäuser 116. 120. 154. 211.
Bloemfonteins Eroberung 79.
Boegoefontein 223. 236. 242. 257.
Bokfeveldberg 170. 210.
Boldingh, Leutnant 125.
Boomzaaier 175. 176. 177. 217.
Borrius 74. 78. 189. 203.
Botha, C., Feldkornett, Kommandant 109. 110. 155.
Bouwer, Kommandant 184. 190. 191. 217.
Brabant, General 61. 62. 63.
Brakfluß 92. 104. 105.
Brand, Richter, Kommandant 86. 90. 91—94.
Brandkraal 191.
Brandwacht 174—176.
Breidenbach, Kommandant, General-Aff. 43. 44. 50.
Britstown 87. 92.
Burton, Kapitän 167. 171.
Buschmannland 167. 173. 174. 233. 235. 254.

Caledon 86. 113. 117.
Calvinia 90—92. 156. 170. 179. 191. 210.
Calwell, Oberst 191.
Camdebooberge 141. 191.
Carnavon 79. 89. 158. 164. 167. 238.
Chalmers, Major 21.
Clements, General 61.

Coetzee, Feldkornett 16. 38.
Colesberg 27. 42. 46. 57—62. 68. 128. 129. 132.
Colbe ſ. Kolbe.
Concordia 224. 231.
Conradi 203.
Conroy, Kommandant 88. 89. 91 bis 93. 199—201. 204.
Cradock 107. 109. 110. 149.
Cronjé, A., General 47. 48.
— Piet, General 14. 27. 34. 41—48. 61. 67. 69. 79.

Darling 177. 178.
De Aar 27. 58.
De Kerſauſon (Marquis) 162. 164. 169. 253. 259. 267.
De Kielsfurt 46.
De la Rey, General 14. 17—20. 25 bis 27. 34. 37. 42. 60. 61. 68. 83. 184. 200.
— — Rey's Sohn 32.
Deutſch-Südweſtafrika 196—199. 259 bis 271.
De Vos, Feldkornett 211.
De Wet, Andries 68—83. 195—205. 217. 220—223.
— — Chriſtian 27. 42. 47. 84—86. 92—105. 128. 131. 139. 147. 183.
— — Piet 60.
Dewetsdorp 86. 99.
Douglas 70.
Doornberg 96.
Doornfontein 149.
Dordrecht 67.
Dorrien, General 109. 148. 207. 209.
Dreyer, Kommandant 184. 185. 205.
Du Plooy 62. 63. 66.
Du Toit, General 21. 49. 50. 54. 56.

Eingeborene 146 (ſ. auch „Hottentotten").

Feldkornett 115.
Fouché, Kommandant 108.
Fourie, General 86. 95. 97. 98. 100 bis 105.
Fourteen Streams ſ. Veertien Stromen.
Fraſer 158.
French, General 45. 46. 58. 59. 109. 130. 150. 284.
Friedensverhandlungen 227.
Fronemann, General 105.

Ganis 211. 214. 216—218. 223.
Gatacre, General 61. 62. 63. 66. 67.
Gazette, Kommandant 109.
Gorringe, Oberſt 189.
Grab, geſchändetes 120.
Graaff Rainet 110. 129. 148.
Graspan 24. 45.
Grevet, Kommandant 59.
Grobler, Kommandant 57. 62. 66. 68.

Hannay, Oberſt 46.
Hardeveld 215.
Haſebroek, Kommandant 101. 104.
Hebron 52, 53.
Heliograph 118.
Hermann, Kommandant 81.
Hertzog, Richter, General 85. 86—95. 121. 131. 160.
Hoſpital ſ. Boegoefontein.
Hopetown 105.
Hottentotten 75—78. 130. 145. 212. 261—266. 281.
Houtkraal 87. 102.
Houwater 73. 79. 92.
Hugo, Kommandant 131. 155. 156.
Hunter, General 55. 110.

Imperial-Yeomanry 53. 73.

Jameſon 3.
Jammerbergsdrift 116. 117. 185.
Jooſte, Kommandant 68—79.
Joubert („Klein"-J.) 164. 213.

Kakamas 199.
Kamele 270.

Kamiesgebirge 217.
Kapſtadt 179.
Karroo 141.
Katkop 242.
Keetmannshoop 196.
Kekewich 20. 22. 33. 34.
Kelly, Leutnant 91.
Kenhart 73. 74—86. 143. 161.
Keſtell, Pfarrer 115.
Khakiuniform 71. 194.
Kimberley 19. 33. 41—49. 55. 79.
Kirſter, Kommandant 184. 192.
Kitchener, Lord 71. 73. 79. 150. 194. 284.
Klein-Namaqualand 203. 211—215.
Klipfurt 46.
Koffiefontein 47.
Kolbe, Kommandant 20. 49. 96. 97.
Kolmberg 53.
Koedoesberg 43.
Koffy, Kapitän 238. 239.
Korporal 116.
Knox, General 97. 98.
Kraaipan 15.
Krepp, Oberſt 109. 155.
Kriegsſchiff, beſchoſſen 177.
Kriel, Pfarrer 206. 215. 242. 252.
Krüger, Präſident 7. 69. 183. 285. 286.
Kuhn, Dr. 195.

Ladyſmith 79.
Lategan, Kommandant 59. 93. 126 bis 132. 138. 204. 259.
Lemmer, General 60.
Lewillyn, Kapitän 154.
Leyds, Dr. 195.
Liebenberg, General 70—81.
— Th. Barth. 279—281.
Lilyfontein 211.
Lotter, Kommandant 107—111.
Louw, Jan 161. 199—203. 204.
—, Willy 132—138.
Lubbe, Kommandant 20.

Macdonald, General 43. 45. 56.
— Pfarrer 119. 123.
Mafeking 14—17. 48. 55. 56.
Magersfontein 34. 47.
Mahon, Oberſt 55.
Malan, A. 82.
— Kommandant, General 131. 155. 156. 162. 211.
Maraisburg 107. 110. 188.
Maritz, Kommandant, General 158. 162—181. 203. 209. 211—232. 243. 245. 258. 265. 268. 270.
Matjesfontein 90. 243.
Maultiere, durchgebrannte 55.
Maxims 118.
Methuen, General 22. 25—48. 53. 59.
Meyer, Joh., Kommandant 139.
Middelburg 107. 109. 110.
Middelpoſt 206—209.
Modderrivier (Station) 27. 33.
Modderfluß 27. 32. 38. 45. 47. 69.
Moddervallei 102.
Molteno 63. 64—67. 108.
Mordthaten 144. 150. 194. 223.
Murray, Oberſt 112.
Murraysburg 107. 131. 141—144. 145. 150.

Namaqualand ſ. „Klein-Namaqualand".
Naſabeek 228.
Naauwpoort 61. 110. 125.
Naudé, Kommandant 206. 210.
Neſer, Feldkornett, Kommandant 129. 157. 210. 251.
Nesbitt, Kapitän 15. 16.
New-Bethesda 107. 148. 152.
Nieuwoudt, Kommandant 86. 87.
Norvalspont 42. 45. 47.

Ochſenwagen, Lenken des 267 f.
Olivier, General 62. 63—67.
Ookiep 223. 225—226. 230—233.
Oosthuyzen 54.

Penkoppe 51.
Pienaar, Dr. 195.
Philipstown 87. 129. 132.
Pieterſen 24. 43.
Pijpers, Kommandant 156. 192.
Pole Carew, General 31. 37.
Port Nolloth 229.
Pretorius, Feldkornett 187.
Prieska 71. 104. 284.
Prinsloo, Mich., General 22. 85.
Proklamationen 130. 144. 147. 152. 158.
„Proklamierungen" 17. 57. 62. 72.

Quaggashoek 110.

Rebellen 156. 250.
Reitz, Th. 83. 84. 203.
Rhodes, Cecil 33. 38. 285.
Richmond 140. 143. 145. 147. 152.
Riverton 49.
Roberts, Lord 47. 61.
Roggeveldgebirge 131.
Rondewalfurt 46. 49.
Rooineks 71.
Rooibaatjes 71.

Schalkwijk 217—219.
Scheepers, Kommandant 86. 14. 149. 150. 192.
Schlebus 66.
Schoemann, General 57—60. 68. 69.
Schoemann, Kommandant 173. 179. 217.
Scholtznek 34.
Schnitdrift 199. 259.
Scobell, General 71, 108—110. 129. 194.
Smit, Kommandant 108. 155. 156.
Smitsfurt 51.
Smuts, General 111. 132. 158. 179. 183—194. 203—229. 246—253.
Springbok 224.
Sprinkhaansnek 113.
Steenkamp, L., Hauptkommandant 69. 70. 80. 81.
Steenkamp, P., Kommandant 62. 63. 66.
Steijn, Präſident 96. 103. 114. 115. 183.
Steinkopf 228.
Steuerwald 162. 169.
Stormberg 63. 64.
Strydenburg 93.
Swanepool, Kommandant 63. 64. 65. 66.

Tabaksberg 96.
Takhaar 51.
Taungs 18. 55. 56.
Theron, Danie 68. 84. 131.
—, Jan 96. 98. 131. 157. 158. 209. 210. 211.
Theuniſſen, Kommandant 86.
Tontelboſchkolk 131. 158. 167. 179—181. 192. 203. 205. 243.
Turner, Major 20, 21, 22.
Tweefontein 129.
Tweerivier ſ. „Modderrivier-Station"

Upington 79. 80. 200.
Urlaubspeſt 42. 52.

Van Rhynsdorp 91. 92. 170. 171. 172. 192. 210.
Van Aswegen, Kommandant 50. 54.
Van Deventer, Kommandant, General 131. 184. 185. 192. 207—210. 215. 225. 229. 243. 245.
Van der Merwe, Kapitän 16. 53. 91.
Van Niekerk, Feldkornett, Kommandant 97. 100.
Van Reenen, Kommandant 108. 109. 152. 158. 162.
Van Wijk 74. 75. 77.
— jun. 278.
Veertienſtromen 50. 52. 56.
Verkeerde Vlei 97. 166.
Verräter 145.
Villebois de Mareuil, Oberſt 41.
Vos, Kommandant 99.
Vrijburg 14—17. 48. 53. 56.

Wache, ſchwarze 35. 38. 39.
Warmbad 255. 260. 261.

Warn (oder Warren?), Major 148.
Warrenton 19. 52.
Weſſels C. J., 18. 20.
— L. B., Kapitän, Kommandant 89. 97. 104. 112. 115. 140—158. 243. 267.
— P., Kommandant 185. 186.
White, Oberſt 167.
Wilſon, Kapitän 149. 151.
Windhoek (in Kapkol.) 210. 211. 245.
— (in Deutſch-Südweſtafr.) 196. 267.
Witfontein 152.
Witkop 29.
Witrand 51. 53. 56.
Witwater 90.

Zandfurt 94. 100. 121.
Zeekoefluß 105. 130.
Zoetwater 243. 245—253.
Zwartrand 43.
Zwartrug 55.
Zwemkuil 71. 105.

Berichtigungen.

Es iſt überall „Dionys" Reitz ſtatt „Th." oder „Theunis" zu leſen,
ebenſo „Garis" ſtatt „Ganis",
und „Te Boop" ſtatt „Boegoefontein" (Boegoefontein iſt eine Farm auf dem Wege nach „Te Boop"; von ihr iſt S. 235 erzählt).
Statt „Kruitfontein" iſt zu leſen „Kruidfontein" (= Pulverquelle); das Waſſer hier roch nach Pulverdampf.

Im Kampf um Südafrika.

Der Krieg ist beendet, ein Heldenvolk — fürs erste — niedergerungen. Wie der Krieg entstand, wie er geführt und wie er beendet wurde, wird hier von den berufensten Staatsmännern und Generalen der Buren selbst berichtet.

Im Kampf um Südafrika

bildet somit das abschließende Werk über den Krieg, in dem sowohl jeder Laie wie auch jeder Politiker und jeder Offizier eine Fülle anregendster Belehrung und Unterhaltung findet. Von der Entstehung des Krieges, die Präsident Krüger in geradezu klassischer Weise schildert, bis zum Friedensprotokoll in Vereeniging, das der Herausgeber des dritten Bandes als Vertreter der Buren selbst aufgenommen hat, findet sich hier alles in unanfechtbarer Weise geschildert, was auf den Krieg Bezug hat. Licht und Schatten ist möglichst gerecht verteilt, so daß bei Freund und Feind das Werk als Quellenwerk über den Krieg betrachtet werden muß. Das Buch erscheint in 48 Lieferungen zu je 50 Pfg.

Band I:

Lebenserinnerungen des Präsidenten Krüger.

Von ihm selbst erzählt.

Herausgegeben von **A. Schowalter.**

(10 Lieferungen zu je 50 Pfg.) Preis schön geb. Mk. 6.—.

Band II:

Die Transvaaler im Krieg mit England.

Kriegserinnerungen von **General Ben Viljoen.**

(14 Lieferungen zu je 50 Pfg.) Preis schön geb. Mk. 8.—.

Band III:

Präsident Steijn und die Freistaater im Krieg mit England.

I. Teil: **Präsident Steijn** von Fr. Rompel.
II. Teil: **Mit den Burenkommandos im Felde** von J. D. Kestell, Feldprediger im Gefolge von Präsident Steijn u. General Chr. de Wet.

(14 Lieferungen zu je 50 Pfg.) Preis schön geb. Mk. 8.—.

Band IV:

Die Buren in der Kapkolonie im Krieg mit England.

Von **A. de Wet, Adjutant H. v. Doornik,** sowie nach den amtlichen Berichten von **General Smuts.**

(10 Lieferungen zu je 50 Pfg.) Preis schön geb. Mk. 6.—.

Im Goldland des Altertums.

Forschungen zwischen Zambesi und Sabi

von

Dr. Carl Peters.

Mit 50 an Ort und Stelle gemachten Original-Illustrationen
von **Tennyson Cole**
50 photographischen Aufnahmen, 1 Heliogravüre und 2 Karten.

27 Bogen. Gr. 8°.

Preis geheftet Mk. 14.—, gebunden in Leinwand Mk. 16.—.

Das neueste Reisewerk von Dr. Carl Peters behandelt die Ophirfrage von sprachlichen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und geographischen Gesichtspunkten aus. Das epochemachende Werk zeugt von der unerschrockenen Thatkraft und Vielseitigkeit des Verfassers, der in allen Lebenslagen sich zurechtfindet und dem vorgesteckten Ziel unverzagt entgegensteuert. Der geistreiche Plauderton, in dem das Werk geschrieben ist, wirkt fesselnd und anregend auf den Leser.

Alles in allem ist das Werk wohl geeignet, sowohl den Erwachsenen, (Forscher und Laien) mit der größten Achtung vor dem schönen Erfolg der Thätigkeit und des Forschungstriebes Dr. Peters' zu erfüllen, als auch den heranwachsenden Jüngling für nationale und wissenschaftliche Hochziele zu begeistern.

Bismarck als Erzieher.

In Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken,
zusammengestellt und systematisch geordnet von

Paul Dehn.

Preis schön in Leinwd. mit vielfarbiger Deckenpressung gebd. **Mk. 6.—.**

Ein Werk wie das vorstehend angezeigte fehlt bis jetzt in der Bismarcklitteratur; es wird von allen Bismarckverehrern mit Freuden begrüßt werden. Es ist ein Katechismus für Bismarckfreunde und eignet sich vorzugsweise als Geschenkwerk für nationale Kreise.

J. F. Lehmanns Verlag, München.

Englands Politik und die Mächte

von **Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart,**

o. Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule zu München.

5 Bogen. gr. 8°. Geheftet **Mk. 1.50.**

Die Geschichte soll die Lehrmeisterin des deutschen Volkes sein. An der Hand der geschichtlichen Thatsachen wirft der Verfasser der lehrreichen Broschüre interessante Schlaglichter auf die wahre Politik Englands von den Tagen der Hansa bis heute. Jeder Deutsche, dem die Zukunft seines Volkes am Herzen liegt, sollte diese Schrift lesen und die darin enthaltenen Gedanken und Schlußfolgerungen in sich aufnehmen und bei jeder passenden Gelegenheit weiter verbreiten, dem deutschen Volke zu Nutz und Lehre.

Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik.

Von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte.

Von **Christian Petzet.** — Geb. **Mk. 10.—.**

Die höchsten Kulturaufgaben des modernen Staates.

Von **Dr. J. Unold.** — Geheftet **Mk. 2.40,** gebunden **Mk. 3.60.**

Bilder u. Skizzen aus Geschichte u. Leben

von **Prof. Dr. Karl Theodor von Heigel,**

Direktor des historischen Seminars in München.

25 Bogen gr. 8°. Preis: brosch. **Mk. 6.—,** in Halbleder geb. **Mk. 8.—.**

In diesem Bande vereinigt der berühmte Geschichtsforscher fünfzehn ebenso interessant wie geistreich behandelte Essays. Das Buch eignet sich vorzüglich als Geschenkwerk für jeden Gebildeten.

Taschenbuch der deutschen und der fremden Kriegsflotten.

Mit teilweiser Benutzung amtlichen Materials.

IV. Jahrgang 1903. Herausgegeben von **B. Weyer,** Kapitänleutnant a. D.

Mit vielen Abbildungen und Skizzen und einer farb. Tafel. — Preis geb. **Mk. 3.—.**

Bilder aus der deutschen See-Kriegsgeschichte

von Germanicus bis Kaiser Wilhelm II.

Von **Vize-Admiral Reinhold von Werner.** — 618 Seiten mit 164 Abbildungen.

Preis eleg. geb. **Mk. 10.—.**

Deutschlands Ruhmestage zur See.

20 Bilder aus der deutschen See-kriegsgeschichte in Kupferdrucken. Von Professor **Hans Petersen,** mit Text von **Vize-Admiral Reinhold von Werner.** Größe der Blätter 52×69 cm.

Preis in Prachtmappe **Mk. 40.—.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Oscar Brandstetter, Leipzig. 21323.

BUCHHANDLUNG
MÜLLER & ZELLER
ZÜRICH I
40 OBERE KIRCHGASSE 40

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DT
932
W415

Wet, Andries de
Die Buren in der Kapkolonie im Kriege mit England

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 19 01 12 012 1